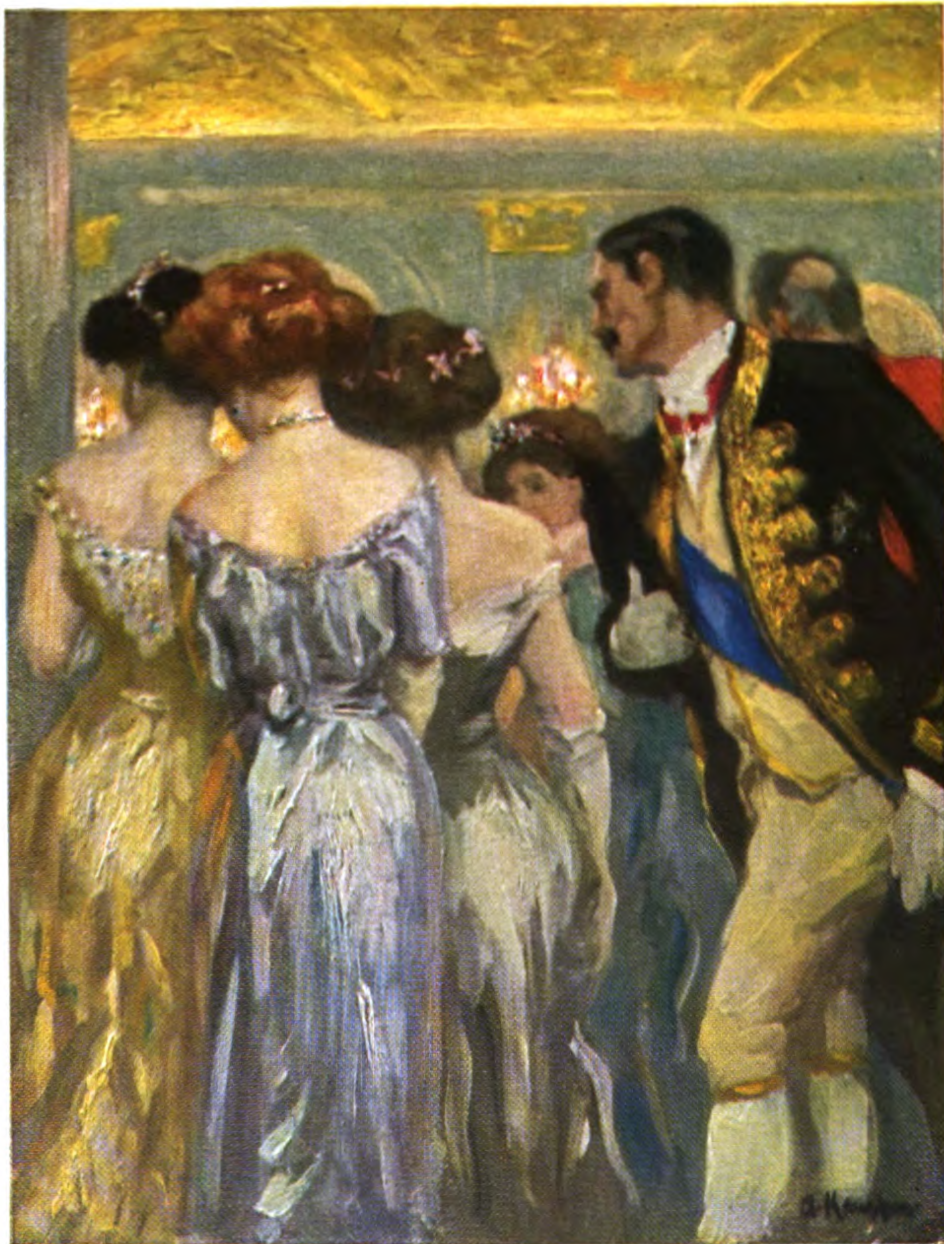


Velhagen u. Klasings Almanach 1914





Velhagen & Klasings Almanach 1914



Hofballerinnerung
Gemälde von Arthur Kampf

Almanach

Herausgegeben
von der Redaktion von
Velhagen und Klasings
Monatsheften
1914



Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien



Hofballerinnerung
Gemälde von Arthur Kampf

Almanach

Herausgegeben von der Redaktion von Velhagen und Klasings Monatsheften

1914



Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

Entwurf für Einband, Vorsatzpapier und Buchschmuck von Heinrich Wieynk in Berlin

Einband von H. Fikentscher und H. Sperling in Leipzig. Text- und Bilderdruck von Fischer & Wittig in Leipzig. 1913

Inhalt



Erzählendes





Dichtungen





Lyrik



 Aufsätze 

 Farbige Kunstblätter 



Gravüredrucke





Der Falke

Novelle von Albert v. Trentini

„Du gehst jetzt noch fort?“ fragte Giuditta Guipart ihren Gatten Andrea. Sie stand auf der Terrasse, über die Brüstung gebeugt, er unten im Kies. Acht Uhr war es, die gelbe Front des Landhauses brannte im Strahl der untergehenden Sonne.

Ärgerlich hob Andreas das Gesicht empor. „Komm mit, ... wenn du willst!“

„Danke!“ Sie schüttelte höhnisch den schönen Kopf mit dem prachtvollen roten Haar. „Als ich ging, hattest du natürlich zu arbeiten! Und wenn ich komme, gehst du!“

„Ich hatte eben zu arbeiten!“

„Ja! Ja! Freilich! Freilich!“

„Und dieses ewige Herumpendeln in der Corù, mit diesem faden Rattenkönig von Leuten, mag ich halt einfach nicht!“

„Wir hätten ja allein gehen können!“

„Und jetzt ...“ die letzten Worte überhörte er absichtlich, „liesest du ja doch deine Zeitung, und vor neun Uhr soupieren wir auch nicht.“

Zornig reckte sich die Gestalt der jungen Frau auf. Ihr Gesicht wurde bleich, um den Mund legte sich eine häßliche Falte. Mit aller Mühe bezwang sie sich dennoch. „Geh nur, geh nur!“ rief sie mit verachtender Stimme und trat ins Haus zurück. „Du kannst ja tun, was du willst! ...“

Einen Augenblick stand Andrea wie versteinert. Würgender Haß versteinerte ihn. So war sie immer! Von allem Anfang an war sie so gewesen! Eckig, scharf, mißtrauisch; — unsympathisch!

Er mochte Mitschuld haben daran. Warum denn nicht? Das ist ja immer so. Er hatte eine Frau erwartet, die

für ihn da sein wollte; und hatte eine Frau gefunden, die verlangte, daß er für sie da war. Darauf war er nicht vorbereitet gewesen.

Vielleicht, wenn sie Kinder hätte, wäre sie anders! Aber sie wollte ja keine Kinder. „Du hast ja nicht einmal für mich Zeit,“ war ihr gewöhnlichster Vorwurf, „was würdest du erst für ein Vater sein ...“

Er machte ein paar Schritte im Kies, vom Hause fort. Weiß Gott, ein Wort, das sagte, wie ihm zumute war, brachte er schon lange nicht mehr heraus! Aber in den Boden stampfen konnte er, daß die Sandkörner um seinen Fuß spritzten! Noch einmal tat er's, ... noch einmal! — Daß ein Mensch so voll Haß auf einen anderen sein konnte ...

„Ja, jetzt hören die langen Tage bald auf,“ sagte da eine Stimme hinter der Westmauer, im Garten. „Um San Giacomo ist's nahezu ein Ende damit.“

Das war offenbar der Gärtner, der das sagte. Andrea lauschte hinüber, im Augenblick verändert, als käme diese Stimme geradeswegs aus jener schmeichelnden Welt, die ihn seit Wochen allabendlich um acht Uhr aus dem Hause trieb. Und als die gemütliche Stimme nun fortfuhr: „Ja, so ein Sommer geht wie ein Freudentag herum, man möcht's nicht meinen“, trat ein fast knabenhaftes Lächeln in Andreas Gesicht, und ohne noch zu bedenken, daß Giuditta, wenn sie ihn so eilig laufen sah, Verdacht schöpfen könnte, jagte er über die blanken Almwiesen blitzschnell dem Walde zu.

Dieser Wald, ein Lärchenwald, zog sich dicht und weich, mit sanften Hügeln und sanften Tälern von Fiamingo, dem Guiparischen Landhaus, empor zu einer runden Kuppe freierhobenen Wiesenlands, vor dessen Saum er, unvermittelt wie eine Mauer, zurücktrat, und senkte sich dann nach der Fiamingo entgegengesetzten Seite, mit Busch und Gestrüpp sich mengend, in mählichen Terrassen zum Landhaus der Sparti hinab, vor dessen Lindenplätzen er haltmachte.

Als Andrea nach schnellem, unhörbarem Gang aus ihm hervortrat, in den Rain der ansteigenden blumigen Wiese, verglommen im Osten die Dolomiten. Ganz ferne hoben

sich über blaßblauen ineinanderverschlungenen Talzügen weiße Zacken in den durchsichtigen Himmel, und von ihnen herüber bis zu den zerrissenen Klüften und Wänden der Sorrà, die scheinbar dicht vor der Grenze der Wiese standen und noch feurig brannten, zogen über weitausgebreiteten, goldigen Almländern zierliche Türme und Grate im letzten Glühen die schimmernde Kette.

Ganz still war es hier. Gegen Süden, wo knapp unter dem Walde Ribalda, das Dorf, lag, und gegen Westen, wo Fiamingo stand, sperrten die Lärchengipfel den Blick. Aus dem kühlen, stahlblauhimmeligen Norden aber schaute das tief in ihn zurückgelagerte Grün der Tramontiner Malghen greifbar herab.

Andrea ging jetzt langsam den Weg im Raine, zur Linken die Wand des Waldes, zur Rechten die üppigen Wellen der Heide. Und kam er bis ungefähr dahin, wo Bianca gewöhnlich aus dem Dunkel aufzutauchen pflegte, dann kehrte er jählings um, lief den Weg zurück und blieb vor dem Walde stehen. Und hörte nun sein Herz rasen und blickte fragend rundum, wo alles vorbereitet schien für ganz glückliche Menschen, in den erlöschenden Himmel empor, der wohlwollend lächelte, lauschte irgendwohin, als hätte die Welt wahrhaftig neue Stimmen oder von neuem die Stimmen, die er verzückt in der ersten Jugend getrunken hatte, und atmete tief auf. Dann, mit einem Male, lief er den Weg wieder nach vorwärts, ungeduldig, jetzt schon ohne den Gedanken an Fiamingo, wo eine verbitterte Frau gequält auf ihn schalt, kam so noch einmal zurück, und blieb endlich, mitten aus der ziellosen Bewegung heraus, angewurzelt stehen: Da war sie!

Er zog den Hut. Er reichte ihr nicht die Hand. Ohne daß sie nur ein einziges Wort miteinander gesprochen hatten, gingen sie langsam, aber unsicher, fast schwankend, nebeneinander über die Halme. Bianca hatte das Gefühl, als stürme in ihrem wilden Herzschlag, der ihr alle klare Besinnung raubte, ein Chor immer gewaltiger ansteigender Orgelstimmen, als nähme das Gras, durch das sie schritt, das übervolle Leben des Mannes an, der neben ihr ging, als schaute aus den in Dämmer verflossenen Formen

der Bäume, aus Dunkelheit und Licht, der auffordernde Strahl seines Auges. Und Andrea, ohne daß er nur einen einzigen Blick auf sie zu tun wagte, empfing im leisen Geräusch ihrer Schritte, im Flüstern des wandelnden Kleides die schmeichlerische Betäubung ihres Duftes, aus den Wogen dieses Duftes, die er mit durstigen Lippen sog, das Bild ihrer Hände, ihrer Arme, ihrer Brust, ihrer Schultern, ihrer bewußtlosen Füße; fühlte sich plötzlich vom vollen Anblick ihres brennenden blauen Auges getroffen, erkannte, genau so, wie er es aus seinen allnächtlichen Träumen aufsteigen sah, dies Auge, unter dem Goldhaar die Stirne, die Wangen, jugend- und glutgerötet, die Nase mit den zitternden Flügeln, die Lippen, gewiß heiß, die Zähne dazwischen, feucht und bekennend ... Er blieb stehen, von einem Schauer gepackt.

Aber Bianca ging ruhig weiter.

Also bezwang er sich. Man ist kein Knabe mehr mit siebenunddreißig Jahren! — Und nun war auch die zwingende Suggestion schon vorbei. Bianca, mit einem kühlen Antlitz, schritt jetzt so neben ihm weiter, als wollte sie ihm beweisen, es sei nur ein Zufall, daß sie sich auch heute wieder auf diesem Wege begegnet wären. Und er ... nun hatten Himmel und Erde auch wieder ihre gewöhnlichen, rätsellosen Gesichter, und er konnte sich vorstellen, mit Giuditta trotz allem noch dreißig, vierzig Jahre zusammen leben zu können ... nun, er nahm diesen unausgesprochenen Zuruf an. ‚Ja' schien sein kohlschwarzes Auge unter der gefurchten Stirn, sein festgeschlossener Mund unter dem englischen Bärtchen zu bestätigen. Und er dachte weiter: ‚Ein bloßer Zufall! Bianca und ich lieben zu unserem Abendspaziergang zufällig ein und denselben Weg!'

Vielleicht erwogen sie Beide jetzt sogar angestrengt und nüchtern, wie in einer bestimmten Sekunde an jedem dieser Abende, wie sie mit freundlicher Unbefangenheit voneinander wegkämen.

Da gerade begann irgendwo ein Vogel zu singen. Und sofort veränderte sich alles in Bianca und Andrea! Nun schritten sie plötzlich rasch, und nach kaum hundert Schritten liefen sie geradezu. Atemlos liefen sie. Ja, stand denn

irgendwo hinter dem Horizont, in den sie liefen, ein Haus, das sie nach dieser bewußtlosen Hast aufnahm? Oder träumten sie nur? Warum dampften aus den kaum vom Wind getroffenen Ketten der Blumen solche Wolken von Wohlgeruch auf, als bärgen die Wände der Wälder und die Schoße der Erde Schönheit, ach, Schönheit für alle sehnsüchtigen Brüste der Welt? Und warum glänzte der Himmel, alle Kontur der Länder verwischend, als gäbe es in Räumen, nach denen sie jahrelang schon empört schrien, Freiheit?

Sie hörten, der eine zum anderen, den Lärm ihrer tobenden Herzen. Blickten sich, in der wilden Hast des Laufs ohne Ziel, in der Raschheit einer gestohlenen Sekunde an und fühlten, wie von einem dieser umarmenden Blicke zum anderen das Feuer ihres Wunsches höher stieg. Wahrhaftig, nimmermehr wußten sie, wo sie waren. Andrea hatte unter seinem fliegenden Schritt die weiche, endlose Wollust der Prärie, Biancas Brust raste, ihre Augen leuchteten, der Himmel spaltete sich über ihnen zu gleißender Tiefe, auf, ganz auf tat er sich, sie flog hinein, ... höher, höher, ... Seligkeit, ... jetzt, ... jetzt, ... sie wollte, mußte einen Schrei ausstoßen ...

„Waren Sie heute in Dolcia oben?"

Sie hatte das gefragt. In der letzten Sekunde war ihr die Beherrschung von irgendwoher gekommen. Und schon verachtete sie die Schwäche von vorhin. Ausatmend, als hätte sie einen harmlosen Sport getrieben, ein bißchen lächelnd, stand sie vor Andrea. Die Hände auf dem Rücken. Und schaute ihn mit der vorgetäuschten Kraft an, auch etwas Wildes, auch den größten Schmerz in seinem Auge kalt zu empfangen.

„Nein," sagte er, sich wieder zum Gehorsam zwingend. „Wir spielten Tennis bei Ziani."

Sie sah, wie bleich er war. ‚Weiß Gott,' dachte sie, ‚hat er ein Knabengesicht oder das eines Nero?'

„So? Bei Ziani?"

„Ja."

„Warum kommt Giuditta nie mehr?"

Während er nach der banalen Antwort rang, entdeckte er eine Menge deutlicher Kleinigkeiten an Bianca. Eine

Welle des Haares war ihr in die Stirne tief hereingesunken. Der Brillant in ihrem Ohr glänzte wie ein Stern aus milder Finsternis. Über dem Halsschluß des weißen Batists, unter dem unendlich jugendlichen Kinn, stand ein schmaler, blauer Saum von Sammet. Und ...

„Giuditta hat keine Freude mehr daran," antwortete er endlich.

Und ... sieh, wie klein ihr Mund war! Die Oberlippe stieg über den nur ein bißchen sichtbaren Zähnen fast wild empor zu dem Zittern der Nüstern ...

„Aber sie sollte doch!"

Bianca setzte sich nun gemächlich in Bewegung, und wieder folgte er ihr. Und so war es jetzt, als ginge das Paar einer sehr vornehmen Gesellschaft in Salontoilette über den Rain. —

„Sie haben Fedrighellos Landhaus noch nicht gesehen?" fragte im Gehen Bianca.

„Nein."

„Sie müssen hinauf; es wird reizend!"

„Oben in Terra rossa?"

„Eine Hütte, ... ich sage Ihnen: Bijou!"

„Wer baut ihm?"

„Aus Prà einer; ein genialer Mensch."

Sie durften, wenn sie wollten, jetzt auch stehenbleiben! Genug! Warum denn nicht? Welten waren zwischen ihnen ...

„Wie ist Giuditta mit dem neuen Diener zufrieden?"

Andrea, fast heiter, ganz wieder zu Hause in der Leibatmosphäre der inneren Glaubenslosigkeit, die äußerlich die besten Hausväter macht: „Brillant. Serviert wie ein Königslakai. Aber er verlangt hundert Lire!"

„Unverschämt! Überhaupt, diese Leute! Meine Bonne kriegt hundertundzwanzig! Ich bitte Sie."

Eine Weile lang noch so weiter, so daß der eine mit jedem Wort über Gesellschaft, Vergnügen, Bücher und Wetter dem anderen immerzu sagte: „Ah, du glaubtest wohl ...? Nun siehst du aber: es ist nichts!" Aber, je länger sie das trieben, um so unnatürlicher wurden ihre Stimmen, um so unbewußter ihre Schritte, schon lange

schritten sie nicht mehr langsam; ihre Augen hatten schon lange wieder die Flammen, ihr Atem ging jäh; Seufzern gleich, die aus noch gezähmter Auflehnung stießen, trennte er die Lüge ihrer Worte. Ganz nahe beieinander liefen sie und kamen einander immer noch näher, und wieder sprang die Glocke des Himmels weit auf über Biancas Augen, wieder hauchten die Dunkelheiten jenen schmeichelnden Duft zu Andrea, jenen Duft, ... und jetzt, ... nein! Noch nicht, ... ja, doch! Jetzt ... jetzt ....

„Bianca!"

Ihr Arm hatte in der heißen Wirrnis den seinen berührt. Sie standen still. Die Augen wild ineinander versenkt. Ich liebe dich! Ich liebe dich! Vielleicht warf in der nächsten Sekunde etwas, das sie nicht zu nennen vermocht hätten, aber das schon tief in ihnen war, ihre Körper zueinander! Vielleicht ...

„Wie spät ist es?" sagte da Bianca.

Noch einmal war es ihr gelungen! Und nochmals folgte er ihr.

„Sagen Sie, wie spät ist es?" Denn er stand unbeweglich wie ein Stein.

Da zog er die Uhr. „Neun Uhr!"

„Neun Uhr?" Erschreckt tat sie ein paar Schritte von ihm fort.

„Vorbei. Ja!"

„Um Gottes willen! Ich derangiere das ganze Haus! — Guten Abend!"

Und ehe er aus der Betäubung erwachte, war sie schon in den Wald geschlüpft. Das Verhallen ihrer eiligen Schritte nur hörte er noch.

⁂ ⁂ ⁂

Fedrighello saß vor dem Hause. Schon war der Rasen, vom Dach der Linden fast ganz überwölbt, dunkel. Die Mauern schimmerten noch ein bißchen, und die weißen Biedermeierbänke um die Linden auch. Das niedere Tor, Fedrighello zur Rechten, stand offen, schwacher Lichtschein drang heimlich heraus.

Was Bianca allabendlich noch allein im Walde zu tun hatte?

Aber Fedrighello regte sich nicht auf. In einer glücklichen Ehe macht sich der Mann neben aller Liebe dadurch am geschätztesten, daß er die Capricen der Frau mit sanfter Überlegenheit duldet.

Übrigens ... da kam sie ja.

„Endlich!“ rief er erfreut und sprang ihr entgegen. „Ich habe wieder einmal die Kinder zu Bett bringen dürfen.“

Bianca schaute ihm tief in die Augen, ... frech! meinte sie, ... und als sie da die alte, immer gleiche Güte las, noch tiefer. „Ich war nämlich in Cipria drüben, mußt du wissen!“ sagte sie übermäßig laut.

„So, in Cipria?“

„Wunderschön, ... weißt du, diese goldenen Abendwolken, ... und ein Duft, ... ein Hauch ... prachtvoll ...“

Er führte sie an der Hand ins Haus. Das fiele doch keinem Mann ein, abends, wenn die Frau zu Hause saß, allein über die Wiesen zu laufen! Um so liebevoller blickte er über sie hin, über das goldne, windzerraufte Haar und die glühenden Wangen.

Bei Tisch dann, nach längerem Schweigen, während in Bianca vorging, was er nicht ahnte, sagte er dann plötzlich: „Wie jung du bist!“

„Jung?“

Weiterlächelnd wiederholte er: „Wie unendlich jung —“

„Warum?“ Sie blickte, ohne sich zu rühren, in den Teller.

„Diese Freude ...“ fuhr er mit seiner freundlichen Stimme, die allerdings ein bißchen näselte und der eines Lehrers glich, fort, „dieser Enthusiasmus für die Natur, diese lyrische Stimmungsfähigkeit, ... dies Übersichhintanzen ... das ist doch jung.“

„Aha!“

Zornig, ohne Grund zornig, fuhr sie auf. Und feindselig blickte sie ihn an. „Und ihr Männer, besonders wenn einer so viele Bücher gelesen hat, wie du, ... ihr seid alt? Ihr tragt alles innerlich?“

Fedrighello merkte von der Erregtheit, mit der sie sprach, keinen Hauch. Er merkte nur, wie immer, daß

Bianca ihn verstand. „Jawohl," sagte er und brach eine Birne, „wir äußern uns nicht."

„Und verachtet uns, weil wir es tun," fuhr Bianca bebend fort.

„Keine Spur." Er merkte noch nichts. Im Gegenteil: sein Interesse stieg nun. Das war ja ein Ideenaustausch. „Wir verstehen euch sogar völlig," sagte er wohlwollend, „besonders, wenn wir euch lieben."

„Nachsichtig seid ihr! Das ist alles!"

„Ist das nicht das gleiche? Verstehen und Nachsicht? Ich verstehe alles, was du tust, weil ich dich liebe, — selbst wenn ich es nicht täte."

„Und so eine Liebe befriediget euch dann wie die Nonnen die Tugend. Unverantwortlicher Hochmut!"

Glücklich lächelte er. Geist hatte sie, das mußte man ihr lassen!

Sie aber war aufgestanden, hatte den Sessel mit leidenschaftlicher Hand niedergestellt. Dieser Mann blieb blind, wenn sie monatelang mit einem andern durch die Lockungen des Abends ging!

„Und ..." sagte sie tönend, und stellte sich hinter ihm auf, „wenn ich einmal etwas Schlechtes täte?"

Er ließ vor Erstaunen die Gabel fallen, blitzte zärtlich zu ihr empor, so daß er überzeugt war, sie sähe nun in einem Blick seine ganze gläubige Liebe, und sagte lächelnd: „Das kann meine Bianca nicht."

„Kann das nicht jeder Mensch?"

Er stand auf. Er war lang, schlank, sein bartloses Gesicht vergeistigt, abgeklärt. Vom Denken die Stirne hoch in die schütteren Haare hineingewölbt, das Auge gefüllt mit der Milde einer gegen wenig böse Veranlagung erkämpften Weltauffassung. — „Nein! Nein!" sagte er ernst, „das kann nicht jeder Mensch. Wir haben Erziehung, Beispiel und vor allem: den Willen gegen die Versuchung. Wir unterscheiden zwischen Gut und Böse. Wir wissen auch, warum wir das Gute vorziehen."

Schillernd und voll von fieberiger Unruhe trat ihm Bianca dicht vor die Augen und tändelte mit einem Büschel Kirschen davor. „Also: warum denn, du Heiliger?"

Zärtlich legte er den Arm um sie, fühlte gar nicht, wie sie sich dagegen wehrte. „Weil wir das Gute als unseren einzigen, wirklichen Zweck, als die alleinige Berechtigung unseres Lebens erkennen. ... Erkennen, sage ich!"

„Und weil wir überdies gerne Ladies und Gentlemen sein wollen. Was?"

Er sah sie mit überraschten Augen an. Und sagte dann, zustimmend und doch verbessernd: „Weil wir mit uns zufrieden sein wollen. Ganz richtig."

Sie wandte jäh ihr Auge von seinem ab. Wenn er wüßte, wie weit, weit weg sie von ihm war! Wie sie nun Lust hatte, weiterzuspielen mit seiner satten Bravheit, ihn anzulügen, immer plumper, ihm die tollsten Geschichten zu erzählen, die alle erlogen waren, bis er zuletzt ratlos mit seiner ganzen hochmütigen Überlegenheit im Netz der Komödie zappelte.

„Ich hab' oben den Faustino begegnet." Sie lachte, sich heftig von ihm entfernend. Das war nämlich auch erlogen.

„Faustino Ferrer?"

Diesmal nickte sie, während sie trällernd im Zimmer auf und nieder tanzte. „Er hat Holz gestohlen."

„Gestohlen? Weißt du's gewiß?"

„Das ist doch klar!"

„Kann er's nicht geschenkt bekommen haben?"

Sie warf ihm einen verächtlichen Blick zu. „Der ... und geschenkt bekommen —"

„Warum denn nicht? Ich gab ihm gestern ein paar alte Anzüge und einen Mantel. Wenn er etwas davon anzieht, muß er es nicht auch gestohlen haben?"

„Dem Faustino gabst du Kleider? Geld vielleicht auch?"

„Eine Bagatelle."

„Fünf Lire?"

„Ich sag' ja: eine Bagatelle."

„Fünfzig Lire?"

„Zwanzig."

Sie drehte sich in tollem, beleidigendem Lachen vor

ihm; das Haar funkelte, das Kleid wirbelte gischtend auf dem Boden. „Dem ärgsten Schnapsbruder, dem größten Lumpen von Ribalda: Anzüge, Mäntel und zwanzig Lire! Ein Wertpapier am Ende auch noch?“

„Aber, Bianca ...“ Gekränkt, überzeugungssehnsüchtig strebte er auf sie zu, weil sie, immer schneller tanzend, von ihm fortschwebte. „Er braucht es. Alt, krank, ohne Obdach. Sollen wir denn immer fragen, bevor wir geben, ob die Gabe verdient ist?“

Wie plötzlich erwachend, blieb sie stehen. Angewurzelt. Und im nächsten Augenblick flog sie ihm um den Hals. In der Dunkelheit ihrer zerwühlten Seele ward mit einem Schlag volles Licht. Diesen Menschen hatte sie betrügen wollen! Diesen Menschen, der gut war, gehöhnt, weil sie selber schlecht war! Bianca! Bianca! — Mit der ganzen Heftigkeit dieser Einsicht umschlang sie ihn, preßte ihn an sich; alle fleckenlose Liebe, die er ihr gegeben, von Anfang an, tauchte vor ihr auf, schnell wie im Traum, klar wie die zwingende Blendkraft morgendlicher Sonne. Niemals eine Wandlung, niemals eine Minderung hatte diese Liebe erfahren!

Während die Welt rundum treulos war, unberechenbar, falsch, hatte er ihr eine Heimat ewiger Güte, festester Verläßlichkeit bereitet —

Und diesen Mann hatte sie betrügen wollen!

„Bianca!“ fragte Fedrighello scheu, weil er nicht verstand.

Aber sie antwortete nicht, küßte ihn nur immer wilder, als könnte sie damit alles gutmachen, küßte ihn mit Lippen, die sich nun schamvoll erinnerten, daß sie einmal heiß und durstig auf den seinen gebrannt hatten, weil sie ihn, den Gütigen, Gerechten, für ihr Leben erringen gewollt. Und wie sie empfand, daß der Nichtsahnende, der lange schon solche Hingabe vermißt, die Entbehrung aber in tapferer Geduld und ohne Klage getragen hatte, wie unter plötzlich einbrechender Helligkeit sich schnell und selig wieder dem vollen Glück ergab, küßte sie weiter, mit geschlossenen Augen, mit einem schlagenden Sturm in der Brust. Und als sie zu sinken drohte, weil dieser Sturm sie nun selbst besiegte, zog

sie ihn mit brennenden Händen, mit voll erblühten Sinnen dem Wiederwerden der Liebe lauschend, die sie schon gestorben geglaubt, durch die dunkeln Zimmer in die Schlafstube der Kinder, riß die Gitterchen nieder, zerrte die Kinder aus dem Schlaf, schlang sich die schlummernden Ärmchen um den Hals, preßte die blondlockigen Köpfchen an ihre rasende Brust und rief, dicht an den Glückseligen gelehnt, verzweifelt sich zu: „Ich bitte dich, sei glücklich!"

⌘ ⌘ ⌘

So wartete Andrea an vielen Abenden umsonst. Er saß da, unter einem der Lärchenbäume des Waldsaumes, das Gesicht in die Hände gelegt, und träumte in die Stille hinein. Daß Bianca nicht mehr kam, wußte er nun ganz sicher. Aber je mehr Abende vergingen, die diese Erkenntnis bekräftigten, um so lieber saß er da, denn nun hatte er ja beides: die trotz aller Sicherheit süße Unsicherheit darüber, ob sie nicht doch jetzt oder jetzt aus den Bäumen trat, und die Beruhigung, daß es ihm, wenn das nicht geschah, erspart blieb, sich ganz zu verschenken.

Davor hatte er die Furcht der immer Getäuschten, derjenigen, die die größten Egoisten geworden sind, weil es niemals eine Frau gegeben hat, die ihre selbstloseste Liebe nicht ausbeutete, und die darum kein Geschenk mehr harmlos vertrauend aus ihrer noch ganz unberaubten Brust herausbringen können.

Diese Furcht bewahrte Andrea die Vernunft. In ihr entdeckte er jeden Abend mehr, daß es ja vergeblich sein würde, noch einmal den Versuch zu wagen, das zu finden, wovon ihm das gelebte Leben schon Beweis genug bot, daß es bei den Menschen nicht zu finden war: die ungeteilte Harmonie zwischen Mann und Weib. Bianca würde, ganz kennen gelernt, ebenso ihn enttäuschen, als er, völlig erkannt, sie enttäuschte; und nach dem üblichen Schluß, dem auch die ins Wunderbarste erhobene Liebe nicht entrann, blieb ihnen beiden nicht nur das bittere Gefühl, Pflicht gebrochen, sondern auch der Hohn, sich umsonst einem nicht mehr zeitgemäßen Traum geopfert zu haben.

Darum: stach ihm in diesen Stunden des Wartens

auch einmal ein knackender Zweig, ein im Pfad unten auf-fallender Stein das bedächtige Herz durch, so daß er in einer Sekunde alle Beschwichtigungen vergaß, aufsprang und mit der pochenden Fülle der Sehnsucht rundum lauerte, ... sobald es von Ribalda unten neun Uhr schlug, stand er doch jedesmal fast froh auf, staubte die Lärchennadeln vom Kleid und flog den Wald durch nach Fiamingo hinüber.

Einmal so nach Hause kommend, fand er Giuditta ihn freundlich bewillkommend. Im Tinello stand unter Blumensträußen der weiße Tisch gedeckt, aus dem Arbeitszimmer daneben, von dunkler halbzugeraffter Portiere gebändigt, schimmerte über Büchern heimeliges Licht, und der Königslakai wartete schon am Büfett mit einer Platte, die den guten Anfang eines guten Soupers verhieß.

Bei Tisch war diese Befriedigung dadurch gehoben, daß Giuditta lustig plauderte und sogar öfters lachte, und wenn sie lachte, war ihr Gesicht unfehlbar schön. Den Höhepunkt der Genugtuung aber bildete es für Andrea, als Giuditta, die sonst gewöhnlich den Mund verzog, sobald er, kaum die Hand aus der Fingerschale getaucht, sich zur Arbeit zurückzog, heute liebenswürdig sagte: „Du hast wohl noch zu tun!“ und mit einem rücksichtsvollen Blick auf ihn die Tafel aufhob. „Wenn du erlaubst?“ beeilte er sich zu sagen, küßte ihr die Hand und verschwand hinter der Portiere.

Aber er arbeitete nicht. Er saß im Fauteuil, rauchte und sah etwas ganz Neues. Es litt also nicht nur er, sondern auch sie! Und so wie er sehnte auch sie sich nach dem vollen Besitz eines Menschen, der ohne Anstrengung und Künstelei sich ihr gab und der damit aus ihr nahm, was sie allein niemals hervorbringen konnte. Und auch sie hatte, ... das zeigte der heutige Empfang, ... darüber nachgedacht, wie diese unwillige und freudlose Ehe besser zu machen wäre, und weil sie wahrgenommen, daß sie beide unter dem ewigen Mißlingen ihrer Gemeinsamkeitsversuche jede Disziplin verloren hatten, hatte sie sich zu neuem Vorsatz der Rücksicht und Nachsicht emporgeschwungen.

Mitleid erfüllte ihn. Wie hätte diese Frau heiter und

glückbringend sein können, wo er an ihrer Sehnsucht nach Liebe von Anfang an vorbeigegangen war? Hatte er nur ein einziges Mal sich diese Sehnsucht zunutze gemacht? Nur ein einziges Mal den geduldigen Willen aufgebracht, dem zu lauschen, was in ihr nach Entfaltung und Leben rief? Und traf also nicht ihn allein die Schuld daran, daß sie bitter, kühl und engherzig geworden war, weil er sie hatte verkümmern lassen?

Und war das wirklich nicht mehr zu ändern?

Er sprang auf, durchmaß die Räume, die ihn von Giudittas Boudoir trennten, und klopfte an ihrer Türe. Sie tat erstaunt, als er eintrat, und weil sie geweint hatte, löschte sie das Licht.

Langsam schritt er auf die Ottomane zu, auf der sie lag, und setzte sich ihr zu Häupten nieder. Dann legte er seine Hand auf ihr Haar und dachte, während er die Züge ihres Gesichts zu erkennen trachtete, angestrengt nach, ob es nicht jetzt ein Wort gäbe, das gleich mit voller Bedeutung in sie eindrang; ein Wort, das so sie befähigen könnte, ruhig und liebevoll sich mit ihm auszusprechen.

Aber er war lange nicht mehr in diesem Boudoir gewesen, hatte lange kein liebes Wort mehr von Giuditta gehört und keines mehr ihr gesagt, und so streichelte er verlegen und unsicher ihre Hand, ihren Arm, ihr Haar — und schwieg.

Bis er plötzlich erschreckt auffuhr. Sie weinte ja! „Giuditta, was ist denn?“ rief er verwirrt und beugte sich über sie herab. „Warum weinst du denn?“ Nun war also das ganze Unglück auch wirklich wahr! Keine schlummernde Einbildung mehr, für die ein greifbarer Beweis mangelte, sondern Tatsache.

Aber diese Regung teils des Erstaunens, teils der Weichheit schwand, als Giuditta nicht antwortete, sondern weiterweinte. Er war doch nicht gekommen, um Tränen zu sehen, was sollte er denn mit Tränen machen! Ratlos, ungeduldig, drückte er die Hand, die sich ihm nicht entzog, fühlte so peinlich deutlich, daß er an diesen Tränen wohl schuld war, aber gerade deshalb sie nicht trocknen wollte und auch nicht trocknen konnte. „Du mußt mir

doch wenigstens sagen, warum du weinst!" sagte er zuletzt ärgerlich. Wirklich, Frauen können, ohne anzuklagen, keinen Schmerz haben!

Aber Giuditta klagte nicht an, diesmal. Mit ungläubigen Armen zog sie ihn auf ihr tränenüberströmtes Gesicht herab, und die er seit langem schon gewohnt war, nur als verletzt vor ihm zurückweichende Frau zu sehen, war nur mehr ein unglückliches Weib. „Sei lieb zu mir!" weinte sie immer heißer. „Sei lieb zu mir!" Und während er diese Tränen seine Wangen netzen fühlte und an seiner Brust das Toben der ihrigen hörte, fielen die Schleier von Monaten und Jahren von seinen Augen, trat Giudittas Weh groß und echt vor ihn hin.

„Aber Kind, sieh, ich bin ja lieb mit dir!" brachte er endlich hervor. „Du mißverstehst das alles ja nur!" Und er beeilte sich, sie zu trösten, indem er das immer wieder sagte, immer mit überzeugenderer Stimme: „Du mußt es ja doch wissen, ... schau', ich hab' dich ja lieb! Ich hab' dich ja lieb!"

„Ich glaub' es nicht mehr! Ich kann's nimmer glauben," antworteten trostlos Giudittas Tränen.

„Aber das ist ja Unsinn!" Geradezu leidenschaftlich wurde er. Sprang empor, ergriff wieder die willenlose Hand, küßte sie heiß. Gott im Himmel, es mußte doch möglich sein, sich wiederzuentzünden! Sie war ja schön. Andere wären verrückt verliebt in sie, und sie, sie liebt ihn! „Das ist ja Unsinn! Du weißt, ich bin einer, dem es schwer fällt, sich zu zeigen. Ich kann's nicht so sagen, wie es in mir ist ..."

„Ich mache dir ja nichts recht!"

„Alles machst du mir recht!"

„Und ich denk' ja an nichts anderes, als an dich, und lebe für nichts anderes, aber du willst ja nicht!"

„Nicht wollen! Ich bitt' dich, Giuditta!" Er riß sie wild von der Ottomane herab, setzte sie sich auf den Schoß, bettete sie in seine Arme und ließ sie dort liegen. „Ich will es natürlich! Ich sehe es ja auch, wie gut du bist. Aber ..."

„Sag' nur: aber ...!"

„Ja, ... nein, ich sage ja gar nicht aber! Ich meine nur: wir sind verschiedene Menschen, ... es gibt ja überhaupt keine gleichen Menschen, und ganz richtig heißt es darum: les extrêmes se touchent, ... aber eben weil wir verschieden sind, müssen wir gewisse Rücksichten füreinander haben."

„Rücksichten? Mein Gott, gerne! Ich will ja alles tun, um heiterer zu sein, ich sehe ein, daß ich dir zu ernst und mürrisch bin ..."

„Und ich sehe ja auch ein, daß ich dich zuviel allein lasse. Diese verdammten Arbeiten ziehen mich ab, und ich sehe ja auch ein ..."

„Ohne Willen wird keine Ehe gut gehen!"

„Gewiß, ein bißchen Kunst wird immer dabei sein müssen! Aber wenn du nur wüßtest, wie gerne ich bereit bin, mich ..." er machte eine wirre Bewegung ins Dunkel mit der aufgereckten Hand ...

„Wenn ich's nur wüßte!"

„Aber es ist doch ganz selbstverständlich so! Glaubst du denn, ich lebe einfach gedankenlos in den Tag hinein und ..."

„Es könnte so schön sein!"

„Ganz recht hast du! Es könnte so schön sein, Giuditta, und es **wird** auch schön werden!" Übersprudelnd, während ihre Tränen nun langsam versiegten, redete er weiter; hastig, die Augen ins Dunkel gerichtet, von tausend heißen Vorsätzen erfüllt. „Es **wird** auch schön werden, Giuditta, wir müssen nur Geduld haben miteinander und den guten Willen ..."

„Ich hab' dich ja so lieb!"

„Ich hab' dich ja auch so lieb!" Er preßte sie mit zitternden Armen an sich. „Wir sind nur ungeschickte Menschen, die sich das Leben verbittern! Wegen nichts! Wegen nichts! Überzeugt bin ich, wenn wir heute eine Reise machten, fort einmal aus dem alten Milieu, sagen wir ans Meer oder nach Paris, ganz allein, irgendwohin, wo uns rundherum niemand kennt ..."

„Andrea!" Sie bebte, tief an ihn geschmiegt, ganz der wohlig einströmenden Betäubung neuer Hoffnung offen,



Polin
Gemälde von Hugo Freiherr von Habermann

ganz nur mehr Wille, sich anzuschmiegen, Wachs zu werden, damit seine Liebe es forme.

„Ich möcht' mich ja selber wiederfinden, Giuditta," fuhr er, sie immer heißer umschlingend, die flackernden Augen ins Dunkel bohrend, fort, „ich möchte wieder so werden, wie ich zu Anfang war, ... da habe ich dich doch ... nicht wahr, da sind wir glücklich gewesen, ... du, ... Giuditta ..."

Besiegt zog sie ihn nieder. Der erste Kuß noch war schüchtern, scheu, als ob der bittere Rest ihres Mißtrauens noch zweifelte. Aber als sie Andreas Lippen brennend und durstig küssen fühlte, als sie sein Herz pochen hörte, zerrann diese letzte Furcht vor Demütigung in grenzenloser Hingabe. Und Andrea enttäuschte sie nicht. Aus allen weit aufgemachten Toren seines Gemüts rief er die Erinnerungen an erlebte Glut und Wonne, alles, was in ihm schrie nach Liebe, goß er, als könnte er es damit in Liebe verzaubern, über Giuditta hin. Rasend, sich selber verleugnend, nur um sie zu beschenken, rief er sich befehlend, verzweifelt zu: „Ich bitte dich, sei glücklich!"

⌘ ⌘ ⌘

Es war der Abend, an dem jenes furchtbare Gewitter losbrach, das im Rund von Ribalda elf Höfe anzündete und die Wildbäche aus den Betten riß. Schon um sechs Uhr breitete sich das satte Schwarz der heerförmig vom Westen heranziehenden Wolkenmassen über die Landschaft. Um sieben lag sie, nicht mehr des leisesten Mutes zu atmen fähig, im nahegerückten Zaun der Berge. Um acht Uhr fiel im Süden ein gelber Blitz, und nun begannen überall die Wetterglocken zu läuten.

Diesen Blitz sah Andrea vom Fenster aus. Gleich darauf lief er aus dem Hause.

Die Wiesen, über die er pfeilschnell eilte, starrten fahl und furchtsam. Gewisse vereinzelte Bäume standen mit geduckten Gipfeln, eingezogenen Zweigen. Eine Schar Raben flog schreiend über sie hin; bald verlor sich ihr Schwarz in der Finsternis des Himmels.

Im Wald schwebte, während Andrea durch ihn lief, die Schwüle dunkel und dumpf.

Als er aus ihm heraustrat, in dampfender Unsicherheit, erstaunte er über die harte Eindeutigkeit aller Dinge, die sich da ausbreiteten. Jeden Bezug zu Freude und Glück wiesen die bleichen Dehnungen des Landes, das zur Kuppe emporstieg, ab; des untengebliebenen Waldes zackige Wipfelkette deutete ernst und gefährlich nach den Finsternissen, die westwärts die Grenzen des Horizonts bedrängten.

Er ließ sich nieder. Den Kopf mit der unerträglichen Verwirrung der gegeneinander streitenden Gedanken in die Hände gebeugt, hörte er den Donner herannahen, die Erde unter sekundenlang wildaufschlagenden Baumkronen stöhnen. Und dies alles, Nacht, Donner, Zittern und Erwarten des Furchtbaren predigte nur eines: nie mehr kommt Bianca! Nie mehr kommt Bianca! — Welch zerbrechende Qual!

Trotzdem, trotz dieser Gewißheit, die über dem Hirn wie bleierne Presse lag, rannten, immer lebendiger und beweglicher, alle aufgestachelten Kräfte dieses Hirns in eine zwingende Vision: plötzlich ... plötzlich, tritt aus der Mauer der regungslosen Bäume Bianca, drüben, da drüben, gerade da drüben; hell blinkt ihr Kleid, höher taucht die Gestalt aus dem kauernden Boden, läuft, näher kommt sie schon, nahe, ... jetzt ...

Erst als er mitten im rasenden Lauf war, wußte er, daß er lief. Und erst als Bianca nur mehr fünf Schritte von ihm entfernt war, das Flackern ihrer Augen, das Fieber ihres stöhnenden Zitterns lebendig schon vor ihm lohte, wußte er, daß sie gekommen war. Er tat, versteinert, ganz bleich, einen Schrei, stürzte im nächsten Augenblick wie ein aus dem Damm jubelnd steigender Fluß auf sie los ... da lag sie in seinem Arme —

Als sie sich endlich voneinander lösten, aber schnell wieder nacheinander langten, als sie nun wußten, daß sie sich geküßt hatten, krachte auf der Kuppe der Donner. Sie schauten wie im Traum empor, errieten die gelbe Brandwolke einer zersplitterten Buche, hefteten die glühenden Blicke wie Besessene ineinander und fielen von neuem, mit tiefgeschlossenen Augen, in die Besinnungslosigkeit dieses ersten Kusses. Und versanken in der Gewalt dieser Liebe, wie

Tropfen der endlich erlösenden Flut eines wartenden Meeres sich hingeben, und erst als der rasselnde, windgepeitschte Schauer des Hagels an sie schlug und sie, die Augen aufmachend, sich von züngelnden Flammen umloht sahen, erkannten sie, wo sie waren. „Schnell, schnell, schnell!" flüsterte Andrea entsetzt, nun nichts mehr als Angst, und zog sie nach dem rauschenden Waldsaum. „Ich begleite dich! Du mußt heim!"

„Gehe du, gehe du!" widerstrebte sie, Angst nur für ihn, und schob ihn von sich. „Mir kann nichts geschehen!"

Er hörte nicht mehr und zögerte auch nicht mehr, nahm sie wie ein Kind auf die Arme und lief. Die Zweige schlugen klatschend hinter ihm zusammen, das Feuer blendete den verborgenen Weg. Die Finsternis, die jedem Blitzstrahl folgte, war volle Nacht, gurgelnd wallten die Wasser um den hilflos tastenden Fuß — endlich schimmerte das Landhaus durch die letzten Netze des Waldes.

„Du", flüsterte Andrea atemlos, während er die pochende Last aus den Armen ließ, „kennst du die Wiese in Donca?"

Nur mehr die Augen sah er von ihr. „Ja."

„Morgen, ... um elf Uhr, ... um zwölf Uhr, ... um ein Uhr ... kommst du hinauf? Ich bin oben!"

„Ja!"

„Ja?"

„Ja!"

Ein Augenblick völliger Stille folgte. Dann sagte der Hall eines rasend jagenden Fußes, daß Bianca nach abwärts lief. Gleich darauf aber krachte der Donner, und der Boden bebte. Und wieder gleich darauf scholl von unten eine erlösende Stimme. „Aber Bianca, was fällt denn dir ein?"

So war sie also geborgen —

Langsam, lächelnd, bewußtlos fast, lief Andrea in den Wald zurück.

⁂ ⁂ ⁂

Die Mittagsglocken von Ribalda läuteten nach Donca herauf. Mühsam, halbgestorben kamen die Klänge in die stillsonnigen Halme der Wiese, wenn sie durch den Wald aufwärts reisten, der, lichtlos fast, sich in dichten Stufen

von Fiamingo emporzog bis zu dieser verborgenen Oase mitten in ihm. Aber die Glockenklänge flogen fröhlich und laut vernehmlich aus dem offenen Auge des wolkenlosen Himmels zu Andrea, dem Wartenden, nieder, wenn sie durch die Luft gewandert waren, über die vieltausend Gipfel hin, und brachten mit ihrem freudigen Geläute das Bild auch des ganzen Mittagslandes mit, von dem sie kamen: ausruhende Ernteschwere nach der bösen Tat des Gewitters.

Als sie verklungen waren, gürtete Stille die Wiese von Donca ebenso undurchdringlich wie der Wald. Und immer sehnsüchtiger lauschte Andrea in den Wald hinein, lächelnd, die Augen unverwandt in das dunkle Grün geheftet, ... noch ein paar Minuten, vielleicht noch zehn, vielleicht nur mehr eine, und diese Sehnsucht ward jauchzend erfüllt! —

Da ... knackte da nicht ein Zweig im Wald unten?

Er sprang wie ein Ball auf, schlich an die Tannenmauer hin. Horchte.

Nein! Es war nichts!

Aber war es nicht schon alle nur träumbare Schönheit, so zu warten und zu wissen: sie kommt! Konnte es etwas Süßeres geben, als sich ganz voll von begeistertster Liebe zu wissen, und doch nicht zu wissen, wie Bianca, wenn sie kam, empfangen?

Da ... von neuem sprang er empor ... Aber das war ihr Schritt! Unter tausenden kannte er ihn heraus! Das war Biancas Schritt!

Wie ein Stein, reglos und trotzdem an allen Gliedern zitternd, stand er an der Hecke und lauschte.

Nein! Wieder nichts!

Wieder ließ er sich nieder. — Gewiß, so wie er heute war, kannte ihn niemand, hatte ihn keiner jemals gesehen! So war er nur in unzähligen Erwartungen bei versperrten Türen, oder einsam, sorglich versteckt, irgendwo in Busa, Torcello oder Gannina gewesen, von der Jugendzeit an bis heute, und jedesmal war die fieberhafte Erwartung enttäuscht worden. Denn was die geheimste Menschenseele sich heilig erträumt, wird niemals Wirklichkeit — Heute aber! In ein paar Minuten! — Ah, einmal, ein-

mal im Leben das sein dürfen und nichts als das, was die ewig gefoppte, trotzdem niemals getötete Sehnsucht da drin — war sie Blut oder Seele? ... schreiend verlangte! Einmal, ein einziges Mal ...

Eine Hand legte sich auf ihn. Er schoß, wie aus schwerer Betäubung gerissen, empor: Bianca stand da! Blau wie die Glockenblumen in der Wiese! Und so hell wie sie. Lächelnd. Ihr Haar funkelte, ihr Mund war feuerrot ... „Bianca!" rief er laut, während sein Gesicht den Wandel von atemlosem Erstaunen in glänzende Seligkeit tat.

„Ich kam von oben," lächelte Bianca.

„Und ich schaute immer nach unten!"

Eine wirre Weile standen sie voreinander. Und da griff noch einmal die Hand des Lebens, dem sie in Wirklichkeit angehörten, an sie. Andrea Giupari und Bianca Sparti, was führte die mittags in einer einsamen Waldwiese zusammen?

Aber diese Hand war kraftlos. Im Augenblick, da sie sich die Finger reichten, ihre Pulse sich fanden, zog eine Wolke, aus Himmelsblau, Sonnenstrahlen und Waldschatten gewebt, über ihr Bewußtsein, spann sich, sie ganz umarmend, um ihre einander suchenden Gestalten und beugte sie sanft in die Blumen nieder. Mitten in den Blumen, mitten unter der Sonne saßen sie so, während die Wolke sie zu neuen Menschen verwandelte.

Alle Dinge um sie herum verloren die Wirklichkeit ihrer Erscheinung. Der Wald hatte Töne in sich. Brach nur ein kleines, dürres Ästchen in ihm, dann flutete der Schwall der Melodien aus seinen Gewölben hervor, und jede Melodie zerriß die Begriffe von Zeit und Raum. Die Sonne aber wieder riß plötzlich eine Bahn in den Bann des Waldes, und was durch diese Gasse blickte, war nicht nur ein Teil der Welt, sondern die ganze, und frohlockend verschwand unterm Strahl dieses unendlichen Blicks die engbegrenzte, eindeutige Landschaft, in der sie sich herzklopfend befanden. Das Schönste, weil Befreiendste, aber geschah ihnen aus dem blauen Strom der Luft, der über sie unausgesetzt niederfloß, denn er kündete

Freude, Freude, Freude, nichts als Freude, und als diese selige Last sie gedankenlos und aller menschlichen Beschränkungen ledig gemacht hatte, legte er eine solch tiefatmende, überzeugte Wonne auf sie, daß alle Erinnerung an Qual des Sehnens und Pein der Entbehrung von ihnen abfiel, und sie immer erlöster erkannten, daß sie bisher von unentschuldbar grausamer Gewalt versperrt gehalten, nun aber in ihre wahre Bestimmung entflohen waren.

„Ich liebe deine Augen so sehr!" flüsterte Andrea bebend. „Ich liebe deine Hände so sehr!" flüsterte Bianca, dem Ton seiner bewußtlosen Stimme folgend. Und nur noch eine Sekunde lang zähmte sie die aus dem Traum aufbrechende Scham, die ihnen vorhielt, es sei dem anderen gewiß unbegreiflich, wie eine Frau, die die Liebe schon kannte, wie ein Mann, der die Liebe schon kannte, sich der kindlichen Lust jugendhaftester Liebkosungen jubelnd, so jubelnd hingeben wollte.

Nur noch eine Sekunde! Nach ihr folgten sie willig, sich selber bis in die tiefste Heimlichkeit ihrer Sehnsucht dankbar zulächelnd, dem Verlangen dieser Gewalt, und lagen sich heiß und doch ohne die sprunghafte Ungeduld der Leidenschaft in den Armen. Als ob sie beide noch niemals im Leben die Seligkeit erlebt hätten, mit dem, was sie mit Leib und Seele liebten, zu schalten und walten, wie es ihrer Liebe nottat, liebkosten sie sich, dabei aus dem wortlosen, keuschen Spiel, das ihnen schmeichelnd die Adern befahlen, in den verzauberten Blick der plötzlich Begnadeten verfallend, die die dargereichte Schönheit nicht fassen können, es sei denn mit dem überwältigten Auge des nicht zu äußernden Innern. In die Flammen einer Glut wanderten sie, die purpurn schon ihre Wangen färbte, ihre Augen groß und bewundernd, ihre Lippen heiß und weich und die Hände zugleich unaussprechlich zärtlich und unaussprechlich schamhaft machten. Biancas Haar lag fast ausgebreitet, fließendes Gold, im Geschlinge der geknickten Glockenblumen, ihre Arme zitterten um Andreas Nacken, die Wellen ihres lispelnden Kleides, vom Himmel in wandelnde Reflexe gezerrt, hauchten Inbrust und Demut aus, und Andrea, geschlossener Augen, war über diese

Welt von Hingabe gebeugt. Und während sie so, seufzend und sich mit diesen freudezitternden Seufzern dankend, sich küßten, lächelten sie verklärt und wußten, daß sie sich nun alles, alles anvertrauten, was vor einer Stunde noch jede Möglichkeit, Wort zu werden, verlacht hatte ...

Es schlug von den zwei Kirchen in Ribalda ein Uhr, sie hörten es nicht. Sie richteten sich wohl empor, schauten wie im Traum umher, rundum, sahen sich glänzend und verwirrt in die Augen, drückten sich die pochenden Hände, um dann wie Wellen, die sich, von irgendeiner ungekannten Macht aus den Bogen des Meeres hoch emporgestoßen, derselben Macht folgend, wieder zurücksenken, wieder in die Blumen zu gleiten und sich von neuem zu liebkosen.

Und dies wiederholten sie, willenlos, bis ein Geräusch, ... war's ein Knall, war's ein Schuß? ... sie jäh aufriß. Aneinandergelehnt, fast müde, saßen sie nun in den Blumen, die den Mittag ausdufteten, und erst als sie schon eine Weile lang in den grünen Grund vor sich hingeblickt hatten, begriffen sie, warum und was sie schauten.

Ihnen gegenüber, auf einem Ast, der sich aus der Mauer des Waldes vorstreckte, saß ein Falke. Er mußte eben erst niedergestürzt sein, denn seine Schwingen, zusammengelegt, zitterten noch von der blitzschnellen Gewalt seines Fluges. Seine Haltung war die eines fremden, strengen Zuschauers. Mit unbeweglichen Augen, völlig stumm, sah er zu den zwei Emporgeschreckten herüber.

Die lächelten zuerst, als sähen sie in dem plötzlich aus dem Himmel gefallenen Tier nur einen Zeugen mehr ihres Glückes. Und erwiderten seinen Blick fast mutwillig, als wollten sie ihm zu verstehen geben: Du glaubst, wir sind Bäume, und darum bist du so sicher; aber nur eine kleine Bewegung, und du bist schon hinweg!

Dann, nach einer Weile — wie alle Menschen es vor unbeweglichen Tieren machen — richtete sich Bianca, Andreas Hand in der ihrigen, um einen Zoll aus der Wiese. Aber — siehe da! — der Falke rührte sich nicht!

Und nun erbleichte Bianca. Denn waren diese Augen da drüben nicht Fedrighellos Augen? Waren diese Augen da drüben nicht auch ... ihrer Kinder Augen?

Jäh ließ sie Andreas Hand los. Wollte ihr Gesicht mit aller Anstrengung abwenden von der Mauer des Waldes. Brachte es aber nicht zustande. Beide Arme nach rückwärts in die Blumen gestemmt, mußte sie das Haupt mit dem wirren Gold unerbittlich nach den starren Augen gewandt halten, ... ohne mit der Wimper zucken zu können.

Zuletzt, als dieser Bann unerträglich wurde, nach einer Stille, die sie mit allen Bildern des häßlichen Betruges angefüllt hatte, raffte sie sich auf und rief, wie zur Hilfe, leise und angstvoll: „Andrea!"

Aber auch Andrea war von den scharfen Augen des Tieres gepackt worden. Er wollte, um ihr in der erratenen Not zu helfen, sich zu ihr hinüberbeugen, da sie ja so nahe, nahe, ihm saß; aber nur mit einer Hälfte seines betroffenen Blickes erfaßte er sie, — und da sah Bianca: auch er hatte das Auge da drüben erkannt. Denn dieses Auge war auch Giudittas Auge!

Sie senkten, aller Sicherheit ihrer selbst beraubt, die Blicke. Fühlten sich von einem Scheinwerfer bis in jenes Stück ihres Lebens beleuchtet, das sie voreinander verbergen wollten, und empfanden, indem sie gerade dieses Licht haßten, wie es sie nun rücksichtslos voreinander entblößte.

Da unten, irgendwo, lebte in dieser Stunde Giuditta! Noch immer lebte sie von der Hoffnung jener Nacht, da er sich ihr zurückgegeben hatte, und schuf ihm und ihr in willigen Gedanken gute Zukunft! Und ahnte nicht, wo er jetzt war, wer er jetzt war für eine andere ...

Da unten, irgendwo, lebte in dieser Stunde Fedrighello! Er hatte die Kinder auf den Knien, seine Miene strahlte hell den Glauben seiner Liebe aus, und von diesem Strahl waren auch die Mienen der Kinder hell. — Und ahnte nicht, wo sie jetzt war, wer sie jetzt war für einen anderen ...!

Gleichzeitig, wie auf Befehl, hoben sie ihre Blicke zurück. Haßvoll, aber auch voll spöttischer Kraft, schauten sie die Augen des Falken, der immer noch unbeweglich hockte. — Von einem Tier sich schrecken lassen? Dieser gött-

lichen Liebe die Gewöhnlichkeit der feigen Moral vorziehen? — Lächelnd, bereit zur seligen Tat, hinter der der Bruch mit dieser Gewöhnlichkeit schon endgültig war und die Zukunft nur mehr Lüge oder Rücksichtslosigkeit kannte, fielen sie sich in die Arme. Und, zu Leben und Tod entschlossen, fanden sich ihre Lippen.

Aber dieser Kuß ward gestört! Plötzlich sahen sie sich wieder auseinandergelöst und emporgerissen und gegenüber den unbeweglichen Augen des Tieres zittern! Was war geschehen?

Nichts war geschehen. Aber — sie blickten sich fragend und gequält an — diese Augen waren nunmehr verändert! Gänzlich verändert! Die Vision war vorbei! Ein weißes, unendlich erfahrenes, gütiges Licht glühte nun aus diesem Auge! Und schon glaubten sie, jeder für sich, dies Licht zu verstehen, zogen es, jeder für sich, mit allen rufenden und widerstreitenden Mächten ihrer Liebe an. Aber weil sie es nicht wagten, sich zu gestehen, was sie verstanden, nahmen sie sich wie furchtsame Kinder bei den Händen, lehnten sich scheu, traurig aneinander, blickten sich, wie um mit den Augen sich zuzuflüstern, wofür sie kein Wort hatten, immer wieder an. ‚Andrea' wollte Bianca sagen, ‚hörst du es nicht, wie er sagt: Nicht weiter! Bis hierher war es Traum! Im Erwachen, Vollenden wird es gewöhnliches Leben. Wie jede Wirklichkeit!' — ‚Bianca,' wollte Andrea fragen, ‚hörst auch du, wie es sagt: Glück ist nur der Glaube ans Glück! Und ist es verwehrt, das Glück zu erleben: es ahnen zu dürfen, ist das letzte, was uns erlaubt bleibt?'

Aber sie schwiegen. Aneinandergelehnt, lauschend, mit den innersten Seelen zueinander sprechend, während ihre Herzen pochten, schwiegen sie.

Bis plötzlich — unvermittelt — Bianca emporsprang. „Ich denke," sagte sie bleich, mit furchtbarer Angst auf Andrea niederschauend, „ich ziehe morgen mit den Kindern nach Voglia. Mama will uns schon lange haben."

Zitternd stand sie vor ihm. Wie, wenn er nun nicht verstanden hatte, wie sie?

Andrea erhob sich. Sah sie mit seligem, dankbarem

Lächeln an. „Und ich denke, ich ziehe morgen nach Turcio, wir bauen dort ein neues Haus. Man braucht mich schon lange."

Ihre Gesichter erstrahlten. Zu einer einzigen vereinten sich die Wesenheiten ihrer Liebe über der unaussprechlichen Zärtlichkeit ihres Blickes.

„Dann —" ... Bianca trat einen Schritt zurück und streckte die Hand über die Trennung — „addio!"

„Addio!"

Noch einen Schritt trat Bianca zurück, — in diesem Augenblick ertönte ein scharfer Knall, eine Welle lief in der Luft, ... der Falke war aufgeflogen, tauchte über den Gipfeln in den schleirigen Himmel.

Eine Sekunde lang starrten sie, wie von einem Zauber gehalten, in den Himmel. Und tauchten gleich darauf, noch einmal, wie große Lichter, die Augen ineinander.

„Ein Falke war's!" sagte dann Bianca leise.

„Ein Falke, ja!"

Dann, mit einem heftigen Ruck, riß sie sich los. Ein schlanker, schneller Tritt flog über die Blumen, in der Mauer des Waldes ward der Lärm auseinandergeschobener Zweige laut, eine blaue Wolke zwängte sich ins Dickicht, — und sie war verschwunden.

Später, eine Weile später, tönte aus den Treppen des Waldes noch der Ton der verhallenden Schritte. Nach einer Weile nochmals. — Dann, von weit, weit unten herauf, das letztemal.

Und dann war es still in der Wiese.

Und langsam, ohne sich noch umzusehen, stieg nun auch Andrea über die verwelkten Blumen in den Wald.



Sonnenstrophe

Die Sonne verspinnt ihr leuchtendes langes Goldhaar
Zu einem Schleier, der alle Wunden verhüllt.
Meine Seele vergißt es, daß sie beim Leide in Sold war,
Ist ganz von reichen und feinen Gedanken erfüllt,
Wie einst, als der König, das Leben, ihr Herr und ihr hold war.

Frida Schanz

Die Welt voll blühender Gärten

Die Welt voll blühender Gärten stand,
Zart wie der Träume flüchtiges Land.
Wir wurden beide vom Lichte getragen
Und fuhren doch nur im holpernden Wagen.
Wir kamen wie mit der Sonne geflogen,
Und doch nur, vom ältesten Gaul gezogen,
Rückten wir vorwärts auf blühender Straße.
Lachend unter der Staubwolken Masse,
Meinten wir staubfrei im Äther zu schweben,
Schmeckten schon Trauben der knospenden Reben,
Schmeckten die Früchte den Blüten voraus,
Fanden nur Glück und teilten es aus. —
Mit deiner Liebsten dem Frühling entgegenfahre,
Das pflückt dir vom Kopf die grauesten Haare.

Max Dauthendey

Reservistenzug

Von

Franz Theodor Csokor

Der Bahnhof reißt den runden Rachen auf;
Dampf schwimmt hervor aus seinen Eisen-
kiefern.
Wie Zähne starren Züge: Hauf um Hauf
Verpfercht ins Ungewisse hinzuliefern.

Da schnauben Rosse; dort harrt unter Tuch
Viel Fremder Tod noch im Geschütz verborgen.
Bepackte Menschen, Singen, leiser Fluch,
Geprahl und Rausch, vor einer Frage: Mor-
gen? —

Und fort! Und Pfiffe jammern, Felgen pochen, —
Die Köpfe, die sich aus den Fenstern recken,
Verschrumpfen bald zu gleichgewischten Flecken
Und ferner dann zu blaubemützten Knochen.

Und eine Alte will nicht vom Perron;
Sie sträubt sich, klammt verzweifelt am Ge-
länder
Und beißt und brüllt nach Gott um ihren Sohn!
Doch keine Blitze fallen in den Tender.



Frauenbriefe — aus den Befreiungskriegen

Von Dr. Ernst Heilborn

„Welche stille, ungerühmte Größe,
Religion im höchsten Sinn, lebt in Weibern, die ich in grasbewachsenen, vergessenen Höfen fand."
(Rahel, 1812.)

Es ist im Mai des Jahres 1813 in Hamburg. Eine junge Frau — die vier älteren Kinder sind um sie, die drei kleinsten hat sie ihrer Mutter anvertraut, ein achtes Kind trägt sie unter dem Herzen — lauscht auf das Schießen draußen, das in ihre Wohnung hinübertönt. Sie weiß ihren Mann unter den Kämpfern.

In den Augenblicken des heftigsten Schießens tritt eine Ordonnanz bei ihr ein: ihr Mann läßt sie um eine gewisse kleine Schachtel bitten, die sich in seinem Schreibtisch befinde. Sie holt das Gewünschte, und in dem Augenblick, da sie die Schachtel in Händen hält, weiß sie es mit Gewißheit, daß Gift darin ist. Aber soll er, den sie liebt, in Feindeshände fallen? Wird Gott ihm nicht verzeihen, wenn er den Tod der Schmach vorzieht? Hat sie selbst ein Recht, sich zwischen ihn und seinen Gott zu drängen? Noch wartet die Ordonnanz: sie gibt ihm die Schachtel.

Man kennt die Namen mutbeseelter, aufopferungsstarker Frauen aus den Freiheitskriegen. Die einen steckten sich ins Mannsgewand und taten im Felde mit; andere gaben ihren Haarschmuck als bescheidenes, goldaufwiegendes Scherflein. Es ist aber vielleicht das alles nicht das Größte. Schwerer als sich selber der Gefahr preiszugeben, scheint es, den, den man liebt, hinauszuschicken. Und nun zu warten, die langen Stunden, die Monate hindurch. Und so zu warten, daß die Liebe dem da draußen nicht zur Last wird, sondern zur Kraft.

Aus sich selbst heraus vermag der einzelne das kaum. Es gibt aber Zeiten, in denen der Geist der Allgemeinheit stark wird, der Organismus das Glied fühlbarer belebt. Wir lesen in Frauenbriefen aus den Jahren vor und während der Freiheitskriege und wähnen es mitzuerleben, wie ein Gemeinschaftsgeist sich bildet, wie sich die einzelnen Stimmen, in sich unterscheidbar, zum Chorgesang vermählen.

Bereits im Jahre 1809 schrieb ein preußischer Leutnant v. Ditfurth an seine Braut: „Unsere Weiber, unsere Mädchen müssen den Feind unseres Vaterlandes hassen, es muß dahin kommen, daß das deutsche Mädchen in dem Jüngling oder in dem Manne auch den Patrioten, den Soldaten, den Verteidiger des Vaterlandes liebt. Dann wird es mehr hochherzige Männer geben." So lautete die Forderung, und sie erging an alle, und dies Gefühl des Angewiesenseins auf die seelische Mitarbeit der Frauen war darin. Es sollte dieser Forderung aber eine Verwirklichung zuteil werden, überwältigend und ungeahnt, wie nur je eine Erfüllung den Wunsch erröten machte.

Das ist nun freilich etwas andres als das Verlangen des Mannes, den Preis für seine Taten aus Frauenhänden zu empfangen. Und doch ist auch das darin. Derselbe Ditfurth schreibt im Februar 1813: „Wäre es nicht zum Verzweifeln, wenn wir, die Garde, hier ruhig hinter dem Ofen säßen, während alles für alles, für das Vaterland und für den König kämpft? Mit welchen Empfindungen würdest Du mich in Potsdam beim Einmarsch empfangen? Würdest Du Dich nicht in meiner Seele für mich schämen? Möchtest Du nicht, daß ich als tapferer Krieger, braver Soldat, tausend Gefahren entronnen, vielleicht mit Ehrenzeichen geschmückt, geachtet und geehrt zurückkehre, welch ein Wiedersehen würde das sein!"

So klingt der sehr menschliche Ton in dem großen Choral mit durch. Man wird ihn auch in seiner Weise aus dem Responsorium der Frauenstimmen heraushören, und vielleicht dringt der gebrochene Laut zu tiefst ins Herz.

Preußisch Land. Noch ist das Erdreich winterlich und starr. Man schreitet über die Felder, Art und Güte des Bodens zu prüfen.

Wir besitzen die Briefe eines preußischen Offiziers an seine Braut aus den Jahren 1799 und 1800; Durchschnittsnaturen, darum doppelt charakteristisch für das Empfinden ihrer Zeit. Der Herr v. Wedell schreibt an das Fräulein Clementine v. d. Goltz: „Ich fühlte mich stark genug, mit Ihrer Hilfe diese Fehler, zum Teil wenigstens, ablegen zu können, und dachte mich, das für uns beide belohnende Gefühl, das uns gewiß glücklich machen muß, wenn wir gegenseitig uns bemühen, unsere moralische Vervollkommnung zu bewirken." In der Tat arbeiten die beiden unaufhörlich an ihrer „moralischen Vervollkommnung". Sie sagt ihm einmal beim Abschied: „Wir wollen immer gut bleiben, lieber Otto, dann werden wir uns auch ewig lieben." Er rät ihr: „Behalte ja diese ungekünstelte Natur und laß Dich nicht verstellen."

Oder er führt ihr zu Gewissen, daß Eitelkeit bei einem jungen Mädchen sehr zu verzeihen sei, diese Eitelkeit aber niemals in Koketterie ausarten dürfe, ein Laster, das ein sonst noch so kluges Mädchen in den Augen des rechtschaffenen Mannes sehr herabwürdigt. Oder er legt ihr nahe, daß für ein junges Mädchen nichts schädlicher sei als „erstlich" die zu leichte Kleidung und „zweitens" das starke Erhitzen durch den Tanz. Sauber pedantisch wird die Musik als eine „Unterhaltung" empfohlen, die „immer angenehm bleibt", und in derb philiströsem Behagen nennt er die Braut bereits „Muttchen" und stellt sich vor, wie er mit ihr gemeinsam das Rechnungsbuch führen werde: „aber geizig wollen wir nicht werden; meine Trine muß sorgen, daß ich immer etwas Guts zu essen und zu trinken habe, denn es wird Dich doch freuen, mein Mütterchen, wenn's mir schmeckt?"

Es ist ein eigen Ding mit der großen Zeitenuhr: der Zeiger mag längst vorgerückt sein, aber die Glocke schlägt nun erst die vergangene Stunde. Um das Jahr 1800! Goethe und Schiller haben die Welt der Geister verjüngt, aber der Herr v. Wedell empfiehlt seiner Braut die Schriften

der La Roche, Gellerts sämtliche Werke und Knigges Umgang mit Menschen.

Preußisch Land und sandiger Boden. Nur haben wir es hier nicht mit führenden Geistern, sondern eben mit biederen Alltagsmenschen zu tun, die bald genug zum Gleichschritt der Bataillone antreten werden. Wir wissen, wo wir stehen: mitten im verstandesdürren, philiströs behaglichen Rationalismus. Ein Streben ist da, aber die Absichtlichkeit lähmt es, und über brav-bürgerliche Tugend reicht es nicht hinaus.

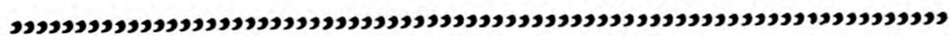
Ein zweites Paar löst das erste ab. Das Fräulein Philippine v. Griesheim, sehr angesehener, aber arg verarmter Familie entstammt, ist in tiefer Liebe zu einem jungen Offizier Albert v. Wedell entbrannt. Beiderseitige Vermögenslosigkeit stellt sich ihrer Verbindung entgegen. Er stößt zu Schill, wird gefangen genommen und erschossen.

Ein streng patriarchalisches Milieu. Der Vater des jungen Mädchens fordert von seiner Tochter, einem anderen als dem von ihr Erwählten die Hand zum Ehebunde zu reichen: sie wird ohnmächtig, verfällt in Krankheit, aber kein Wort der Weigerung kommt über ihre Lippen, der Gehorsam gilt ihr als selbstverständlich. Und diese patriarchalische Welt empfängt noch immer ihr dürftig Licht vom Rationalismus. Das Hausbrot dieser Tugend schmeckt noch immer altbacken. Man denkt an den jungen, altklugen Heinrich v. Kleist, wenn man hört, daß der Herr v. Wedell dem Fräulein v. Griesheim Aufsätze in deutscher und französischer Sprache aufgibt und daß er ihr Gedichte vorliest, um „ihren Geschmack zu bilden“.

Doch ist auch etwas wie Morgenschein der jungen Romantik in diesen Briefen. Äußerlich, wenn das Fräulein v. Griesheim in heimlicher Morgenstunde aufsteht, den Choral zu hören, den der liebe Mann ihr auf dem Waldhorn bläst. Innerlich durchaus, in diesem Liebesgefühl, das völlig Magdtum und gläubiges Aufblicken ist, und aus dem einem das Chamissosche „Er, der Herrlichste von allen“ immer wieder entgegenklingt. Und das kennzeichnet die bedeutsame Wandlung: mit der Liebe zugleich entsteht und



Abendstimmung
Gemälde von Rudolf Dürrwang



besteht eine tiefe Frömmigkeit, welche die Notwendigkeit der Lebensfügung begreift.

So steigt man die Stufen zum Thron hinan zu ihr, in der diese Vorbereitungszeit verklärt erscheint: Königin Luise.

Was jener preußische Leutnant und spätere General als eine notwendige Forderung der Epoche begriffen hatte, der Haß der Frauen gegen den Landesfeind, ist in ihr; ja er nimmt bei der religiösen Grundstimmung ihres Wesens transzendentale, mythenbildende Gestalt an: Napoleon gilt als der Widerpart alles Guten, als ein Abgesandter höllischer Mächte.

Noch entdeckt man in dieser königlichen Frau, daß auch ihre Bildung in rationalistischen Vorstellungen wurzelte. Sie übernimmt den Tugend- und Ehrbegriff in harter, starrer Prägung. Das Ideal von Häuslichkeit und Familie, das ihr vorschwebt und das sie so einzig schön verwirklicht, erinnert als solches mehr an Voß als an Goethe. Aber sie ist zugleich so ganz liebendes Weib, ist so naturhaft Mutter, daß die Begriffe auf dem Wege von ihrem (nicht zu unterschätzenden) Verstande zu ihrem Herzen alle Starrheit verlieren und seelische Offenbarungskraft gewinnen.

So sehr Mutter, daß sie aus ihren Kindern heraus die Welt begreift: „Ich beklage mich dennoch nicht, daß meine Lebenstage in diese Unglücksepoche fielen. Vielleicht gab mein Dasein Kindern das Leben, die einst zum Wohl der Menschheit beitragen werden.“ So sehr Gattin, daß sie auch in den schlimmsten Tagen sich an der Haltung ihres Gemahls aufzurichten vermag: „Der König tut seine Pflicht. Er erhält die Ehre der Nation — die Nation ehrt ihn. Gibt es etwas Größeres im Unglück?“

Größeres gibt es wohl. Ehre und Pflicht allein hätten die Freiheitskriege nicht geschlagen. Ehre und Pflicht hätten zum mindesten den zurückbleibenden, den wartenden und immer wieder wartenden Frauen nicht die Kraft verliehen, ihren im Felde stehenden Männern das zu sein, was sie ihnen in Wirklichkeit wurden. Ehre und Pflicht tragen immer noch das arme Persönlichkeitsmerkmal; was aber not tat, war das bedingungslose Aufgehen in die Allgemeinheit.

In Luise adelte die Mutter die Königin. Aus der Empfindung erwuchs ihr ein neues Begreifen. „Freilich hatt' ich die Ahnung, daß es nicht Belohnung für vergangene Leiden war, die mich so froh gemacht, sondern, indem mein Herz sich dankbar zu Gott wandte, so fühlt' ich deutlich, daß es Stärkung zu neuen Leiden sein sollte, und ich hab' mich nicht geirrt."

„Zwei Trostgründe hab' ich, die mich über alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns; der zweite, wir gehen mit Ehren unter." Es ist, als fühlte man aus diesem einen Satz in seiner denkwürdigen Zweiteilung die Zuckungen des Individuums heraus, das dazu bestimmt ist, sich der Allgemeinheit unter Selbstaufgabe unterzuordnen. Den höheren Adel verleiht die Mutter der Königin, letzte Entwicklung der Persönlichkeit heißt hier Selbstverleugnung, Notwendigkeit erhebt den Willen, indem sie ihn zerbricht.

✠ ✠ ✠

„Religion ist Vokal und Geschichte Konsonant." Das Wort stammt von Rahel Levin und ist im April 1813 niedergeschrieben. Es sagt das Deutende für diese Zeit aus.

Die Freiheitskriege bringen dem jungen Gemahl der Gräfin Sophie Schwerin nach hoher und festlicher Auszeichnung den frühen Tod. Wir gehen mit ihr den Leidensweg, und mit dem Verstehen dieser Frauenseele erschließt sich die Religiosität der Zeit. Die ist zunächst rein kirchlich, und diese junge Gräfin hat das Ansehen eines lieben, frömmigen Kindes, das unbedingt glaubt, was man es gelehrt hat. Nur ist ihr die Gabe verliehen, im eigenen Innern zu lesen. Sie geht zum Abendmahl und hat da all ihr Erdenteil vor Gott niedergelegt. Zugleich aber ist es ihr klar: „Dennoch; schlug mein Herz minder ungestüm jedem Klang der Zeit entgegen?" So wird sie auf den Weg gerissen, den sie nicht gehen will, und ihre wiederholten Worte weisen gleichsam die Etappen, die ihre eigene Entwicklung und zugleich die des religiösen Gemeingefühls der Zeit bezeichnen. Das eine Mal sagt sie: „Immer will der Mensch wissen, warum ihn das Unglück traf ... Lange

suchen wir im Kleinen, Wandelbaren, Zufälligen, in dem, was wir hätten lenken und ändern können, die Stimme unsres Schicksals, — bis sich der Blick auf den einen unwandelbaren Urgrund hinwendet, der alle Begebenheiten zu demselben unvermeidlichen Resultat gestaltet, — auf den Willen, dessen Wege nicht unsere Wege sind." Und am Ziele: „Ein leeres Gefäß will Gott, seinen Frieden hineinzulegen; von meinem übervollen Herzen war er fern." — Wie einer Schwester Worte klingen die Zeilen, die Caroline Perthes ihrem Manne schreibt: „Den festen Glauben zu mir habe ich, daß mein Vertrauen zu Gott niemals enden kann; aber nicht immer kann ich mit Freuden das wollen, was Gott will, und Dich kann ich nicht lassen ohne Tränen und ohne ein tief verwundetes Herz; zu sehr bist Du mir alles auf dieser Welt. Aber glaube mir, ich murre gewiß nicht, ich weine nur, und Dein bin ich in Ewigkeit."

Man muß sich vergegenwärtigen, wie es in jenen Tagen zuging. Das dumpfe Gerücht von einer neuen Schlacht verbreitete sich, aber man wußte nicht, wer Sieger geblieben war. Beglückende Kunde traf endlich, oft um Wochen verspätet, ein, aber man wußte nicht, ob ein liebes Augenpaar noch in die neue Sonne blickte. Es entstand zwischen der Wirklichkeit und jenen Gefilden des Gottesbewußtseins ein drittes Reich, das der Ahnungen, ein Fegefeuer der Seelen, und immer wieder sieht man die Frauen, auf die der Blick sich richtet, mit nackten Füßen diesen glühenden Boden beschreiten. Am 16. September 1809 ist Albert v. Wedell in Wesel erschossen worden, und am 1. Oktober schreibt das Mädchen, das ihn liebt: „Unruhe erfüllt mich, dunkle Ahnungen zerreißen mein leidendes Gemüt. Ich sehe wachend und träumend schwarze Bilder und Todesgestalten vor Augen, oft höre ich deutlich von seiner Stimme meinen Namen rufen." Einen eigenen Klang tragen diese Ahnungen in die Religiosität der Zeit, einen Ton, der für uns das Mitschwingen der Äolsharfe der Romantik bedeutet. Doch war für die, die den Weg gingen, das Zwischenreich der Ahnungen wohl auch nur Etappe zu dem Ziele der Gewißheit: — in Gott.

Eine eigenartige und sehr bedeutsame Modulation

bringen die Stimmen der getauften Jüdinnen in den Gemeindegesang. In Rahel Levin setzt sich das religiöse Empfinden alsbald in Tätigkeitsdrang um. Wo sie auch weilt, sammelt sie Gaben für die Verwundeten. In Berlin und nachher in Prag wandelt sich ihr Haus gleichsam von selbst in ein Lazarett, sie verbindet und tröstet und pflegt, und ihr Gebet ist Dank dafür, daß ihr die Möglichkeit zu solchem Samaritertum gegeben ist. Die sehr katholisch gewordene Dorothea Veit, die Gattin Friedrich Schlegels, sieht in ihrem Sohn, der zu den Freiwilligen geeilt ist, den Krieger für die Gerechtigkeit, sie erblickt ihn im Rüstzeug des geistlichen Ritters. Die Mahnung kehrt wieder, daß er täglich zu einem Vaterunser und einem Ave Maria Zeit finden müsse — „diese Sorge um die Gesundheit Deiner Seele ist immer die erste, die um Deine körperliche Gesundheit die zweite, die ich täglich vor Gott niederlege und der Fürbitte der göttlichen Mutter im Himmel empfehle." Die Auffassung der Freiheitskriege als solcher wird eine durchaus andre, als die uns gang und gäbe: als Ziel und Zweck des heiligen Krieges gilt hier die Wiedereinsetzung des Papstes in Rom.

Es müssen viele Wasser zusammenfließen, den Strom zu bilden. Was not tat, war dies Bewußtsein, in vaterländischem Boden zu wurzeln: gleichviel ob es Nadeln oder Blüten sind, die der einzelne Stamm treibt. Die Forderung der Zeit gebot Verzichtleistung auf alles Persönliche, wie es anderseits Zeiten gegeben hat und immer wieder geben wird, die die Persönlichkeit rufen. So wird Religion selbst ein immer Neues. Man darf an das Gleichnis denken: das Samenkorn wird in die Erde versenkt, und diese Versenkung bedeutet uns Religion. Es ersteht knospend auf, und diese Auferstehung heißt wieder Religion.

Diese Frauen lernten, in der Allgemeinheit unterzugehen. Rahel schrieb: „Wisse aber, um Dich persönlich, und auch um niemand, ängstige ich mich nicht. Aber den Himmel bestürme ich mit Gebet und Tränen, nämlich es werden immer Tränen, für uns alle. Nicht daß ich patriotischer als persönlich wäre: aber da jeder geht und es jeden

trifft, fasse ich nichts Einzelnes mehr: und auch hauptsächlich! für einen, für Dich, für mich, kann ich mir ein Glück, ein Entkommen denken; für ein Ganzes aber nur weise Führung: oder biblischen, unmittelbaren Gottesschutz." Und aus den schönen Worten der Caroline Perthes jubelt es wie über eine neue seelische Offenbarung: „Wie danke ich Gott für diese Erfahrung! Ich habe die Kraft nicht gekannt, welche entsteht, wenn sich alle in einem guten Punkt vereinigen. Liebe Emilie, so ein allgemeines Wollen habe ich niemals gefühlt."

⌘ ⌘ ⌘

Es ist niemals nur Trommelwirbel und nur Glockenläuten in der Luft: Jahrmarktslärm und Komödiantengepfeif mischt sich darunter. Aber nur den Armen scheint die Welt dadurch ärmer zu werden, daß mit der ernsten Zeitstimmung die Mode einhertänzelt, sie übertreibend, karikierend und verunglimpfend.

Schon im Jahre 1806, und gerade zur Zeit der tiefsten Erniedrigung Preußens, traten sie auf — die „patriotischen Weiber". In dem Lebensbild der Gräfin Sophie Schwerin wird davon erzählt, wie eine in einer Gesellschaft pathetisch ausrief: „Ah si j'avais un sabre!" worauf ihr die anwesenden Offiziere in gutem Humor ihre Säbel zu Füßen legten. „Fritz Arnim, dem neben so vielen schweren Wunden ein Auge ausgehauen ist, behauptet, diese selbe Dame sähe ihn immer ganz scheel an, weil er doch das andre noch behalten habe." Das also war 1806, und der Gesellschaftsvorgang hatte etwas Typisches. Es war der Geist des Regiments Gendarmes, der in die Unterröcke gefahren war.

Man sollte meinen, die Pflugschar, die in der ernsten Zeit über die preußischen Äcker ging, habe, das Land aufwühlend, solch Unkraut ausgerodet. Mit nichten. Nahezu das Gegenteil trifft zu. Aus solchen Damenassembleen tönt es: „Schlafröcke und Nachtmützen wären jetzt das passendste Kostüm für preußische Soldaten"; „in dem Jammer der in Rußland erfrorenen und verhungerten Armee seien nur die unschuldig mitgeopferten Pferde zu bedauern"; schwedische Offiziere wurden gefragt: „ob dem Kronprinzen seine Soldaten zugezählt wären, da er nicht wagen könne, einen

davon zu opfern"; einem preußischen Offizier wurde zugemutet, Napoleon nicht lebend aus seinen Händen zu lassen, falls es ihm gelänge, ihn gefangen zu nehmen, worauf er empört antwortete: „Halten Sie mich für einen Meuchelmörder?"

Die Mode blühte und schuf sich ihre Attribute. Davon zu schweigen, daß gleich nach Einzug der Russen in Berlin eine adlige Dame in einer Mütze à la Tzernitschef in der Gesellschaft auftauchte und Nachfolgerinnen fand. Das Mittelalter spie seine Embleme aus. Ritterringe und Ritterketten, eiserne Kruzifixe und Christusköpfe wurden zur Schau getragen. Mit der gerechten Scham der innerlich Religiösen schreibt die Gräfin Schwerin: „Ja die Bibel selbst, die Gesang- und Andachtsbücher, die bisher unscheinbar und verborgen benutzt worden waren, kommen nun durch ihren prächtigen Einband auf die Schreibtische und Toiletten."

Sturm ging durchs Land, aber die Mode nistete sich recht behaglich bei den Teetischen der Damen ein. Die Berliner Salons füllten sich mit „sinnigen, sittigen Jungfrauen" und „ehrenfesten Rittern" à la Fouqué! Fleißige Hände stickten gotische Ornamente in Batisttücher hinein. Die junge Gräfin Voß hielt Cercle, und wer sich zu ihr begab, übernahm die Verpflichtung, deutschtümelnd zu empfinden. Wer das nicht mitmachen wollte, dem blieb bei ihrer Rivalin, der Gräfin Goltz, eine Zufluchtsstätte: hier war die Medisance zu Hause.

Eine Modetorheit nur, doch forderte sie ihr Opfer. Glaubt man den Ausführungen der Gräfin Schwerin, und für mich sind sie überzeugend, so hieß dies Opfer — Schill.

In jenen Damenkreisen hatte es sich irgendwie festgesetzt, mit jener Überzeugungslautheit, die aus dem Flüstern stammt, der Retter des Vaterlands heiße Schill. Schill erschien in rotem Zuckerguß auf dem Kaffeekuchen. Seinen Degen, das „Schills-Schwert", zu berühren, galt als Begnadung. Die Erbprinzessin von Hessen ließ ihr kleines Söhnchen mit dem „Schills-Schwert" malen. In Schills Brieftasche schrieb die Gräfin Voß: „Wer nicht das

Leben setzet ein ..." und da sie Luise hieß und nur mit ihrem Taufnamen unterzeichnete, führte die Inschrift zu bösen Verdächtigungen der Königin. Nicht nachweisbar ist es, daß Schill durch dies Getreibe und Getu der Damen um ihn herum letztallerletzt zu dem verhängnisvollen Schritt gedrängt wurde: doch pflegt man sein eigenes Bild in Zuckerguß nicht ungestraft zum Munde zu führen. Tatsache aber ist es, daß der Herr v. Quistorp, in diesen „patriotischen" Damenkreisen damit gehänselt, daß es vergnüglicher sei, sich auf einem Ball zu amüsieren als für das Vaterland in den Tod zu ziehen, am nächsten Morgen mit seinem Bataillon auszog, um zu Schill zu stoßen.

Nicht ohne tiefe Bitterkeit spricht Gräfin Schwerin von diesen Dingen. „Diese Stimmung pflegt," bemerkt sie scharf, „das Los derjenigen Damen zu sein, die Jugend und Schönheit schon hinter sich gelegt haben." Und es ist bewußte Antwort auf diese lauten Stimmen, wenn Rahel Levin bei Ausbruch der Freiheitskriege schreibt: „Wir Deutschen müssen uns nur mit dem echtesten Schmuck schmücken; das ist Gerechtigkeit, Mäßigung, Rechtlichkeit und Gesetzmäßigkeit." „Gott gebe meinen geliebten Landsleuten Mut und Bescheidenheit."

Wer im Kampf steht, schiebt den Bramarbas unwillig beiseite. Nichts ist verletzender für die wahre und echte Empfindung, als das Wort der eigenen Überzeugung von Modenarren in die Gassen gerufen zu hören. Aber vielleicht sehen wir, die wir aus der Ferne blicken, doch auch weiter. Im Haushalt der Zeiten hat auch die Narrheit Platz und Amt. Und wie es Kranke gibt, die kein Arzt, wohl aber der Scharlatan zu heilen vermag, so mag es viele gegeben haben, die taub waren für den ernsten Ruf der Zeit, zu deren Ohren aber das Schellengeläut der Kappen à la Tzernitschef wohl drang. Und unter Schellengeläut gingen sie voran, den Weg der Pflicht.

Es ist immer Glockengeläut und Leierkastenweise zugleich in der Luft.

⁂ ⁂ ⁂

Als träte man aus dem Lärm der Gassen in ein sehr stilles Gemach, im bescheidenen und zarten Geschmack jener

Zeitläufte eingerichtet: so lockt es, die vielen in einigen wenigen tiefer zu erkennen, die eine oder andere dieser Frauensilhouetten nachzuzeichnen.

Ihr Tag war sonniger, ihr Abend brach früher herein: das war das Schicksal jener Gräfin Sophie Schwerin, die ihren Gemahl als Siegesboten nach der Eroberung von Paris in Berlin einreiten sah und die ihn in der ersten Schlacht des Jahres 1815 verlor. Das Buch ihres Lebens, das sie sich selbst geschrieben hat, ist rein und tief. Sie erscheint als durchaus edle Repräsentantin eines Standes, dem es noch kaum zu Bewußtsein gekommen, wie sehr er bevorzugt war. In keinerlei Gestalt hat der Zweifel ihre Schwelle überschreiten können. Sie überhebt sich nie, aber sie würde es auch für sich oder die Ihrigen nie begriffen haben, „Ehren" zu suchen.

Mit Glück und Unglück flüchtete sie gleicherweise zu ihrem Gott. Sie wurde darüber aus einem christgläubigen Kinde zu einer festgeschlossenen Persönlichkeit.

Sie besaß einen sehr klaren Blick für ihr eigenes Tun und Empfinden, sie wahrte sich stets ein ungetrübtes, über Vorurteile erhabenes Urteil. Aber das schien in ihr kein Nachdenken zu erheischen, sondern Naturgabe zu sein. Ein durch Generationen verfeinerter Instinkt bezeichnet ihr Wesen; man hätte sie nicht verpflanzen können, ohne sie zu töten.

In dieser Zeit erhitzten Vaterlandsgefühls schrieb sie die Worte: „Kein Weib wähne doch, daß sie dem Vaterlande ihre Liebe geopfert hat! Von unserer Liebe opfern wir nichts, aber für unsere alles und sie selbst. Nicht um die Freiheit und den Frieden der Welt konnte ich mein alles geben — wohl aber um seiner Seele Freiheit und Frieden mich selbst."

Sie ist sehr weiblich, ist es in dem Grade, daß sie die eigene Wehrlosigkeit als besten Schutz betrachtet; sie ist sehr adlig, ist es in dem Maße, daß sie es verschmäht, von ihren Privilegien Gebrauch zu machen und aus der Stadt zu flüchten, da der arme Bürger darin aushalten muß. Sie ist wie ein natürlicher Kristall; unfähig freilich, aus sich heraus zu leuchten; doch fängt sie alles Licht in ihrem Umkreis auf und gibt es glänzender zurück.

Die andere, die es gilt, — es ist, als wäre sie in dieser einen Bewegung für alle Zeit ihrer Persönlichkeitsdauer festgehalten: noch umklammert ihre arbeitgewohnte Hand die Giftschachtel, um die ihr Mann schickte, noch zögert sie, jetzt überreicht sie sie der Ordonnanz — Caroline Perthes, die Tochter des Matthias Claudius.

Gift war freilich in dem Döschen, nach dem Perthes geschickt hatte, aber der Gedanke, sich damit aus einer Welt des Drangsals und der Schmach zu flüchten, war dem guten, braven Perthes sowenig gekommen, daß er seine Hausfrau nachher eines solchen Verdachtes halber arg ausschalt. Doch stehen die Tatsachen im Kriegsgetümmel des Lebens immer nur in der Reserve; im Vordertreffen befinden sich unsere Ansichten und Meinungen von den Dingen; sie entscheiden zumeist über Persönlichkeitssieg oder Niederlage. Diese Frau siegte.

Damals, als die große Zeit gekommen und sie selbst sich in guter Größe bewährte, trug Frau Perthes ihr achtes Kind unter dem Herzen. Anderen hätte das ihre Lage erschwert, ihr half es über vieles hinweg. So lebendig war der Mutterinstinkt in ihr, daß das Kindergewimmel um sie herum als Teil ihres Wesens zu ihr gehört. Auch war sie sich selbst ganz klar darüber. „Wenn ich versunken war in Angst und Sorge um Perthes und in den Jammer, meine acht Kinder ohne Vaterrat und Vaterliebe ihren Weg durch das Leben anfangen zu sehen, so war ich oftmals in Gefahr zu verzagen. Wenn ich dann aber meinen lieben Bernhard in meine Arme schloß und ihm in sein helles Kinderauge sah und gewahr ward, wie er sich um nichts bekümmerte und für nichts fürchtete, sondern nur freundlich war und mich lieb hatte, so fand auch ich meinen Haltpunkt wieder und bat Gott, mich werden zu lassen, wie mein liebes Kind."

Neben der zarten Erscheinung der Gräfin Schwerin stellt Caroline Perthes den ausgesprochen bürgerlichen Typus dar. Um sie herum ist immer Leben und Bewegung. In ihrem Hause — es ist in dem belagerten Hamburg — werden die Verwundeten verbunden, die Wehrleute zusammenbeordert. Sie hält sich den Kopf klar, und die

Hände sind ihr keinen Augenblick müßig. Sie gehört zu den Frauen, die alles anzugreifen wissen, und es würde einen kaum wundernehmen, wenn sie jener Ordonnanz, die die Giftschachtel forderte, noch schnell ein Butterbrot in die Rocktasche geschoben hätte. Wenn auch sie nie ein Zweifel beschlich, so geschah das schon deshalb, weil sie dazu füglich keine Zeit gehabt hätte. Der Gott, den sie in überzeugtem Herzen trug, war Weltvater in dem Sinne, in dem sie Mutter von acht Kindern war.

Nun aber findet man auch in dieser Frau, die ihren Weg unsagbar tapfer ging und ihrem Perthes ganz die Gefährtin war, die er in jenen Tagen brauchte, durchaus nichts von Heroinentum und Walkürenherrlichkeit. Sie schreibt einmal: „Doch vergaß ich anfangs die Not der ganzen Welt vor Freude, daß Gott mir meinen Perthes erhalten hatte. Ich dachte weder an Vergangenheit noch an Zukunft, sondern dankte Gott immerwährend und freute mich, daß aus dieser Angst Perthes mir lebendig und gesund erhalten war." Darauf aber kommt es gerade an: aus tiefster Weiblichkeit ersteht die größte Kraft.

Dem widerspricht der Eindruck nicht, den Caroline v. Humboldts kluge Züge übermitteln. Auch sie ist durchaus frauenhaft. Nur sind ihre Blicke in diesen Zeitläuften nicht auf die Schlachtfelder gerichtet, trotzdem sie den Sohn unter den Mitkämpfenden weiß: als geistig vollberechtigt tritt sie in den Rat der Männer.

Auch Caroline v. Humboldt schreibt einmal im Hinblick auf die Forderung der Zeit: „Die Natur hat es wunderbar im Weibe gemacht — so beschränkte Kräfte und so unbeschränkte Wünsche!" Über ein Doppeltes aber ist sie sich von vornherein klar und hält daran fest: daß allen, die Herz und Kopf auf dem rechten Fleck haben, die Greuel des Krieges jetzt als das einzige Rettungsmittel erscheinen, und daß es nottue, die Gegenwart unmittelbar als gewaltige Geschichte aufzufassen.

Das ist es, was ihr gelingt und was sie unterscheidet. Sie ist nicht religiös in dem Sinne, in dem es die andern Frauen waren; und wenn sie einmal bekennt, das Gemüt sammle sich in solchen Zeiten einzig im Hinblick auf das

Ewige, so ist auch das nur ein anderer Ausdruck für dies Suchen nach großer Perspektive für die Vorgänge und Schmerzen des Tages. Sie mißt die Erscheinungen und sieht beides gleich klar nebeneinander, das Können und das Versagen; aber sie hält bewußt am Glauben an das Große fest.

So sehr überrascht der Scharfblick ihres historischen Sehens, daß man vor einem psychologischen Rätsel stände, wollte man nicht in Betracht ziehen: sie war die Gattin Wilhelm v. Humboldts, war von früh auf mit seinen Erfahrungen gereift, mit seinen staatsmännischen Einsichten betraut worden. Vieles aber ruft sie bereits, dem erst viel spätere Zeiten Namen gegeben haben. So, wenn sie kühl feststellt, daß Österreich — das Österreich Metternichs! — in allem sehr zurück sei, daß es das Land sei, dem die nächsten großen Veränderungen in Europa bevorstehen. „Dazu ist es so verschiedenartig und heterogen in seinen Kräften gemischt, in den Nationalitäten, aus denen es besteht, daß ich wetten möchte, daß es noch in diesem Jahrhundert aufhören wird, eine deutsche Macht zu sein. Deutschland, deutsche und nationelle Deutschheit ist offenbar noch im Wachsen, und damit hält Österreich nicht Schritt." Das ist im November des Jahres 1814 niedergeschrieben. Solcher nahezu prophetischen Erkenntnis entspricht es nur, wenn Frau v. Humboldt von dem Verhältnis Polens zu Preußen schreibt, Polen sei ihrer Meinung nach ein Abgrund, aus dem nichts herauszuholen, aber viel hineinzuwerfen sei „und zwar bodenlos".

Wie es einem manchmal im Leben ergeht: vielleicht indem man ein altes Buch zur Hand nimmt, in das man mit Knabenschrift Eintragungen gemacht hat — man fühlt das Gleiche der Anschauung und ermißt zugleich den ungeheuren Abstand der gewonnenen Reife — so fühlt man, während man Caroline v. Humboldts Briefe aus den Freiheitskriegen liest, sich mehr als einmal an Königin Luise erinnert. Auch hier kehrt die Mahnung „Es ist Ehrensache" entscheidend wieder. „Ehrensache" ist (dem Zaudern der Souveräne gegenüber wird es gesprochen) der Einzug in Paris. „Ehrensache" ist es, die Kunstschätze aus Paris zurückzufordern, und dies Betonen des Ehrenstandpunkts

wird ausdrücklich als eine Frauenpflicht gekennzeichnet. „Ehrensache“ ist es, daß der Friede nicht französisch abgefaßt werde. Man begreift, wie sehr es dieser Frau angelegen sein mußte, ihrem Sohn das Eiserne Kreuz zu wünschen, die einzige Ordensauszeichnung, auf die auch Wilhelm v. Humboldt Wert legte. Es gewinnt aber einen eigenen Klang, wenn Caroline v. Humboldt am 10. März 1814 schreibt: „Heute ist der Geburtstag unserer lieben, verewigten Königin, und ich denke mir oft, daß vielleicht noch heute irgendeine glänzende Waffentat von den Unseren geschieht, um ihn würdig zu bezeichnen, obgleich sie geschieden ist aus dem Land der Lebendigen.“

Man könnte Frau v. Humboldts brieflichen Äußerungen gegenüber die Empfindung hegen, daß sie über das hinauswachsen, was wir unter Zeitstimmung begreifen. Es erschließt sich aber erst jede Zeit völlig in dem, was über die Gegenwart hinausweist in die Zukunft.

⌘ ⌘ ⌘

„Unsere Weiber, unsere Mädchen müssen den Feind unseres Vaterlands hassen“, hatte der spätere General v. Ditfurth geschrieben. Im Kampfe selbst bleibt jedoch Haß nicht das letzte und gewiß nicht das entscheidende Gefühl. Wohl bekannte Caroline Perthes ihren Stolz darüber, daß der Name ihres Mannes unter den Namen der zehn Feinde des Gewaltigen stehe, ja sie dankte ihm von Herzensgrund dafür. Aber das sind gleichsam nur Sturmwirbel, die die Oberfläche des Wassers fegen. Charakteristischer für die Gesamthaltung der Frauen scheint es, wenn das Fräulein v. Griesheim, deren heimlich Verlobter mit den andern Schillschen Offizieren erschossen worden war, es still und entschieden ablehnt, der Truppenschau in Hannover (1811) beizuwohnen: sie könne Napoleon nicht sehen.

Was in den Frauen jener Zeiten vor sich geht, ist — Arbeit. Caroline Perthes findet dafür das schöne Wort: „Ich bin in immerwährender großer Arbeit, um Phantasie und Gedanken, Herz und Sehnen in Zaum und Zügel zu halten.“ Man sieht die einen, solch seelisches Sich-Zuruhezwingen auf Alltagsmühen und Hilfstätigkeit ablenken, man findet die anderen in ihrem sehr stillen Gemach mit

gefalteten Händen; das Wesentliche bleibt das gleiche, die Arbeit an der eigenen Seele.

Die Freiheitskriege sind ausgebrochen, fast alle diese Frauen sind zunächst dem bängsten Zweifel ausgeliefert. Freilich mit dem starken Unterbewußtsein: besser zugrunde gehen, als so fortleben müssen. Wieder ist es charakteristisch für die Zeit und das Mißtrauen, das man in die eigenen Kräfte setzte, oder für die Überschätzung der Allgewalt des Imperators — kräftiger keimen die ersten Hoffnungsblüten erst beim Anblick der ersten Kosakenlanzen auf. Das erlebt man mit der sehr adligen Gräfin Schwerin, wie mit der sehr bürgerlichen Caroline Perthes. Es gehörten schon geistige Überlegenheit und historischer Blick dazu, um sich bewußt zu sein, daß Preußen das Herz der großen Bewegung war, „das Herz, in dem alle Lebenspulse schlugen", wie Caroline v. Humboldt es in ihrer kühlen, beseelten Erkenntnis aussprach.

Die ersten Siegesnachrichten treffen ein, und in dem Gefühlsüberschwang wird Freude schmerzhaft empfunden, als wehrte sich ein zarter Körper gegen die Zuckungen des Herzens. „Das Herz hat oft nicht Raum genug für die Angst und für die Liebe, die ihm ausgepreßt wird!" „Von meiner Stimmung sage ich Dir nichts. Ich weine mich manchmal recht satt; bin oft ganz stumpf und fühllos, aber im ganzen viel kraftvoller, als ich es für möglich hielt. In einem Augenblick, wie er nie gewesen und nie wiederkehren kann, muß auch die Stimmung ungewöhnlich sein. Wo alles leidet und opfert, fühlt man sich gehoben und gekräftigt, auch zu leiden und zu opfern."

So in der Erwartungszeit mit ihrem Hin und Wider der widersprechenden Nachrichten, mit ihrem quälenden Hinhalten zwischen Tod und Leben. Dann schlug die große Stunde, der Sieg bei Leipzig war erfochten — aber das arme Herz kam darum nicht zur Ruhe, es zitterte unter den vergangenen Erregungen fort. Die Gräfin Schwerin schildert ihren seelischen Zustand an diesem Tage: „Ich zerfloß in glühende, unaufhaltsame Tränen, man glaubte, ich müsse üble Nachrichten haben oder fürchten, und ich war doch so selig! Aber alles, was diesem großen

Zwecke solange fruchtlos geopfert, alles, was dieser Kampf auf Tod und Leben erzwungen, alle Tränen und alles Blut, das er gekostet, alle Opfer, die dem Siege gefallen waren, alles ging vor meiner Seele in diesem Taumel aufgeregter Gefühle vorüber; auch was ich gelitten und gegeben und schwer von meinem Herzen gerissen hatte; — ich konnte nicht wieder zur Fassung kommen, und tausend Veranlassungen erneuten die gewaltsame Erschütterung."

Man ermißt, was Frauen an seelischer Arbeit auferlegt war. Das steht nicht zurück hinter ermüdenden Märschen, hinter dem Frost der nächtlichen Biwaks, nicht einmal hinter dem Bluten in Schlachten. Denen im Felde war das Gemeinschaftsgefühl von selbst gegeben; die zwischen ihre vier Wände Eingeschlossenen mußten es sich in jedem Augenblick erarbeiten. Ihnen konnte niemand helfen, als eben nur sie selbst.

Man erfährt es trotzdem, wie diese Frauen ihren Männern zu Halt und Stütze wurden. Manchmal blitzt etwas in diesen Frauenbriefen auf, das an die deutsche Vorwelt und an das Lehramt der Frauen denken läßt. So, wenn Caroline Perthes ihren Vater mahnt, sich in diesen Zeitläuften nicht mit feigen Andeutungen zu begnügen. „Es ist himmelschreiendes Unrecht, daß Du mir nur durch Gedankenstriche antwortest. Wenn wir jetzt schweigen, so müssen die Steine schreien." Oder wenn Rahel im August 1813 siegesgewiß die seelische Parole ausgibt: „So hoch steht über alle Begeisterung, allen Enthusiasmus, selbst über alles Genie und Talent — die Gesinnung; und über alle Macht und alle Fülle — die Ordnung und das Maß."

Das war das Große an diesen Zeiten, daß sie Kraft schufen. Sie war im sich Gedulden wie im Vorwärtsdrängen. Man las in diesen Frauenseelen: Es wurde Sturm gesät, und die Ernte reifte zu klarer, tiefer Stille.



Die Ampel —
Ein Tristan-Epilog von Albert Geiger

Gestalten des Dramas:

Tristan, König Markes Neffe
Isot, Königin von Cornwall, Markes Gattin
Brangäne, ihre Vertraute
Der Pächter
Die Pächterin
König Markes Stimme

Im Herbst

Szene: Kleine Bühne. Die Stube des Pächterhauses. In der Mitte des Hintergrundes ein großes zweiteiliges Bogenfenster mit sehr breitem Sims. Die Fensteröffnung ist so tief, daß ringsherum unter dem Fenster eine gemächliche Bank angebracht ist. Rechts und links Türen. Neben der Türe links gegen den Vordergrund zu eine Truhe. Neben der Türe rechts gegen den Vordergrund ein Kamin. An der Wand rechts ein Spind. Darunter ein kleiner viereckiger Tisch. Links an der Wand neben der Türe ein Hocker. Rechts auf dem Fenstersims ein Rosenstrauß. Die Stube ist getäfelt: die Decke von starken Balken gequert. Es ist gegen fünf Uhr morgens. Schwache Monddämmerung. Rechts und links vom Zuschauer.

Der Pächter

(ein alter Mann, kniet vor dem Kamin und legt Holz auf. Dann bläst er mit einem Blasebalg die Glut an.)

Welch eine Unglückstunde!

(Er ruft halblaut.)

Kommt herein! Das Feuer
Brennt widerwillig nur für solchen Gast.
Doch kommt! Ihr sollt gleichwohl beherbergt sein!

Brangäne

(tritt schwankend von links ein und gibt ihren Mantel der Pächterin, die hinter ihr kommt.)

Ja, zündet Feuer, daß die Stube gastlich,

Bis meine Herrin kommt! Reif deckt die Erde,
Die gestern noch so warm wie Sommerflur.
Kalt ist die Morgenluft und rauh der Wind.
(Sie geht dem Kamin näher.)
Wüßt' ich ein Feuer doch, so rasend wild,
So glutenstark wie das im Schoß der Erde,
Um auszutilgen dieser Stunde Schmach!

Der Pächter
(steht auf.)
Mir steht's nicht an, als niederm Sohn des Volks,
Zu richten, was die Großen Unrechts tun.
Sie schaffen oft sich anderes Gesetz,
Als es für den gemeinen Mann sich ziemt.
Doch wie sie stolz sich und erhaben dünken,
Es kommt der Tag, der beide richtet gleich.
(Zur Pächterin.)
Steh nicht herum in Angst! Zur Küche geh!
Richt' Wein und Essen, daß sie sich erlaben.
Und bringe Licht! Für warme Decken sorge,
Dort auf die Bank zum Sitze sie zu spreiten!
Ich geh' dieweil und sehe nach den Pferden,
Sie samt dem Knecht im Dickicht zu verstecken.

Pächterin
Vergiß auch nicht, den Hund abseits zu schaffen.

Der Pächter
Ein Glück noch, daß sich das Gesinde heut
So überlang verweilt beim Tanz im Dorfkrug!
Was sonst ich schelten müßte, heute lob' ich's.
(Er geht ab nach links.)

Pächterin
(mit gefalteten Händen vor Brangäne.)
O sprecht! Ein Wort nur! Wie geschah dies alles?
Solch große Königin! Solch hoher Herr!
Und nun verbannt, geächtet wie Verbrecher.
Den Rächer auf dem Fuß. Gehetzt wie Füchse. —
Ich seh' ihn noch, wenn er als Knabe kam,
Heiß von der Jagd, die blauen Augen blitzend,
Beglüht die Wangen, wie vom Licht der Sonne,
Wenn sie des Morgens rot aus Wolken bricht.

Hier saß er oft, hier auf der Fensterbank.
Ein ländlich Mahl, wie wir es spenden können,
Behagte ihm. Und manchmal sang er auch
Mit seiner Himmelsstimme, die so sanft
Wie Saitenspiel und stark wie Klang der Orgel.
Er sang — und alles hielt in seiner Arbeit
Verzaubert inne. Selbst die kleinen Vögel
Im Lindenbaum am Hause schwiegen stille
Und lauschten dem, der ihnen Meister war.
Oft trank er rasch vom Rohr an unserm Brunnen
Und brach sich einen blühenden Lindenzweig
Und steckt' ihn an den Hut und sprengte fort. —
Solch holde Jugend! Solch ein Heldentum! —
Und nun!
Sprecht: Wie geschah's?

Brangäne
(rauh)

Frag' nicht!

Pächterin
(bekümmert)

O lenkte Gott doch alles noch zum guten!
(Sie geht ab nach rechts.)

Brangäne
(setzt sich auf die Truhe und starrt vor sich hin. Dann eilt sie ans Fenster, öffnet es und lauscht hinaus. In der schwachen Monddämmerung sieht man eine große Linde. Sie kehrt wieder zur Truhe zurück und starrt vor sich hin, den Kopf in die Hände gestützt.)

Nichts! Leere kalte Nacht! Kein Hufschall noch!
O qualvoll Warten! Jeder Augenblick
Ein banges Jahr, die Ewigkeit in Händen!

Der Pächter
(eintretend von links)

Mit übelm Lohne wird mir Marke zahlen,
Der Schwerbeleidigte, wird er gewahr,
Daß ich dem schuldigen Paar Gastrecht gewährt.
Doch alter Zeiten will ich heute denken.
Will handeln, wie der Vater an dem Sohn.
Ich hab' als Erster Tristan aufgenommen,
Da Mißgeschick ihn trieb in zartem Alter
An diesen Strand. Ich zeigte ihm den Weg

Zu Markes Königsschloß. So manche Stunde
Verbracht' er hier gleichwie bei lieben Eltern,
Als weit sein Ruhm schon durch die Lande scholl.
Ich will ihm auch die letzte Rast gewähren.
Und nimmt der König mir das Haupt: Sei's drum!
(Er geht wieder zum Kamin und facht das Feuer an.)
Hier wärmt' er oft im Winter sich die Hände,
Hielt er auf eines Bären frostiger Bahn
Mit steifen Händen, starren Gliedern Rast.
Und wie er lachen konnte! Traun, da war
Kein Tag so grau, kein Sinn so trotzig gram,
Daß sie nicht mitgelacht bei seinem Lachen!
Er war ein Mensch, so reich an allen Gnaden,
Ein Held, so Hauptes hoch ob allen andern,
Ein Fürst, so stolz in seines Wesens Krone,
Wie nie zuvor man sah noch später sehn wird.
(grimmig)
Bis König Marke ihn zur Brautschau sandte.

Brangäne
(starr vor sich hin.)
Ja — ja! Bis Marke ihn zu Brautschau sandte.
Von da begann das große Liebesweh.

Der Pächter
(ist aufgestanden und geht gegen das Fenster zu, aus dem er ab und zu hinausspäht.)
Tristan und diese Tat: ich fass' es nicht.
Er, dessen Name gleich mit Ehre war,
Und dessen Wort ein Fels im Urgebirg,
Den Ohm, den väterlichen Freund, verraten!
Läuft nicht die Welt von schönen Weibern voll?
Ward ihm nicht Anwartschaft auf jede Fürstin?
Und nun muß just es seines Oheims Weib sein!
Geschieht dies sonst — ei wohl, zuck' ich die Achseln.
Doch hier — bei Tristan!
Ein Höllenspuk hat ihm verwirrt die Sinne,
Vielleicht Beschwörung, die Vernunft umnebelnd,
Ein Zaubertrank, gereicht von böser Hand!

Brangäne
(immer unbeweglich)
Braucht es Zaubertränke,
Wenn Heldentum und Schönheit sich begegnen?

Der Pächter

Du redest wie ein Weib! —
Doch wer verriet dem König ihre Schuld?

Brangäne

(leidenschaftlich ausbrechend)

Ein Knecht! Ein Hund! In eines Zwergs Gestalt!
Ein mißgeschaffen Giftgefäß voll Ekels!

Der Pächter

Melot? Der Zwerg?

Brangäne

Ja! Dieses widerliche Scheusal
Erhub die Augen zu der Königin.
Und boshaft, wie nur seinesgleichen sind,
Verfolgte seine Eifersucht die beiden,
So wie auf edeln Wildes Spur ein Bracke,
Bis ihre Heimlichkeit ihm offenbar.
Ich warnte sie. Die Toren lachten meiner.

Der Pächter

Und wie geschah es?

Brangäne

Tief im Park des Schlosses
An einem Brunnen wächst ein Maulbeerbaum.
Verwildert ist die Stelle, nie besucht,
Weil dort der frühern Königinnen eine,
Im Arme ihres Buhlen überrascht,
Dem Schwerte des ergrimmten Gatten fiel.
Der Maulbeerblätter üppiges Gerank
Bewahrte treu und schweigsam das Geheimnis.
Dort fanden sie sich einen Sommer lang
In mancher Nacht. —
O laß mein Haupt mich bergen,
Muß ich von Dingen sprechen, die so zart
Und so geheim wie Mondlicht tiefer Nacht.

(Sie schreckt auf.)

Horch! Klang es nicht wie Pferdehufe?

Der Pächter

(hinausspähend)

Nein! Nichts!

(Kurzes Schweigen)

Brangäne

(steht auf)

Und nun vernimm den bittern Hohn des Schicksals! —
Dies sollte ihrer Liebe letzte Nacht sein!
Tristan, des Heuchelns und Verstellens müde,
Taub allem Flehen meiner süßen Isot,
Wollte beim Morgengraun das Schloß verlassen,
Zurück zu seiner Väter Burg zu kehren,
Um dort, mit sich und dem Geschick zerfallen,
Sich einzugraben in die Einsamkeit.
Lebendig tot. Ein gramgebrochner Held. —
Und diese Nacht kor sich der Bösewicht.
Im dichten Astgewirr des Maulbeerbaumes
Verbarg er seine schnöde Ungestalt.
So lauscht' er ihrem jammervollen Abschied.
Das Knacken eines Asts verriet den Späher.
Doch eh' ein Laut noch seinem Mund entfuhr,
Ergriff ihn Tristan, schnürt' ihm Arm und Fuß
Mit seines Nachtgewandes goldnem Gurt
Und warf ihn wie das Aas, das man vergräbt,
Ins tiefste Dunkel unbetretnen Dickichts.
Doch blieb die Flucht als letztes nun den beiden.
Sie rüsteten geheim den nächtigen Ritt.
Mich sandten sie voraus, sie anzusagen.
Ein treuer Knecht wies mir den Weg hierher.
Mit dir, der du zuerst ihn gastlich aufnahmst,
Als ihn sein Unstern trieb an Cornwalls Strand,
Mit dir will Tristan kurzen Rates pflegen:
Wie sich der beiden Los entscheiden soll.
Nur kurzen Rat! Denn bald wird ihre Flucht
Entdeckt sein. Und dann naht der Rächer Marke.

Der Pächter

Mit mir?
Da legt er große Last auf schwache Schultern!
Bin ich des Königs weiser Räte einer?
Schwer ist es, diesen Knoten zu entwirren,
Und käm' ein zweiter Salomo daher.
Doch will er meinen Rat, er soll ihn haben.
Ob er ihm angenehm, ich weiß es nicht!

Die Pächterin
(bringt von rechts eine helleuchtende Kienspanfackel und will sie in den Fackelhalter rechts am Kamin stecken.)

Ich bringe Licht. Auch hab' ich auf dem Herde
Ein köstlich Weinmus für die Königin,
Die nach so langem Ritt —

Der Pächter

Bist du bei Sinnen?
Was soll die Fackel, die uns nur verrät?
Die Stundenampel bring aus unsrer Kammer.
Ihr matter Schein wird Licht genug verspenden
In dem Gewirre dieser Unglücksnacht!
Und bringe Wein und Brot! Das mag genügen!
Wird niemand große Lust zum Essen haben.

Die Pächterin

Hilf Gott! Ich dacht' es gut zu machen!
(Sie geht rechts ab und bringt nach kurzer Weile die entzündete Ampel in der einen Hand und einen Zinnkrug Weines in der andern Hand. Dann nimmt sie aus dem Spind einen Becher. Die Ampel nebst dem Zinnkrug und dem Becher setzt sie links auf die breite Fensterbrüstung.)
(Tief aufatmend.)

So!
Gerüstet wären wir, sie zu empfangen.
(Von jetzt ab ist die Beleuchtung ein Gemisch des Ampellichtes mit dem fahlen Mondlicht.)
(Während des Ab- und Zugehens der Pächterin ist Brangäne in ihre alte starre Haltung zurückgesunken.)

Der Pächter
(steht mit gramvollem Gesicht vor dem Kamin.)
(Kurzes Schweigen.)

Brangäne
(fährt auf.)

Horch!

Der Pächter
(nach einer Weile des Lauschens)

Sie sind's!

Der Pächter
(geht mit schweren Schritten hinaus.)

Brangäne
(drängt ihm nach.)

Die Pächterin

O Gott, wie wird das enden?
Mir friert die Angst der Stunde durchs Gebein.

Tristan

(tritt ein, die erschöpfte Isot in seinen Armen. — Er spricht in gedämpftem Ton.)

Sorgt für mein Pferd! Es hatte doppelt Last!

(Er geleitet Isot zu der Bank, wo er sie rechts niedersitzen läßt. Dann löst er den Schleier von ihrem Antlitz. Ihre goldenen Haare quellen in reicher Flut hervor.)

Tristan

(mit schmerzlicher Zärtlichkeit)

Isot!

Brangäne

(ist in der Türe stehen geblieben.)

Die Pächterin

(schüchtern)

Herr —

Brangäne

(legt die Finger auf den Mund.)

Die Pächterin

(verstummt.)

Tristan:

Isot! Geliebte! Deines Auges Glanz!
Tu auf der Wimpern seidenes Gezelt!

Isot

(schlägt langsam wie irre suchend die Augen auf. Dann, in einer plötzlichen Regung, öffnet sie die Arme und schlingt sie mit fieberischem Zittern um Tristan.)

Tristan!

(Schweigen.)

Wo sind wir?

Tristan

Unter guten Menschen!
Sei ohne Sorge! Ruhe dich nur aus!
Der Ritt war lang —

Isot

Und all die Qual vorher!

(wieder aufschreckend)

Und folgt man uns noch nicht?

Tristan

Noch nicht, Geliebte.

Isot

(erschöpft)

Ach dann laß kurze Weile so mich rasten!
Bald bin ich wieder tapfer und bereit!

Brangäne

(kniet bei Isot nieder und nimmt Isots Hand kosend zwischen ihre Hände.)

Der Pächter

(von rechts eintretend)

Besorgt ist euer Pferd! Nun seid willkommen! —
Zu böser Stunde seid ihr uns genaht.
Der Himmel wend' euch ab das schlimmste Unheil!

Tristan

(langsam)

Du siehst mich hier wie ein zerfetztes Schiff,
Das ohne Segel, ohne Steuerung
Hintreibt, dem Sturm des Schicksals preisgegeben.
Frag' nicht, wie und warum dies alles kam.
Warum du Könige als Bettler schaust. —
Ich kam zu dir, weil ich dich weisen Sinnes,
Gerecht und gut und stark erfunden habe.
Und weil dies Haus mir einst die Heimat war.

Die Pächterin

(nähert sich und küßt Tristan den Saum des Kleides.)

Tristan

(wehrt sie mit einem trüben Lächeln ab.)

Nicht! Wenn der nächste Tag
Den Strahlenfittich aus dem Meere hebt,
Wird des Aussätzigen Gewand in Cornwall
Minder verhaßt sein, denn der Mantel Tristans!
Drum steh mir fern, wie man dem Unglück steht.

Die Pächterin

(schleicht mit verhülltem Antlitz schluchzend zu dem Kamin. Dort kauert sie sich nieder.)

Tristan

Nichts helfen Tränen hier! Die herbe Not
Zwingt den Entschluß in unsere bange Faust,
Ob wir zu kämpfen willig oder nicht!
Noch eine kurze Stunde ist gegönnt,

Der Ungewißheit in das Aug' zu schaun
Und festen Mutes dort ein sicheres,
Ob auch verhaßtes Los sich zu erspähn. —
So sprich du, der mir einstens Führer war!
Und zög're nicht den Rat, wie hart er sei!

Der Pächter

Die Königin bedarf vielleicht des Lagers,
Um kurze Zeit notwend'ger Ruh zu pflegen.
Mein Weib wird ihr die Lagerstätte weisen.
Und diese da

(auf Brangäne deutend)

mag draußen mit dem Knecht
Gespannten Sinns dem Kommen Markes lauschen.

Brangäne

(erhebt sich und geht nach rechts. Für sich, bitter)

Ich geh'. Ich tauge nicht in ihren Rat.
Doch wiegt der wohlerwogenen Worte tausend
Ein schlichtes Wörtlein auf. Das heißt: Die Treue!
Die halt' ich, bis dies Wächterauge bricht.

(Sie wendet sich an der Türe um und wirft einen langen Blick nach Tristan und Isot. Dann geht sie. Die Pächterin folgt ihr.)

Der Pächter

Zu dir allein, dem Manne, möcht' ich reden.
Drum auch die Königin —

Isot

(die bei den Worten des Pächters das Haupt erhoben hat)

Ich bleibe hier!
Sprichst du zu Tristan, sprichst du zu Isot.
Er ist wie ich und ich wie er. Untrennbar.
Uns haben Glück und Qual in Eins geschmiedet.
Und dieses Eins willst trennen du in Zwei?
Armseliger!

Der Pächter

(dumpf)

So bleib!
Vielleicht trennt bald euch zwingend die Erkenntnis,
Daß ihr euch trennen müßt!
Nicht mein bedarf's dann.

Isot

Uns trennen?
Niemals!
Trenne die Luft vom Erdrund! Von der Erde
Den Mond! Nimm aus der Welt die Sonne!
Den Atem vom Leben! Die Seligkeit vom Himmel!
Und von der Hölle ihre tiefe Qual!
Und dann versuche, zu trennen Isot und Tristan!
(Sie wirft in leidenschaftlichem Ungestüm die Arme um Tristan.)

Der Pächter

Das ist des Irenlandes wilde Sprache,
Die keine Zügel kennt der Leidenschaft.
Des Landes, dem du, Königin, entstammst! —
Mir gönne, als gelassener Mann zu sprechen!

Tristan
(auflodernd)

Nicht schmähe sie! Sonst heiß uns lieber gehn!
(Er bezwingt sich.)
Sprich!

Der Pächter
(langsam und mit tiefem Ernst)

Du nahmst des Königs, deines Oheims, Weib!
Er kann dich töten und dies Weib mit dir.
Sein Recht ist's! Und er ward so schwer beleidigt,
Daß selbst ergrautem Haar und mildem Sinn
Der Rache jugend-jäh unkluger Ausbruch
Muß näher stehn als der Verzeihung Amt.
Doch, was er auch beschließe, wie es werde —
Eines ist not vor allem:
Zusammen dürft ihr fürder nicht mehr sein!
Wie Wasser Feuer, Schnee die Sommerflur,
Wie Tod und Leben müßt ihr streng euch meiden!
Drum dies mein Rat:
Du, Tristan, gehst noch heute übers Meer.
In deine Heimat!
Denn Cornwalls Boden darf dich nicht mehr tragen.
Und du, o Königin, kehrst zurück zu Marke!
(Er schreitet zur Ampel.)
Sieh, Herr!
Hier diese Ampel! Sieh den Stundenzeiger

Am Glasgefäß! Mit jedem neuen Strich,
Um den das Öl hinabsinkt in der Ampel,
Sinkt eine Stunde in das Nichts hinab.
Die fünfte Stunde gegen Morgen ist's.
Ist ausgebrannt das Öl, dann sank auch sie.
Dann weicht die Nacht. Und mein Gesinde kommt.
Und dann muß dieses Haus leer sein von Gästen,
Die sich dem Tageslicht nicht zeigen dürfen!

Tristan

So kalt ins Elend schickst du uns hinaus?

Der Pächter

Dir hab' ich guten Rat für deine Straße.
Verbracht hat diese Nacht mein Ingesinde
Bei Spiel und Tanz und Trunk im Dorfkrug unten,
Die Abschiedsfeier für das Schiff zu feiern,
Das unten in der Bucht vor Anker lag
Und heute noch in See geht nach Bretonien.
Ein leichtes ist es dir, vermummt als Kaufmann
Dich ins Gedräng zu mischen unerkannt
Und so der Heimat Küste zu gewinnen.
Die Königin kehre heim zu König Marke.
Nicht bessern Ratschluß weiß ich. Helfe Gott mir!
(eindringlich)
Hab' wohl der Ampel acht, o Herr!
Nicht zaudre
Zu sehr mit dem Entschluß!
Daß mit dem Öl
Der Ampel nicht die Stunde ungenützt
Zerrinne!
Denn, bedenk, o Herr:
Vielleicht
Pocht König Marke dann an diese Tür!
Und findet er zusammen euch: Dann Wehe!
(Er geht mit schweren Schritten nach rechts ab.)
(Schweigen.)

Isot

Ich — zurück zu König Marke!
Niemals!

Tristan
(vor sich hinstarrend)
So wär' die alte Weissagung erfüllt,
Die mir ein Bettler einst in Irland raunte:
Wie ich gekommen sei nach Cornwalls Land,
In einem Schifflein, unbekannt und arm,
So werde ich von Cornwall wieder scheiden.
(aufatmend)
Nun ja, hinaus denn auf das weite Meer.
Und dann hinab, wo es am tiefsten ist!

Isot
Und ich?

Tristan
Ein milder Richter wird dir Marke sein.
Du bist die Königin und wirst's ihm bleiben.

Isot
(ihn anstarrend)
Und das sagt mir Tristan!

Tristan
Tat ich dir weh? — Vergib! —
Es schlägt der schwere Hammer dieser Stunde
Die Worte wahllos aus der Seele mir.
Nacht seh' ich. Eine lange tiefe Nacht.
Nacht der Verzweiflung.
Doch besser so, als zweifelhaftes Glück,
Vergiftet von der Scheu, der Angst, dem Argwohn.
Die Krone, die man trägt, nicht zeigen dürfen!
Dem Tag verhehlen, was die Nacht geschenkt!
O widerlich! Der klarste Diamant
Des Glückes kann nicht fleckenlos bestehn
In diesem Höllenspuk von Tag und Nacht.

Isot
So hat dich dieses Knechts Geschwätz erschüttert!

Tristan
(langsam)
Der Mann, der eben zu mir sprach,
Das ist kein Knecht. Er ist ein freier Mann,
Und sieht mich scheiden nur mit wehem Herzen.
Und wie mein Sinn sich auch dagegen sträubt:
Es spricht ein starkes Recht aus seinen Worten.

Isot

(in leidenschaftlichem Ausbruch)

Herauf denn aus der Brust, ihr roten Schlangen!
Brich, Feuer, aus! Verzehre mich und ihn!
Du heißes, böses, ruheloses Blut,
Ströme hinweg von mir! Und nimm mein Leben mit!
Ich bin nicht mehr Isot! Ach, ich bin nichts!
Ein Schrei, der bebend in der Luft erstarrt,
Ein banger Seufzer, hingehaucht ins Nichts,
Ein Bettelweib ward Irlands Königin,
Verschachert an König Marke —
durch Tristan!

(Sie fällt im heftigsten Sturm ihrer Gefühle vornüber.)

Tristan

(sie aufrichtend)

Isot! Geliebte! Fassung! Komm!

(Er bettet ihr Haupt an seiner Brust.)

Isot

(langsam aufsehend mit einem wehen, vorwurfsvollen Blick)

So tue doch, wie jener Greis verlangte! —
Tristan!
Du liebst mich nicht mehr.

Tristan

Isot!

Isot

Du liebst mich nicht mehr! Du willst von mir gehn!

Tristan

Aus tausend Wunden blutend und verblutend —

Isot

Du heuchelst Kälte und Gelassenheit.
Doch durch die Kälte seh' ich in dein Herz.
Sie ist nur Maske für dein wahres Antlitz.

Tristan

Ich muß zu deinem herben Vorwurf schweigen,
Denn meiner Pflicht Entschluß schließt mir den Mund.

Isot

(mit eindringlicher Beredsamkeit)

O gib dich nicht als den Gelassenen!
Nicht als den Fremden, der da wägt und deutelt

Und unsrer Liebe tiefverborgenes Gold
In blasse Alltagsmünze tauschen möchte!
Du sprichst von Recht und Pflicht! Doch sag', Geliebter:
Wer schrieb uns Recht und Pflicht?
Die Liebe!
Mit Flammenzeichen höchster Lust und Qual!
Und du willst diese Flammenzeichen löschen?
Der Menge Satzung soll Gesetz uns sein?
Nein, lieber wär' ich noch das ärmste Weib,
Von Kot bedeckt, Genossin eines Bettlers,
Als so von Sklavensinn gefesselt sein!

Tristan

Und doch ist mächtiger als unsrer Liebe
Vollschwellender blühender Trieb die dürre Satzung!
Verzichten heischt sie mit blutloser Lippe!

Isot

Tritt hin vor Marke! Fordere mich als Weib! —

Tristan

Isot!

Isot

Mit höchstem Rechte darfst du fordern!
Wer hieß den alten Mann nach mir verlangen?
Den vollen freudereifen Tag verweben
In seines Lebens müde Abendstunden?
Hieß ihn die Jugend nach der Schönheit senden?
Und ließ ihn glauben dann, die beiden würden
Mit kühlen Augen stumm sich ferne stehn?
Wer streute dieses Feuer uns ins Leben?
War er so töricht: ist es unsre Schuld?
Empfinden muß er erst, was wir empfunden,
Und leiden das, was wir gelitten haben!
Dann steh er auf und steinige die Sünder!

Tristan

Du kannst nicht fühlen, Isot, was ich fühle!
Er war mir Vater. Mehr als dies: war Freund mir.
Er war —

Isot

O sprich nicht! — Was du sagen wirst, ich weiß es. —
Sieh, ich verhülle dich mit meinem Haar.

Noch ist es heiß von deiner Küsse Spur.
Noch ist es feucht von Tränen dieser Nacht —
Mit diesem Haar, das einst dich zu mir rief:
Nach Markes Wunsch Tristan zur blonden Isot
Sieh, so verschließ' ich dir mit weicher Flut
Den harten Mund, der Bittres sprechen will.
Sieh, so umhüll' ich dir der Augen Glanz.
Und wenn du wieder sie dem Lichte öffnest,
Les' ich zwei Worte nur in sie geschrieben
Für alle Ewigkeit: Isot und Liebe!

Tristan

Zauberin! —
Noch einen, einen kurzen Trank!
Dem wegbereiten Wanderer zur Labe
Auf dem beeisten Pfad, der ihn erwartet —
(Er umschlingt sie.)
(Schweigen stummer Hingegebenheit.)

Brangäne
(außen warnend)

Habt acht! Dämmerung weht. Das Licht erwacht.
Marke naht!

Tristan

Brangänens Ruf!
Die Ampel! Die Ampel!
(Er macht sich von Isot los und tritt zu der Ampel.)

Tristan

Sie brennt herab, Isot!

Isot

Still!
Was kümmert uns die Zeit!
(Sie umschlingt ihn leidenschaftlicher.)

Tristan

Bedenk, Isot, wie die Minuten fliehn!
An dieser Ampel les' ich unser Schicksal.
Sieh her:
Ein jeder Tropfen Öles, der verzehrt wird
Von dieser Flamme, die so angstvoll brennt:
Nimmt unsres Herzbluts hundert Tropfen mit.

Isot

Ich will nicht denken! Lieben will ich nur!
Ausschöpfen will ich diese letzte Stunde
Mit schmerzlichstem Genuß! Und dann — vergehn!

Tristan

Du sinnst auf —
Tod?

Isot

(leidenschaftlich)

Mit dir! In deinen Armen! —
Sieh, wäre dieses unsre letzte Stunde:
Was hat die Welt uns Besseres zu geben
Und Tieferes und Größeres, Geliebter,
Als so vereint dem letzten Augenblick
Gelassen freudig in das Aug' zu schauen?
Die ganze Fülle dieser weiten Welt,
In dieser Stunde Goldgefäß gedrängt,
Sie wäre als ein königlich Geschenk
Des Himmels in die Hände uns gelegt.

Tristan

(hat sich erhoben.)

Nein!
Den Weg, Isot, den wollen wir nicht gehn!
Der beste wär' es und der sicherste,
Von aller Qual sich jauchzend zu befreien. —
Und doch!
Es sträubt sich was in mir. Nenn' es nicht Feigheit!
Ich denke dieses alten Königs,
Dem Weib und Freund zugleich ich nehmen müßte.
Nein! Dieses Tor steht immer noch uns offen,
Wenn alle andern uns verschlossen sind. —
Willst du zurück nicht mehr zu König Marke —

Isot

Nein, tausend Tode! Nur zu ihm zurück nicht!

Tristan

So höre diesen Rat, wie ich ihn finde,
Auf Lösung sinnend in bestürmter Seele:
Mein Knecht bringt dich in sicheres Versteck.

Dich und Brangäne, unsre treue Freundin.
Zu deiner Mutter flüchte übers Meer
Und berge deine Not in Stille dort!
So gehen wie Geächtete
Wir auseinander auf verschiednen Wegen,
Die nimmermehr sich zueinander finden!
Für höchste Wonne Scheidens höchstes Elend!

Isot

Dies — Tristans Rat? —
O der armseligen Weisheit! —
Geh, Undankbarer! Lasse mich der Qual!
Geh du ins Leben! Lasse mich dem Tod!
Du hast es leicht! Ein Mann hat's immer leicht
Wo Tristans Auge strahlt, da strahlt die Welt.
Wo seine Stimme schallt, da schweigt der Haß.
Wo seine Schritte gehn, da pocht den Frauen
Das Herz in weher, unruhvoller Brust.
Du hast es leicht! — Doch ich — ich — die Verlassne —
Vielleicht nur allzubald Vergessene!

Tristan
(mit größter Wärme)

Isot!
Ich, dich vergessen! Ich, Isot, nicht danken!
Dank ist ja jeder schwache Atemzug!
Dank ist ja jedes Wissen, Fühlen, Ahnen!
Dank ist ja jede Fiber, nach dir zuckend!
Laß Tag und Nacht in ein Gefühl zerrinnen,
Und Welt und Zeit nur eine Welle sein,
Die mich zu dir, Isot, hinüberträgt:
Dann hast ein blasses Bild du meiner Liebe!
(Er wirft sich vor ihr nieder und birgt sein Haupt in ihrem Schoß.)

Isot
(sein Haupt mit ihren Händen liebkosend)

Nun sieh, und von Verlassen willst du sprechen!
Von Auseinandergehn mit kaltem Herzen!
Ach, der Gedanke schon ist bittres Sterben!
(Sie läßt den Kopf etwas zurücksinken.)

Tristan

Was ist dir?

Isot

Eine jähe Mattigkeit.

Tristan

(steht auf und gießt Wein in den Becher.)

Nimm! Labe dich!

Isot

Erst du!

(Er trinkt.)

Isot

(nachdem sie an dem Becher genippt hat, leise)

Nun denk' ich jener blitzeschwülen Nacht
An Bord des Schiffs, das uns nach Cornwall trug.
Wir tranken schweren dunkelroten Wein,
Den mir die Mutter mit ins Schiff gegeben.
Wie flüssig Feuer floß er durch die Adern —

Tristan

Nein! Laß! —
Bann' uns zurück nicht in den wirren Kreis,
Dem wir mit tiefster Qual entronnen kaum!

Isot

Und Rosen dufteten, Geliebter, so wie heute.

Tristan

Dort war es Sommer! Glutenreicher Sommer.
Jetzt ist es Herbst. Und leer des Glückes Flur.

Isot

Doch duften um so süßer nur die Rosen.
Wie dieser Rosenstrauß noch voll und frisch,
Ob kalt die Nacht, die ihn mit Tau beperlte,
So blüht mein Herz nur um so voller, frischer
Durch allen Frost des Schicksals dir entgegen.

Der Pächter

(an der Türe außen)

Töricht Paar! O habe acht!
Morgenhauch zerweht die Nacht.
Grau der Tag im Osten wacht.
Säume nicht! Marke naht!

Tristan

(aufschreckend)

Des Freundes Stimme, die uns warnt, Isot!
Die Ampel! Die Ampel!

(Er sieht nach dem Öl in der Ampel.)

Isot! Das Licht brennt aus!
O du spinnst uns in ein Geflecht,
Dem wir vielleicht nie mehr entrinnen können! —
Das Licht brennt aus! —

Isot
(hält Tristan fest umschlungen.)

Und alle unsere süßen Heimlichkeiten!
All diese wehen süßen Heimlichkeiten!
Da uns die Nacht ein Feuermantel war,
Der über Welt und Zeit hinweg uns trug.
Tristan!

Tristan

O warum uns zum Weh lebendig machen,
Was diese Nacht ersterben lassen sollte!
Ein kalter Reif traf diese Stunden alle,
Die unerschöpflich wie ein Sommerbeet
Mit tausend Farben, tausend Gluten prangten.
Bald wird der Schnee die welken Blätter decken,
So eisig lastend wie auf uns — die Trennung.
— Doch denk' auch ich in dieser schweren Stunde,
Die Tod und Leben hält in ihren Händen,
Wie unbeschreiblich stets der Augenblick:
Wenn matt an deiner Kemenate Fenster
Die Ampel, unsrer Liebe Zeichen, aufglomm —
Und du dann kamst — herab zum Maulbeerbaum!
— Heut ist es eine andre Ampel. Sie verglimmt.

Isot

Und denkst du noch:
Wie durch der Blätter wunderlich Gegitter
Der Mond herabschien in das dunkle Wasser?

Tristan

Wie unsre Hände, heiß vom Liebesspiel,
Sich kühlend suchten in der Silberflut.

Isot

Und all die Nacht uns nur von Liebe, Liebe
Mit tausend heißen Stimmen bebend sprach!

Tristan

Und zahlten wir's mit tausendfachem Weh,
Es war so seltsam groß und wunderbar.

(Sie haben sich bei den Händen gefaßt und sehen einander tief in die Augen.)

Isot

Lebt nicht dies alles noch so frisch, so reich,
So allgewaltig noch in unsern Herzen,
Zerstörbar nur, wenn wir uns selbst zerstören! —
Und du — willst scheiden?

Tristan

(reißt sich los und springt auf.)

Genug!
Genug des Schwärmens und des Träumens!
Los reiß' ich mich! Reißt auch das Herz mir aus.
Wir müssen diese Stimmen schweigen heißen!

Isot

Du — kannst — scheiden von Isot?

Tristan

(wendet das Antlitz ab.)

Wir müssen auseinandergehn!
Du deinen Weg. Ich meinen Weg. Ins Elend.
Es muß ein Ende sein!

Isot

(flehend)

Nimm mich mit!

Tristan

Nein!

Isot

Ja!

Tristan

Nein! Nein!

Isot

(seine Knie umklammernd)

Ja!

Tristan

Nein! —
Und dieses Nein! stemm' ich wie Stahl entgegen
Der Weichheit, die mich wankend machen will!

Ich will vor König Markes Antlitz treten!
Ich will mich seinem nackten Eisen stellen.
Er senk' es kalt in meine warme Brust!
Mein letzter Blick wird brechend dich noch suchen. —
Doch feig zum Dieb will ich an ihm nicht werden!

Isot
(in höchster Leidenschaftlichkeit)
Dies Fläschchen nahm ich aus der Mutter Schrein,
Als einst ich Tristan folgte
Nach Cornwalls Ufer, schwerer Ahnung voll.
Als letzte Arzenei wollt' ich es brauchen.
Nun, da mich Tristan mitleidslos verläßt,
Brauch' ich es heut und setze so ein Ende —

Tristan
Halt ein, Isot!

Isot
Du weigerst mir den Tod?
(Gesang etwas entfernt, sehr deutlich.)
Leb' wohl, Kamerad! Auf hoher See!
Kann nimmer bei dir sein!
Leb' wohl, Kamerad, mit meinem Weh
Bleib' ich zu Haus allein.
Leb' wohl, Kamerad! In Wald und Hag
Und unterm Himmelsdach
Seh' ich nimmer mit dir der Heimat Tag,
Seh' nur in Tränen dir nach.
Leb' wohl! Denke mein!

Tristan:
Hörst du das Lied, das Abschiedslied,
Den scheidenden Matrosen nachgesungen?
Grau wird's am Fenster! Das Gesinde naht.
Isot! Der Tag! Das Schiff.

Isot
(hat sich erhoben.)
Besteig es denn! Und ende deine Tage
In Sicherheit als Markes wackrer Neffe!
Ein langes Leben blühe glücklich dir!
Ein braves Weib nimm stumpf an deine Brust!

Vergiß mich nur, wenn du vergessen kannst! —
(Sie reckt sich auf.)
Mich zeugten Könige im Adlerhorst.
Nicht kriech' ich in ein niedrig Nest hinab.
Ich — bleibe hier! Ich harre Markes! —
Und diesen letzten Trost, dies Gift — sieh her, o Tristan:
Ich schleudr' es von mir! Nicht bedarf ich es!
(Sie wirft das Fläschchen weg.)
Denn einen Dolch, schärfer als Markes Schwert,
Schmied' ich aus höchstem Weh mir nun zusammen:
Aus diesem Weh, daß Tristan von mir geht —
Aus dieser Schmach, daß es geschehen kann!
Der trifft mich sicher in des Herzens Grund!
(Sie lächelt wie entrückt.)
Doch raff' ich mir im Sterben einen Kranz
Der vollsten roten Rosen unsrer Nächte
Auf dieses Haupt — So geh' ich in den Tod!
Und immer wird man sagen durch die Zeiten,
Auf Märkten und auf Gassen wird sie klingen
Und an der Könige Thron wird man sie singen,
Die bitter schöne Mär:
So starb Isot, als Tristan sie verließ.
Doch schied sie in der Herrlichkeit der Liebe!
Und nicht verzagt und feig wie Markes Knecht —
(Sie hat die Arme mit leuchtenden Augen hoch erhoben.)
Nun geh!
(Langes Schweigen.)

Tristan

Ich — Markes Knecht! —
Nur eine durfte so mich mahnen: Isot!
Du fandst das letzte und das härtste Wort,
Den Hammer, der den fast geborstnen Reif
Stählern zusammenschmiedet unzerstörbar.
Dein Wort weist über Recht und Pflicht hinweg
In unser Herz den schmalen, steilen Steg.
Dort thront die Königin, der ich Vasall.
Dort herrscht die Herrin, der ich Lehnsmann bin.
Die einzige, die Knecht mich heißen darf.
Und da sie so gebeut, so muß ich folgen!
(Er atmet tief auf.)

Wohlan denn! Wandeln wir den dunkeln Pfad!
Und schütteln von uns jegliches Gewand,
Das an das bunte Leben noch erinnert,
An alles das, was Rücksicht sonst erheischt —
Aus deinen weißen Händen, Herrin, nehm' ich
Das stille Kleid des Friedens, das du beutst!
(Er faßt ihre Hände.)
O Siegerin!
Dank dir, Dank, daß im schwersten Augenblicke
Du unserer Liebe Stolz in mir geweckt! —
Gebrochen war ich! Nun find' ich mich wieder
In dir, du Königliche:
Und Heuchelei und Heimlichkeit und Schmach,
Sie sinken von uns nieder wie die Lumpen
Von Göttern, die als Bettler kurz gewandelt! —
Und so, Isot, füg' ich dem Kranz von Rosen,
Mit dem du deine Strahlenstirne schmückst,
Das Diadem der tiefsten Liebe zu:
In diesem Kuß, der uns untrennbar macht
Und der uns doch für immer trennen muß!
(Er umarmt sie und küßt sie auf die Stirne.)
Isot!

Isot

Tristan!

Tristan

(löscht die Ampel.)

Sieh her: so lösch' ich selbst die bange Leuchte!
Und lös' uns so aus ihrer Knechtschaft Bann!
Willkommen, Tag, der uns nun nicht mehr schreckt!
Doch jene Ampel, die uns einst gelacht,
Wenn sie zu höchsten Wonnen uns geleitet:
Sie strahle über diese große Stunde
Unlöschbar ihren hehren Glanz hinaus!
Isot und Tristan: Eins für immerdar!

Brangäne

(in Hast herein)

Hufschlag den Berg herab. Wie Wettersturm!
Unselige! Zu lang habt ihr gezögert.
Vernahmt nicht unsern angsterfüllten Mahnruf.
Eilt! Fort!

Der Pächter
(hinter ihr eintretend)

Rasch!
Entrinne durch den Wald hinab ins Tal.
Hier meinen Mantel nimm und meinen Hut!
Die kleine Türe dann zum Wald hinaus —

Tristan
(macht eine abwehrende Bewegung.)

Der Pächter

So nimm den Rat und lasse dich bewegen —
Tristan!
Dies Knie, das sonst dem König nur sich beugt,
Heut beug' ich es vor dir in Herzensnot.
Nun, da das Furchtbarste so nahe dräut,
Dein Leben, all dein warmes Leben, Herr,
Auf eines Augenblickes Schneide steht,
Traumwandlern gleich auf schroffer Zinnenhöhe —
Nun erst durch allen Tadel deines Fehlers:
Fühl' ich es ganz, wie teuer du mir bist!
Und so mit meiner Seele tiefstem Laut
Fleh' ich dich an: Entrinne deinem Schicksal! —

Nicht? — Du willst nicht? — Es fällt dein Blick allein
Auf jenes Weib, das Himmel dir und Hölle!
— So nimm sie fort! Nimm sie mit dir aufs Meer!
Umlernen will ich heut in dieser Stunde,
Was sonst als Sitte und Gesetz mir heilig.
Ich will samt allen meinen Knechten kämpfen!
Des Königs Schwert mich vor die Schärfe werfen!
Nur geh und nütze diesen Augenblick!

Der Pächter und Isot
(hängen angstvoll an Tristans Antlitz.)

Tristan

Dank dir! — Doch nicht bedarf ich deiner Hilfe!

Der Pächter

Herr!

(Schweigen.)

Markes Stimme
(noch etwas entfernt)

Umstellt den Hof! Besetzet alle Türen!
Laßt niemand aus noch ein!

Der Pächter

Marke! —
Nun ist's zu spät! —
Nicht wie Verzeihung klingt mir diese Stimme.
Nun, Herr, bereite dich zum Schlimmsten vor!
Du hast die Frist verstreichen lassen!
Die Ampel losch —

Tristan

Ich selbst hab' sie verlöscht!
Ich habe ausgetilgt die trübe Zeugin
Der kleinlichen Verzagtheit dieser Stunde!
(Er faßt Isot bei der Hand.)
Bereit sind wir, den König zu empfangen!

Der Pächter und Brangäne
(stehen in starrem Verstummen. — Lärm außen.)

Marke
(an die Tür pochend)

Auf! Ihr da drinnen! Marke will zu euch!
(Ein fahler Schimmer des erwachenden Tages webt durch das ganze Gemach.)

Tristan
(richtet sich hoch auf und zieht sein Schwert.)

Nun zahl' ich Lieb' und Weh mit Herzblut!

Ende



Blumenstück

Gemälde von Emil Orlik





Emil Orlik. Von Dr. Max Osborn

Es ist nun vierzehn Jahre her, daß ich in Prag zuerst das Atelier des jungen Malers Emil Orlik erklomm, dessen Bekanntschaft damals zu den unbedingten Programmpunkten meiner Reise gehörte. Ich dachte, ihn malend oder zeichnend zu finden. Aber als ich eintrat, sah ich einen rechten Handwerksmeister im Leinwandkittel vor mir, der zwischen Hölzern und Messern saß und eifrig herumhantierte. Es hatte ihn damals gerade die Leidenschaft für den Holzschnitt gepackt, und es machte ihm höllischen Spaß, vor den Augen des Besuchers in den Buchsbaumstöcken herumzuschneiden, um ihm die Freuden und Wunder der xylographischen Kunst zu demonstrieren. Dann sprang er auf, und die kleine geschmeidige, schlanke Gestalt lief mit graziöser Behendigkeit hin und her durch den engen Werkstattraum. Das bartumwallte, brillenbewaffnete Antlitz, das sich seitdem kaum verändert hat, wandte sich mir zu, und im charakteristischen Prager Deutsch entwickelte er mir mit funkelnden Augen den großen Plan, den er im nächsten Jahre aus-

zuführen gedachte: die Reise nach Japan, in die Heimat und das Dorado aller graphischen und dekorativen Künste.

Als der deutsche Japaner ward Orlik dann bald allgemein bekannt. Es war damals die Zeit, da man bei uns die Geheimnisse und den Sinn der ostasiatischen Kunst zu begreifen begann; da aus den Farbenholzschnitten wie aus den Kakemonos der Maler von Nippon dem gealterten Europa ganz neue, frische Anregungen für eine Wiedergeburt aller schmückenden Künste erwuchsen. Weit über jene Einflüsse hinaus, die schon ein Menschenalter vorher von der japanischen Leichtigkeit und Helligkeit der Farbe auf den malerischen Vortrag der Impressionistenmeister in Paris übergegangen waren, sah man in der jahrtausendealten künstlerischen Kultur des Inselreiches im Stillen Ozean den Urquell der Verjüngung für alles, was unsern Alltag zum Gebrauch und Luxus umgibt. Orlik ward ein überzeugter und eindrucksvoller Prophet dieses neuen Credo.

Julius Leisching in Wien, der die frühen Skizzenbücher Orliks aus seiner Gymnasiastenzeit durchblättert hatte, erzählte vor Jahren einmal in einem Aufsatz, daß schon diese ersten Talentdokumente des Sechzehnjährigen eine ausgesprochene Vorliebe für kräftigen, klaren Umriß und helle, ungebrochene Farben zeigten — damit ward von vornherein der Weg beschritten, der bei aller Beweglichkeit, Wandlungsfähigkeit, Vielseitigkeit und scheinbar nervösen Sprunghaftigkeit die Entwicklung des Künstlers bis auf den heutigen Tag bestimmt hat. Es scheint, daß er als blutjunger Anfänger bereits, wohl noch unbewußt, mit zielsicherem Blick die Ausdrucksmittel fand, die seiner Eigenheit entsprachen. Als der neunzehnjährige Prager Schneiderssohn 1889 nach München kam und dort zu Knirr in die Lehre ging, ja sogar ein Semester lang die akademische Klasse des Historikers Wilhelm Lindenschmit besuchte, hat er von diesen Lehrern nicht mehr angenommen als die elementaren Grundbegriffe des malerischen Handwerks. Wichtiger als das, was diese Schulmeister ihm bieten konnten, waren für ihn die Anregungen, die in jener modernen Revolutionszeit von allen Seiten



Der alte Schloßbrunnen in Karlsbad

Oelgemälde von Emil Orlik



Gustav Mahler
Schabkunstblatt von Emil Orlik

auf ihn zuströmten; die er gierig in sich aufsog und nutzte. Dennoch hielt er sich sofort merkwürdig selbständig, und soviel er von außen empfing, niemals hat er die Manier anderer einfach gläubig hingenommen und nachgebetet. Seine Individualität war stark genug, um alles gründlich zu verdauen und persönlich zu verwerten. Und es ist bezeichnend für Orliks spezielle Begabung, daß er sich am eigenwilligsten gab, als er sich seit 1891 der Graphik näherte und seinen Münchener Lehrer Johann Bernhard Raab durch seine kecken Versuche zur Verzweiflung brachte. In der Behandlung der Kupferplatte, in der Vermischung reiner Nadel- und Ätzarbeit mit Aquatinta, Vernis moux und sonstigen Verschmitztheiten ging er völlig neue Wege. Mit kühnem Griff nehmen seine ersten Drucke aus dem Beginn der neunziger Jahre die Entwicklung voraus — kein Wunder, daß sie damals zunächst nichts als Kopfschütteln erregten. Heute sind die Blätter zum großen Teil vergriffen und Raritäten des Sammlermarktes geworden.

Was Orlik in diesen Radierungen gab, war durchaus nicht nur ein unruhiges Spiel mit technischen Finessen. Er suchte vielmehr in jedem Falle für das Thema, das ihn reizte, die notwendige handwerkliche Nuance zu finden. Je nach Motiv und Stimmung schien ihm bald eine rein zeichnerische Liniensprache, bald eine malerisch-plastische Modellierung, jetzt eine Kontrastwirkung von weißen und tonigen Flächen am Platze zu sein, jetzt ein Mischverfahren empfehlenswert. Und sofort deckten sich mit unerhörter Leichtigkeit Wille und Mittel; ohne zu überlegen, folgte die Hand jedem Kommando des künstlerischen Instinkts. Überall aber meldete sich mit vernehmlicher Sprache die Energie und Kraft der geschlossenen Umrisse, die mit schlagender Natürlichkeit lebendige Wahrheit und subtile Linienabstraktion mühelos miteinander verband und ausglich.

Bald gesellten sich Ausflüge in andere graphische Reviere hinzu. Zuerst, um 1895, geht es von der Radierung zur Lithographie. Im Jahre darauf kam dann der Holzschnitt an die Reihe. Sofort erhöhen auch farbige Nebenwirkungen den Reiz des Spiels der Flächen, und hatte Orlik

beim Schwarz-Weiß eine Suggestion des Farbigen erreicht, in der ihm bis heute wenig andere gleichkommen, so tritt nun in der Auswahl der beschränkten Farbenskala eine andere Form der Reduktion, der andeutenden Vereinfachung des Wirklichen ein. Das war es vor allem, was ihn die durch Frankreich und England, namentlich durch Nicholson vermittelten japanischen Einflüsse lehrten. Orlik ward einer der Ersten in den Ländern deutscher Zunge, die solche Wege beschritten. Sofort hatte er beim Holzschnitt die Gedanken der farbigen Drucke von einem oder mehreren Stöcken übernommen und die Entzückungen begriffen, die sich hier ergeben konnten. Zuerst nahm er nur behutsame Variationen vor: sattes Schwarz und graue Abschattierungen. Dann kam ein Gelb hinzu, oder ein flüchtiges Braun oder Rosa. Bis jene ostasiatische Reise von 1900 den Durstigen schließlich an die Quelle aller Holzschnittkunst brachte. Mit fanatischer Lernbegierde bohrte er sich in die Kenntnis des japanischen Getriebes ein. Ohne Rast suchte er in den Städten und Dörfern die Meister selbst bei der Arbeit auf, um ihnen ihre Handgriffe abzugucken, und mit der fabelhaften Anpassungsfähigkeit, die zu seiner natürlichen Anlage gehört, kroch er gleichsam in die Haut der japanischen Künstler. Es war beinahe, als wenn er sein Europäertum wie einen Mantel abgeworfen und mit dem Empfinden der Japaner vertauscht hätte. Als man in den Jahren darauf die ersten Früchte dieser Fahrt gen Morgen auf den deutschen Ausstellungen sah, glaubte man fast, man hätte echte japanische Stücke vor sich, die zufällig nicht von einem Erben Hokusais oder Hiroshiges stammten, sondern von Emil Orlik aus Prag. Aber allmählich haben wir erkannt, daß diese wunderbaren und eigentümlichen Dinge doch etwas wesentlich anderes darstellen als japanische Imitationen. Mehr und mehr, je reicher und üppiger der Quell des Orlikschen Talents sprudelt, ist es klar geworden, daß die Kunst dieses Mannes, der in hundert Wandlungen und Verkleidungen daherkommt, oft mit fregolihafter Schnelligkeit die Maske wechselnd, der alle Strahlen der modernen Bewegung in sich wie in einem Brennspiegel auffängt und sie funkelnd und

Chinesenfrauen in Shanghai
Aquarell von Emil Orlik



Japanische Straßensängerinnen
Tuschzeichnung von Emil Orlik

blitzend widerspiegelt, von dem bestimmten Gesetz einer scharf umrissenen Persönlichkeit diktiert ist.

„Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten!
Bleibt in euern Hütten, euern Zelten!
Und ich reite froh in alle Ferne,
Über meiner Mütze nur die Sterne."

Diesen Spruch des Westöstlichen Diwans hat sich Orlik in seinem Berliner Atelier, von wo man auf den Garten des Kriegsministeriums heruntersieht, wie einst der junge Menzel diesen Blick aus dem Fenster seines Hinterhauszimmers gemalt hat, auf einem Zettel an die Wand geklebt. Kein besseres Motto ist für die Kunst dieses ewig Wanderfrohen, Abwechslungslustigen, Reisegierigen zu denken, der heute mit wonnigem Behagen im Riesentrubel des Berliner gesellschaftlichen und künstlerischen Betriebes, wo es am wildesten ist, blitzartig auf- und untertaucht, und morgen der ganzen Großstadtunrast ein Schnippchen schlägt und sich lautlos auf ein Jahr zu einer Reise um die Welt empfiehlt; der allen Motiven, allen Methoden, allen Techniken nachjagt und doch fest auf eignen Füßen steht. In Orliks Werken ist Intimes und Öffentliches, Europäisches und Asiatisches, Englisches und Französisches, Holländisches, Deutsches, Realistisches und Stilisierendes, Impressionistisches und Dekoratives, Alltägliches und Phantastisches, skizzenhaft Hingeworfenes und kunstgewerblich Gebundenes — aber alles bleibt vor allen Dingen echter Orlik. Ja, wie ich eben sagte: Orlik aus Prag. Ohne sich in die engen Maschen doktrinärer Heimatskunst zu verfangen, hat dieser Künstler sich ein eigentümliches, unverwischbares heimatliches Element gewahrt. Das Böhmische lugt und blinzelt überall hervor. Vor allem natürlich, wenn er mit unvergleichlichem Geschick Themata aus seinem engeren Vaterlande wählte. Niemand hat für das Gedränge der alten Häuser, für die Brücken, Plätze und Paläste Prags, für die sehr bestimmte Physiognomie böhmischer Dörfer und Dorfbewohner, für die krausen Linien dieser Köpfe und Gestalten, für die charakteristischen Züge ihres Gehens und Stehens, ihrer Haltung und Gebärde, ihrer Tracht

und ihres Gesichtsausdrucks, für das innerste Wesen der ganzen Rasse in ihrer ländlichen wie städtischen Abschattierung einen so sicheren Blick und eine so unfehlbar zupackende Hand wie Orlik. Es ist eine ganz bestimmte böhmische Sonne, böhmische Luft, böhmische Farbenbuntheit in diesen Bildern. Eine klare, stechende Helligkeit, in der die primitive, koloristische Vergnügtheit des Slawentums sich doppelt lustig ausnimmt. Ein Licht von scharfer Intensität, aber doch ganz ganz anders in seiner Wirkung als etwa die transalpine Sonne. Oder es ist eine trübe, graue Regenstimmung mit milchig-weißen Wolkenschichten, aufgeweichten Dorfstraßen, nassen Steinen. Oder bitterkalter Winter von russischer Erbarmungslosigkeit. Etwas Frisches, Kerniges, Gesundes, noch nicht Überkultiviertes, Zukunftskräftiges steckt in dem Lande, und in Orliks Arbeiten spiegelt es sich.

Aber er strebte aus der Enge in die Weite. Nicht nur den Motiven, sondern der ganzen Auffassung nach. Unaufhörlich übten sich Auge und Hand im Erfassen und Darstellen aller Wirklichkeit, die Orlik auf langen Reisen und schließlich in Berlin, wo er als Nachfolger Otto Eckmanns und allbeliebter Lehrer an der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums landete, sich darbot. Die große Lehre der Manetzeit fand auch in ihm einen Verkünder. Licht, Luft und Bewegung suchte er, und seine Fähigkeit, Gesehenes sturmschnell festzuhalten, machte es ihm leicht, landschaftliche Ausschnitte der norddeutschen Ebene, des Gebirges, südlicher Gärten ebenso im Wesen ihrer Erscheinung zu fassen wie das Getriebe der Großstadt oder die Menschengruppen vom Lande, oder die Porträts einzelner Persönlichkeiten. Wie er bei geselligem Zusammensein jeden Augenblick bereit ist, den Bleistift vorzunehmen und auf einen Fetzen Papier, auf einer Speisekarte, auf einem Menü, auf einem Marmortischchen oder auf einem weißen Tischtuch rasch irgendeinen Kopf, eine Figurlinie zu notieren, so reagierte seine sensible Malerlust auf alle Eindrücke, die ihm zuströmten. Namentlich die pikanten weiblichen Akte und die größeren Bildnisse, die er den radierten Köpfen Max Klingers, Gustav Mahlers, Gerhart



Aus Kitzbühel
Oelgemälde von Emil Orlik

Ferdinand Hodler
bei der Arbeit
Radierung von Emil Orlik

Hauptmanns, Hermann Bahrs, des Grafen Kalckreuth an die Seite setzte, sind Zeugnisse seiner reifen Farbenkunst.

Doch mit der Freude am Realistischen ging die Lust zu stilisierender Vereinfachung stets Hand in Hand. Von der Graphik fand er den Weg zu allen möglichen Techniken und Fertigkeiten. Orliks Aufstieg fiel ja in die Jahre, da die Maler alle gern Pinsel und Palette beiseite zu legen und zu schnitzen, zu bauen, sich mit Drehscheibe, Hobelbank, Tischler- und Druckerwerkstatt zu befreunden begannen. Auch ihn reizte nun das Handwerkliche, Gewerbliche. Er versuchte sich in zierlichen und graziösen Miniaturen auf Elfenbein. Er arbeitete für den Buchschmuck. Und niemand hat Sinn und Zweck des Plakats feiner erfaßt als Orlik. Mit untrüglichem Gefühl für die Grenzen, die es hier zu respektieren gilt, ließ er dabei nur große Flächen, feste, klare Umrisse, wenige, vielsagende Farben zu, die in schnell verständlichen Kontrasten zueinander stehen. Er wußte, daß man sich im Plakat bei den Bildkompositionen, die man etwa verwenden will, die strengste Reserve auferlegen muß; das bewies sein berühmter Anschlag für die „Weber"-Aufführung des Berliner Deutschen Theaters in Prag. Oder ein zwanglos sich ergebendes Symbol wird stilisiert auf der Fläche angebracht, um sich mit den ganz als Handschrift behandelten Zeilen des Textes zu einer klaren Harmonie von graphisch-dekorativen Elementen zu verbinden. Auf dem Plakat für eine Berliner Cézanne-Ausstellung etwa wird ein Blütenzweig quer über die große Papierfläche gelegt, während ein paar gelbe und hellblaue Töne wie von ungefähr über das Weiß der freien Stellen gewischt wurden — es ist wie das Anschlagen eines Akkordes in Cézannescher Instrumentation. Oder für einen Vortrag über japanische Kunst und Kultur, den er selbst hielt, komponierte er ein Plakat mit einer großen fremdartigen roten Blume, deren schwarze Blätter zwanglos den Übergang zu der Schrift herstellten. Dabei wird überall streng beachtet, daß es sich nicht um eine einmalige Zeichnung, sondern um die Vorlage für eine Reproduktion in vielen hundert Exemplaren handelt, und die Technik des Druckes wird scharf im Auge behalten.

Den Gipfel von Orliks dekorativem Schaffen bildet seine glänzende Tätigkeit für das Theater. Er kam im rechten Augenblick nach Berlin, da hier als Rückschlag gegen die naturalistische Bühnenkunst der neunziger Jahre die Stilreaktion einsetzte und in Max Reinhardt ein Theaterleiter und -Experimentator auftrat, der mit früher unerhörtem Wagemut die bildenden Künste heranzog. Mit Leidenschaft beteiligte sich Orlik an diesen Bemühungen, und mit seiner stupenden handwerklich-technischen Geschicklichkeit fand er sich sofort auch in der komplizierten Maschinerie der Kulissen, Prospekte, Beleuchtungssysteme, Bühnenkonstruktionen und Theaterkostüme zurecht. Sein sicherer Blick berechnete mühelos die Effekte vom Podium auf die Zuschauer hin, und sein künstlerischer Geschmack ließ ihn niemals vergessen, daß der Theaterkünstler doch nur ein Diener des Dichters zu sein hat.

Unvergeßlich vor allem war seine Inszenierung des „Wintermärchens". Für Akt eins bis drei und fünf schuf er eine feste stilisierte Umrahmung, die mit geringen Änderungen für alle Szenen in Sizilien den Schauplatz andeutete. Ein paar schwere Pfeiler, ein paar Vorhänge, ein paar Stufen, die Requisiten aufs Notwendigste eingeschränkt. Auf den Stoffen und Kostümen große, klare Ornamente, sehr glücklich im Geiste der Normannen- und Sarazenen-Insel aus abendländischen und orientalischen Zügen gemischt. Alle Wirkung auf Beleuchtung und Gruppierung gestellt. Weite Flächen, zu Massen gedrängt oder mit japanischer Leichtigkeit asymmetrisch und launig verteilt. Anregungen von verschiedenen Seiten her, von Gardon Craig aus England, von Roller aus Wien, erschienen dabei übernommen, aber, ganz in Orliks Manier, völlig selbständig genutzt. Im vierten Akt jedoch, der sich als ein gesondertes Idyll in die tragische Wirrnis der übrigen Aufzüge einschiebt, ließ der Künstler Shakespeares märchenhaftes Böhmerland lebendig werden. Hier war er erst recht in seinem Element. Und alles, was er früher an kleinen Ausschnitten aus der Heimat gegeben hatte, schloß sich zusammen zu einer unvergleichlich heiteren Phantasiewelt, die darum hinriß und überzeugte, weil sie in einer herzhaft gefühlten Wirklichkeit wurzelte.



Dekorationsskizze
zum „Wintermärchen"
von Emil Orlik



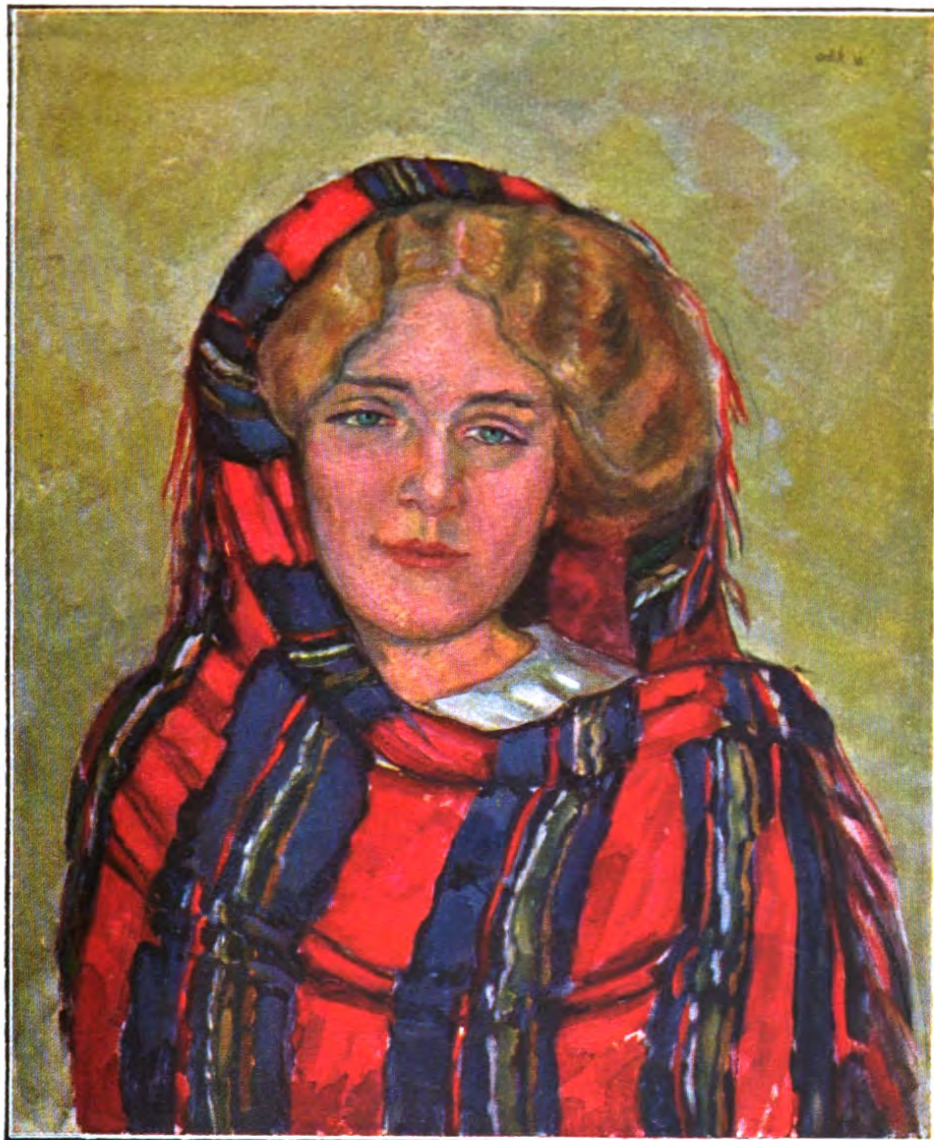
Araberin
Zeichnung von Emil Orlik

Ganz anders wieder ward Orliks Inszenierung der „Räuber", wo er die Vorteile wie die Tücken der Drehbühne mit genialem Griff sich zum Gehorsam zwang. Hier bewies er, daß er auch ein Architekt von eigenen Gedanken geworden wäre, daß es gleichsam nur ein Zufall war, wenn er nicht auch als Baumeister sein Talent bewährte. Um auf dem begrenzten Kreis der Bühnenscheibe Raum für die Interieurs und die Szenerien im Freien, in den böhmischen Wäldern — immer wieder führte ihn hier das Schicksal nach Böhmen zurück! — und in Franken zu schaffen und doch beides nicht zu eng erscheinen zu lassen, gab er dem Hauptsaal des Moorschen Schlosses einen Korridor und einen weit nach hinten sich vertiefenden Gang, der sich ausgezeichnet verwerten ließ und legte die landschaftlichen Szenen als darüber gebautes Hügelgelände an. In den Interieurs und Kostümen aber ward mit dem landläufigen Rokoko vollkommen gebrochen und ein lebendiger deutscher Zopfgeschmack dafür eingesetzt, der dies Drama der brausenden Jugend im Bildmäßigen uns wieder unmittelbar nahebrachte und Reinhardts packende Regiekünste ergänzend unterstützte.

Das ganze Theatergetriebe mit seinem Zusammenklang mannigfaltiger künstlerischer Arbeit zog Orlik mächtig an. Was andere verwirrt, war ihm nur ein erwünschter Tummelplatz seiner unermüdlichen Regsamkeit. Neben den szenischen Planskizzen, Dekorationsentwürfen und Figurinen, die sich gelegentlich zu runden Bildern auswuchsen, entstanden in bunter Folge impressionistische Zeichnungen von den Proben, im Fluge erhascht und hingesetzt, famose Karikaturen, Porträts der Personen, die ihm in diesem Knäuel von Kunst begegneten. Gerade in dem nervösen Wirbel, in den er hier hineingerissen wurde, fühlte er sich wohl, und wenn andere in Gefahr gerieten, darin unterzugehen und sich zu verlieren: Orlik blieb lächelnd obenauf, sog sich auch aus dieser schönen Giftblume neuen Honig.

Diese intensive Beschäftigung mit dekorativen Problemen konnte für Orliks Malerei nicht ohne Rückwirkung bleiben. Auch hier drängte es ihn nun durch die handfeste Wirklichkeitskunst, die er früher gern betrieb, in die

Region eines gesteigerten persönlichen Ausdrucks. Von verschiedenen Seiten her strebte er diesem neuen Ziele zu. Zuerst auf ähnlichem Wege wie in der Graphik durch dekorative Linienstilisierung. Und es entstanden eigentümliche Bilder, die, auch bei großem Format, etwas vom Charakter des bunten Druckes annahmen. Sie schienen von japanischen Lackdekorationen auszugehen, und tatsächlich wurden dabei auch geradezu technische Kniffe der ostasiatischen Lackkunst aufgeboten. In festen, vielfach kapriziös verschlungenen Linien, die sich bis in die Ecken der Leinwand drängten, ward hier die flächige Komposition aufgebaut mit eng aneinandergefügten, fast mosaikartig geordneten Farbenfeldern. Früchte, Gefäße, Stoffe, buntes Getier, Bronzen, Teppiche und Vorhänge wurden dabei zu seltsamen Stilleben zusammengebracht. Oft ging es vom Japanischen ins Chinesische, und die Absicht schien darauf auszugehen, etwa die farbigen Elemente eines Raumes an einer bestimmten Stelle der Wand in einen großen Effekt wirksam zusammenzufassen oder sie phantastisch zu überbieten. Bis dann etwa vor fünf Jahren Orliks Malerei wiederum einen bedeutsamen Umschwung und Fortschritt mitmachte. Unter dem Einfluß von Cézanne und Matisse ging ihm die Ahnung von den neuen Möglichkeiten subjektiver malerischer Stilisierung auf. Malerischer Stilisierung: nicht mehr dekorativer. Eine Abstraktion, die sich rein auf die Probleme der Farbe aufbaut. Die Methode des Flächigen; aber des Farbenflächigen, nicht mehr der Kolorierung von Konturenfeldern. So kamen die freieren Arbeiten der jüngsten Zeit zustande, die Stilleben, Akte, Interieurphantasien Orliks, die den letzten Geheimnissen malerischer Harmonien und Kontraste auflauern. Die Franzosen wurden ihm hier Führer, aber nicht Muster, die es nachzuahmen galt. Nun gilt es, die Farbe selbst zu suchen, ihr materielles wie ihr symbolisches Eigenleben zu ergründen und zu diesem Zweck in jedem Falle nur das Wesentliche, Entscheidende, Maßgebende, losgelöst von allem Nebenwerk, herauszuarbeiten. Letzten Endes aber blieb auch hier das große Ziel: das Gemälde will und soll Schmuck sein, Schmuck der Wand, des



Böhmisches Mädchen
Oelgemälde von Emil Orlik



Gerhart Hauptmann
Schabkunstblatt von Emil Orlik

Raumes, des Lebens; will den Zusammenhang mit der Umgebung wahren und durch Steigerung ein Bindeglied zwischen dem Wirklichen und Greifbaren ringsum darstellen. Die Mittel dazu werden nun nicht mehr von der Zeichnung oder von der Graphik oder dem Gewerblichen bezogen, sondern dem Wesen der Malerei selbst entnommen. Auch Ferdinand Hodlers Art hat in letzter Zeit dabei auf Orlik gewirkt.

So schließen sich die scheinbar weit entlegenen Provinzen von Orliks künstlerischer Tätigkeit zu einem festumgrenzten Reich zusammen. Wir sehen nicht mehr in ein buntschillerndes Kaleidoskop, sondern wir entdecken in der Vielseitigkeit die Einheit, in der Mannigfaltigkeit das Bleibende, in der Unruhe das Beharrende, im Wandel das unerschütterliche Gesetz, aufgestellt von der Persönlichkeit. Und wir begreifen nun den außerordentlichen Einfluß, den dieser bewegliche Künstler, von dem oberflächliche Beurteiler wohl glauben mögen, er sei mit sich selbst noch nicht einig, auf die Scharen seiner Schüler ausübt. Gerade weil Orlik selbst die unendlichen Möglichkeiten des künstlerischen Ausdrucks an sich erprobt hat, weiß er die verschiedenartigsten Begabungen der heranwachsenden Generation zu befruchten und auf die Wege zu leiten, die für sie die rechten sind. Sein kluger Instinkt fühlt mit unfehlbarer Witterung, wohin es die Anfänger drängt, und seine gütige, selbstlose Menschlichkeit erfüllt ihn mit heiligem Eifer zu helfen und zu fördern. Und eben dies wird seine Schüler in gleicher Weise an seinen Unterricht fesseln, wie uns an sein Schaffen: daß er auch heute noch alle Kämpfe und Entwicklungen nicht abgeschlossen hat, sondern den Blick durstig und sehnsüchtig in immer neue Regionen lenkt. Dies ist das Beglückende. Das Finden ist nichts, das Suchen alles. Die behende Weltlust von Orliks Kunst verlangt stets nach anderen, noch unbetretenen Pfaden, sich zu tummeln, ihre Kräfte zu üben und zu stählen, ihre Ausdrucksfähigkeit zu bereichern und zu erweitern. Wie es in jenem west-östlichen Sprüchlein aus dem Goethebuche „Moganni Nameh“ heißt: „Und ich reite froh in alle Ferne ...“

„Sie.“ Skizze aus einem kleinen französischen Seebad

Von Lina Vernaison-Roche

Erster Tag:

„Sie“ hat mir gegenüber an einem runden Tische Platz genommen. Matter Kreolenteint, schwarze mandelförmige auf halbmast gehißte Augen. Madonnenscheitel, dunkle künstlich gekräuselte ohrenbeflutende Haarwellen. Hellblaue Voilerobe mit Korallenstickerei. Fein kombinierter Nackenausschnitt.

Neben ihr, wie in sich selbst zusammengeknäuelt und eigentlich doch tadellos aufrecht, sitzt ihr ungefähr fünfjähriges Töchterchen. Es liegt ein Ausdruck scheuer Furcht auf dem gebräunten Gesichtchen: „Marthe, Marthe, Marthe!“ höre ich jeden Augenblick, hart wie das Anschlagen eines Hagelkornes, auf das Kind niederprasseln. Es ißt mit gesenkten Augen — ein kleiner Automat. — „Sie“ hat ein gelbgeheftetes Romanbuch aufgeschlagen, liest, nimmt — anscheinend appetitlos — kleine Bissen auf die Gabelspitze, seufzt und verlangt im Ton des absoluten Befehls „ihre“ Platte. Der Kellner bringt ein Tablett mit angebrochenen Konservegläsern: Mixed Pickles, Anchovis, kleine Tomaten, Gürkchen, Zwiebelchen, Selleriesalze, Senfsauce, Oliven. Kompliziertes Weib folgere ich und leere ein volles Glas Rotwein.

Zweiter Tag:

„Sie“ ist ganz in Weiß gekleidet. Das kleine Mädel trägt ein mohnrotes Kleidchen und mohnrote Bänder im schwarzen Kraushaar. Die Lippen der Mutter — zu beiden Seiten leicht nach aufwärts gekräuselte Lippen — sind mohnrot wie des Kindes Kleid und Bänder. Ein schönes Kind. Wenn es die scheuen dunkeln Augen vom Teller hebt, fällt kurz wie Faustschlag das strenge „Marthe,

Marthe!" auf die Lider der Kleinen. Und die Augen sinken herab wie Puppenglasaugen.

Das gelbe Romanbuch leicht geschlossen neben „Ihr". Sie betrommelt's von Zeit zu Zeit mit schlanken beringten Fingern. Scheint erregt zu sein, läßt die angebotenen Speisen unberührt.

Dritter Tag:

Heute sitzt ein noch junger Herr neben ihr — Spanier, jedenfalls Südländer. Die Ähnlichkeit mit der Kleinen fällt mir auf. „Sie" trägt ein Foulardkleid — vieuxbleu, unter alten Valenciennes. Der Herr wird ihr Gemahl sein. Er sucht ihre Blicke — sie scheint ihnen auszuweichen — die Augen bleiben auf halbmast — und bringt seiner Redseligkeit nur knappe Antworten entgegen. Die Platte Mixed Pickles, Anchovis, kleine Tomaten, Gürkchen, Zwiebelchen, Selleriesalze, Senfsauce, Oliven wird von den Herrschaften sehr in Anspruch genommen.

Das Kind deutet schüchtern verlangend nach einer kleinen Gurke, die, der Auslegegabel entfallen, neben der Platte liegt und bekommt einen Klaps aufs Händchen.

Vierter Tag:

Ich habe die beiden, die nun wieder mit dem kleinen Mädchen mir gegenüber Platz genommen haben, gestern abend auf den Dünen gesehen. Sie sprachen lebhaft und eindringlich miteinander, als ob sie sich zankten.

Der Herr hat eben eine Auseinandersetzung mit dem Kellner, die Fischplatte paßt ihm nicht. Das Kind wirft neugierige Blicke zu dem heftig gestikulierenden Herrn hinüber. „Sie" fängt des Kindes Blicke auf — ich höre: „Wenn du dich weiterhin schlecht beträgst, mußt du in deinem Zimmer speisen." Die Kleine senkt das Köpfchen, ich sehe Tränen über seine Wangen auf das Kleidchen fallen. Nun erhebt sich die Mutter, ergreift heftig des Kindes Hand und führt es hinaus. Der Herr blickt ihnen überrascht nach, nagt unschlüssig an seiner Unterlippe, winkt nach einer Weile dem Kellner, gibt mit gedämpfter Stimme einen Befehl und verläßt den Speisesaal.

Fünfter Tag: ~

Des Kindes Stuhl ist leer. „Ihre" Augen strahlen wie offene Sterne. Sie trägt ein Büschel roter Rosen im Gürtelband und wendet ihre ganze Aufmerksamkeit dem Herrn zu, der heute, im weißen Strandanzug, mit — ich weiß nicht welch sieghaften Allüren — neben ihr sitzt. Er beträufelt ihre Austern mit Zitronensaft — sie lächelt, ißt, plaudert und lacht in schier fieberhafter Liebenswürdigkeit.

Vor dem Dessert überreicht der Kellner dem Herrn ein Telegramm. Er bleibt beim Lesen unbewegt. „Sie" beugt sich über seine Schulter, liest und fragt laut und angstvoll: „Was tun?"

Der Herr zuckt die Achseln: „Kellner, eine Mumm!"

Sechster Tag: ~

„Sie" kommt dunkel gekleidet allein mit dem kleinen Mädel zu Tisch. Ihre Augen sind umschattet. Nur das Kind ißt. „Sie" bestellt eine Eieromelette, die unberührt wieder abgetragen wird.

Siebenter Tag: ~

Heute hat eine alte Dame neben den beiden Platz genommen. Das Kind nennt sie Großmutter und greift — ganz heimlich — von Zeit zu Zeit nach ihrer Hand. „Sie" gibt der Dame einsilbige Antworten — ihre Madonnenaugen gleiten voll abweisender Kühle durch den Saal.

Achter Tag: ~

Ein korpulenter, leicht ergrauter Herr, hat sich eben in behaglicher Breite neben „Ihr" und dem Kinde niedergelassen. Er tätschelt — indem er „Sie" mit dankbar feuchten Blicken umfängt — der Kleinen Wangen und fragt in zärtlich weichem Ton: „Hat mein Marthchen schon viele Strandfreundinnen gefunden?"

Das Kind schaut ängstlich zur Mutter hinüber und antwortet zögernd: „Nein, Papa."



Wenn die Miß über den großen Teich gondelt...

Von Henry F. Urban

Wenn drüben in Amerika die linden Lüfte erwachen, so wird die dollargesegnete Amerikanerin noch zappeliger, als sie schon an und für sich ist. Dann wird sie nämlich vom Reisefieber gepackt. Ihre Reisesehnsucht heißt Europa. Sie muß sich frühzeitig nach einer Fahrkarte umsehen. Ja, der Andrang zu den Dampfern ist so gewaltig, daß sie ihre Fahrkarte bereits im Winter lösen muß, wenn sie Anfang Mai fahren will und auf ein Bett in einer „guten" Kabine rechnet. Darunter versteht sie eine Kabine halbwegs mittschiffs, nahe dem sogenannten „toten Punkt", wo die durch die Maschinerie veranlaßte Erschütterung ganz oder fast ganz ausgeschaltet ist, und wo sie dem Speisesalon oder Restaurant am nächsten ist. Auch muß die gute Kabine nach außen liegen, mit dem Blick auf das Meer. Die Innenkabine ohne Luft und Tageslicht behagt ihr am wenigsten. Am liebsten hat sie die ganze Kabine, die für vier Betten berechnet ist, für sich allein. Aber dann muß sie für alle vier Betten bezahlen — ein teures Vergnügen selbst für Damen vom Dollarhochadel. Denn das einzelne Bett in der ersten Kabine auf einem Luxusdampfer wie „Kaiser Wilhelm II." kostet in der Hochsaison nicht unter 600 bis 1000 Mark. Der Dollarkönigin und Dollarprinzessin sind auch diese Preise noch zu plebejisch. Sie nimmt gleich eine „Suite" (Salon, Schlafzimmer, Badezimmer, Mädchenkammer), wo sie in richtigen, eleganten Landbetten schlafen kann, wie daheim in ihrem Palast. Der Genuß kostet 6400 bis 8000 Mark. Auf die Amerikanerin, die Verehrerin des ausschweifendsten Luxus, ist der ganze Dampferverkehr zwischen Amerika und Europa zugeschnitten. Daher die Lifts, das Ritz-Carlton-Restau-

rant mit kostbarem Geschirr und Kristallglas und mit den galonierten Kellnern, der raffinierte Luxus der Möblierung, die Speisekarten mit der Überfülle der ausgesuchtesten Leckerbissen, vor allem mit delikatem „steak", „chops" oder „roast-beef".

Woher kommt diese fast krankhafte Europalust der Amerikanerin? Auf dieser Seite des großen Teiches ist es noch wenig bekannt, daß die Amerikanerin der reicheren Stände auffallend oft ein unbefriedigtes Dasein führt, das seine Erklärung in der Nüchternheit der Umgebung oder, wenn sie verheiratet ist, in ihrem Verhältnis zum Mann findet, der mit seinem Geschäft mehr verheiratet ist, als mit seiner Frau. Um es kurz auszudrücken: Amerika ist unromantisch. Europa dagegen deucht der Amerikanerin fabelhaft romantisch. Dieses Verlangen nach Romantik ist ein merkwürdiger Zug der Amerikanerin, ebenso wie der Mangel dieses Verlangens am Amerikaner in die Augen fällt. Dazu kommt ihre Sucht, zu glänzen, zu verblüffen, bewundert zu werden, zu erobern. Wohlgemerkt — ich spreche hier zunächst nur von der wohlhabenden Amerikanerin, die viel auf Reisen ist. In Europa war sie noch fremd, huldigte man ihr noch nicht. Also prickelte es ihr in allen Fingern, es sich untertan zu machen. Welch ein ergiebiges Feld war Europa für sie! Sie sah es mit ganz andern Augen an als der Amerikaner, sie fand hier tausenderlei Genüsse, an denen der Mann achtlos vorüberging oder die er sogar geringschätzte. Diese Ordnung, diese Sauberkeit der nordischen Länder (jeder Frau sympathisch) behagte ihr gerade durch den Gegensatz zu der schauderhaften Unordnung und Unsauberkeit des Dollarlandes. Dann diese alten Burgen und Schlösser und Städte, die ihr etwas völlig Neues waren, wo sie Dinge zu sehen bekam, von denen sie höchstens einmal gelesen hatte, wo sie von geharnischten Rittern und Burgfrauen hörte, wo sie in nachtdunkle Verliese kroch und mit Schaudern Folterkammern und Folterwerkzeuge sah oder den Platz, wo der Henker seines Amtes waltete. Und diese herrlichen uralten Kirchen und die entzückenden Kunstschätze des Mittelalters, die dort noch immer aufgespeichert liegen!

Wir wissen ja, daß Nürnberg und Rothenburg die Schwärmerei aller Amerikanerinnen sind, die dort an Zahl die Fremden aller andern Nationalitäten übertreffen.

Aber auch gesellschaftlich findet die Amerikanerin, die junge, wie die nicht junge (alte Amerikanerinnen gibt's überhaupt nicht) in Europa Neuland in Fülle, das sie zu Eroberungen reizt. Da ist das Leben in den Sommerfrischen an der See, das so ganz anders und vor allem so tausendfach reizvoller ist als in Amerika. Zwar hat sie auch daheim ihre vornehmen Badeorte. Aber sie sind weit weniger lustig und ungezwungen als die europäischen. Noch reizvoller findet sie die europäischen Sommerfrischen auf dem Lande, namentlich in den Bergen, die als „Bäder" ein internationales Gepräge tragen. Diese Bäder (etwa wie Karlsbad, Wiesbaden, Nauheim) mit Kurhaus, Kurgarten, Kurtheater und dem ganzen amüsanten Drum und Dran, kennt man in Amerika gar nicht. Drüben ist die Sommerfrische stiller und langweiliger, zumal durch den puritanischen Sonntag. In dem übermütigen Treiben des europäischen Bades aber fühlt sich die Amerikanerin wie ein Fisch im Wasser. Es sagt ihrem nervösen, vergnügungslüsternen Temperament ganz besonders zu. Hierzu gesellen sich die fröhlichen Landpartien und die idyllischen Sommergärten, in denen es sich so behaglich sitzt. In Amerika kennt man weder die Landpartie noch den Sommergarten, wo man stundenlang im Freundeskreise für billiges Geld verweilen kann — ebenso wie man dort das richtige deutsche Café nicht kennt. Auch dessen Annehmlichkeit begreift die Amerikanerin sehr bald. Nicht zu vergessen die wundervollen Museen, die sie in solcher Reichhaltigkeit daheim auch nicht überall hat, oder die Theater und Konzerte, die ihr daheim zwar in ebensolcher Menge und Güte zur Verfügung stehen, die sie aber in Europa außerordentlich billiger bezahlt.

Diese größere Billigkeit des Daseins in Europa fällt bei der Amerikanerin ganz besonders ins Gewicht, um ihr Europa als Aufenthalt begehrenswert erscheinen zu lassen. Ihr Dollar erhält ganz automatisch fast den doppelten Kaufwert, sobald er sich in Francs, Mark oder Lire ver-

wandelt. Sie braucht gar nicht einmal reich zu sein und vermag dennoch infolge dieser schönen Eigenschaft des Dollars eine Europareise zu machen. In Amerika ist es eine ganz bekannte Gepflogenheit, daß Familien, die daheim nicht mit ihrem Gelde leben können, auf längere Zeit nach Europa fahren, weil sie dort herrlich und in Freuden zu leben vermögen.

Auf die reiche und vornehme Amerikanerin übt freilich die allergrößte Anziehungskraft eine europäische Einrichtung aus, von der man glauben sollte, daß sie ihr am gleichgültigsten ist: der europäische Hof. Während der Amerikaner als Erzdemokrat nur ein ironisches Lächeln für jede Monarchie hat und sie als etwas Mittelalterliches und Überlebtes, vor allem als etwas mit der allein seligmachenden Volksregierung Unvereinbares betrachtet, ist die Amerikanerin der reicheren Klassen genau entgegengesetzter Ansicht. Sie ist schon daheim Aristokratin, was schließlich leicht verständlich ist, wenn man daran denkt, daß die Frauen überhaupt geborene Aristokratinnen sind, jedenfalls aber für die allgemeine Freiheit und Gleichheit wenig übrighaben. Die vornehme Amerikanerin aristokratelt in ihrem Lande ganz offen, unter steter Verletzung aller Gesetze der Gleichheit. Sie wohnt in einem Palast, hält sich einen Troß von Dienern und übt gesellschaftlich eine Auslese von drakonischer Strenge. Sie muß einem ganz engen hochvornehmen Kreise angehören, um den sie gewissermaßen einen Stachelzaun zieht, auf daß nur ja niemand anders hineinkomme. Man hat sie nicht umsonst Dollarprinzessinnen getauft. Wenn sie nun nach Europa kommt, in ihrer hageren Schönheit und Eleganz, wenn sie in ihrem eigenen Luxusautomobil von einer Stadt zur andern rast, wenn sie in den teuersten Hotels absteigt, wenn sie nur in den allerteuersten Geschäften kauft, so macht sie tatsächlich den Eindruck einer echten Königin oder Prinzessin — nur daß diese gemeinhin nicht halb so verschwenderisch sind.

Sie hat die Allüren der Königin und Prinzessin, lebt in der Atmosphäre einer gekrönten Dame — kein Wunder also, daß ihr Ehrgeiz ist, an einem Hofe eingeladen und einem Monarchen vorgestellt zu werden. Dort gehört sie

doch hin — sagt sie sich mit der fröhlichen Überzeugung ihres Wertes als „American lady“. Daneben erscheint ihr der Monarch als der strahlendste Ausdruck gesellschaftlicher Größe, als der Inbegriff aller Interessantheit und (was wieder von ausnehmender Wichtigkeit ist) Romantik. Bei den amerikanischen Gesandten und Botschaftern an allen europäischen Höfen bildet die eigene Landsmännin ein Leidenskapitel für sich. Nichts verursacht den Herren solche Sorgen wie diese Landsmännin, die es sich in den Kopf gesetzt hat, Sr. Majestät vorgestellt zu werden. Man lese darüber Andrew White nach, den ehemaligen amerikanischen Botschafter in Berlin. Der Botschafter muß sich hüten, der Bittstellerin einen ablehnenden Bescheid zu erteilen, sonst macht sie ihm daheim mit Hilfe ihrer politischen Beziehungen, die bis nach Washington reichen, die Hölle heiß. Gewöhnlich läßt sie's darauf gar nicht erst ankommen, sondern verschafft sich durch ihren Mann schon vor der Reise die nötigen Weisungen für den Botschafter vom Präsidenten oder dem Staatssekretär oder sonst jemandem. Oder die europäischen Botschafter in Washington werden auch noch mobil gemacht. Besonders gesucht ist der Berliner Hof, weil der Kaiser in Amerika als Amerikaverehrer gilt und der Amerikanerin überdies durch seine Persönlichkeit bestrickender erscheint als irgendein anderer Monarch. Daß der amerikanische Botschafter seinen Landsleuten gegenüber besonders vorsichtig sein muß, liegt auf der Hand. Viele drängen sich herzu, die wirklich nichts als den großen Geldbeutel zum Beweis ihrer Hoffähigkeit aufweisen können. Ich erinnere an den peinlichen Vorfall, der sich vor gar nicht langer Zeit in Berlin ereignete. Der Botschafter hatte einen dollargesegneten Herrn nebst Familie bei Hofe eingeführt. Während sich die Familie noch in der kaiserlichen Liebenswürdigkeit sonnte, veröffentlichte ein vielgelesenes Berliner Blatt die seltsame Tatsache, daß der Dollargesegnete, der zu seinem Vergnügen schriftstellerte, in einem Buch über England arge Deutschfeindlichkeiten geschrieben hatte. Das machte seinen ferneren Verkehr bei Hofe natürlich unmöglich und bereitete dem Botschafter böse Verlegenheiten, wiewohl er sicherlich ganz unschuldig an der Sache

war. Am unangenehmsten aber war das fatale Ereignis ohne Zweifel der Amerikanerin und ihren Töchtern.

Für die Amerikanerin, die bei Hofe eingeführt ist, bedeutet das nicht bloß eine „Eroberung" an sich, sondern nebenbei noch eine gewaltige Mehrung ihres gesellschaftlichen Glorienscheins zu Hause. Die Zeitungen in ihrer Heimatstadt vergessen für einen Augenblick ihren ganzen Demokratismus und ihre pflichtschuldige antimonarchische Gesinnung, die sie sonst ununterbrochen in alle vier Winde trompeten: sie verzeichnen den Empfang ihrer Mitbürgerin bei Hofe als ganz besondere Ehrung in fetten Lettern. Nur fassen sie diese Ehrung, um ihrem Männerstolz vor Fürstenthronen äußerlich treu zu bleiben, dann so auf, als ob „sogar" der stolze europäische Monarch der freien Tochter der freien Republik seine untertänigste Huldigung dargebracht habe. Ich habe das wiederholt in diesen Worten in amerikanischen Blättern ausgedrückt gefunden. Gelingt es der Amerikanerin gar noch, mitsamt dem Monarchen auf einem Bilde abkonterfeit zu werden, das in irgendeiner bekannten Zeitschrift erschienen ist, so ist ihr Triumph vollständig. Die Zeitschrift wandert dann in Dutzenden von Exemplaren an die Freunde, vor allem aber an die Freundinnen in Amerika, die es nicht „so weit gebracht haben". All diese glücklichen Amerikanerinnen übertrifft freilich noch die Frau eines Jachtbesitzers, die den Monarchen als Gast an Bord der Jacht gehabt hat. Das bedeutet rein gesellschaftlich den Triumph der Triumphe. Ich sah einmal in Amerika bei Bekannten eine Photographie eines solchen Übertriumphs, die die Jachtbesitzerin neben dem Monarchen auf Deck stehend zeigte. Darunter hatte sie geschrieben: „Ich und Se. Majestät." Nicht etwa: Se. Majestät und ich. Das ist so überaus kennzeichnend für die Selbsteinschätzung der Amerikanerin. Sie hat einen lebenden Monarchen erobert! Wenn sie jetzt nach Hause zurückkehrt, so hat sie unbedingt sämtliche gesellschaftlichen Rivalinnen besiegt. Sie ist von nun an die Königin der Gesellschaft, denn sie hat bei Hofe verkehrt, hat mit dem Monarchen gesprochen, hat mit ihm womöglich gespeist (er hat ihr sogar zugetrunken!) und sich mit ihm photographieren lassen.

Damit sind jedoch die Köstlichkeiten des Aufenthalts in Europa für die vornehme Amerikanerin keineswegs erschöpft. Ebenso eifrig wie die Einführung bei Hofe sucht sie den Verkehr mit der Aristokratie (was auch wieder sehr bezeichnend für ihre aristokratischen Neigungen ist) und besonders der Militäraristokratie. Einen adligen Offizier zu heiraten, vom Baron aufwärts, und dadurch zur Baronin, Gräfin oder womöglich Prinzessin zu werden, ist der Traum vieler, den sie ja auch durch ihre Eleganz, ihre Schönheit und — ihre Dollars oft genug verwirklichen. Darüber ärgert sich der Demokrat daheim am meisten, denn hier ist der heilige Mammon gefährdet, weil er an das Ausland verloren geht. Daher die wiederholten Versuche von erzdemokratischen Kongreßmitgliedern, diese Dollargefährdung durch Besteuerung des abwandernden Vermögens zu vermindern oder gar zu verhindern. Nicht weniger kränkend dünkt es auch den Patrioten, daß eine Amerikanerin so offenkundig die verabscheute Aristokratie über den allein seligmachenden Demokratismus stellt, daß sie einen Europäer, der angeblich dem Amerikaner nicht das Wasser reichen kann, als Ehemann dem Amerikaner vorzieht. Was der Amerikanerin insonderheit an dem europäischen Offizier, zum Beispiel dem deutschen, gefällt, ist die ausgesprochene Männlichkeit mit dem kriegerischen Beigeschmack. Sie empfindet sie wohl als besonders reizvoll gerade als Gegensatz zu der schlappen Unterwürfigkeit des amerikanischen Mannes gegenüber den Frauen. Das normale Verhältnis der Geschlechter zu einander will Gegensätzlichkeit und Ergänzung. Das echte Weib will einen echten Mann, keinen Feministen.

Eine besondere Erscheinung unter den weiblichen Vergnügungsreisenden von Amerika sind die jungen Mädchen, die, etwa fünfzehn bis zwanzig an der Zahl, auf Kosten irgendeiner großen Zeitung reisen. Diese Reise kommt wie folgt zustande. Die Zeitung erläßt einen Aufruf in ihren Spalten, worin sie den Leser ersucht, auf einem gleichzeitig gedruckten Kupon die populärste junge Dame zu nennen, den Kupon auszuschneiden und der Zeitung einzusenden. Die fünfzehn oder zwanzig jungen Damen, die die meisten Stimmen auf sich vereinigen, werden von der Zeitung nach Europa

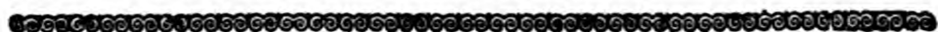
befördert und wieder zurück. Nun geht ein wildes Kuponschneiden los. Jeder Verehrer einer jungen Dame kauft die Zeitung beim Dutzend und veranlaßt seine sämtlichen Bekannten, ein gleiches zu tun, um die Zeitung mit recht viel Kupons zu überfluten, die seiner Angebeteten die Europareise verschaffen. Es ist ein Spaß ohnegleichen für die ganze Stadt. Und die Hauptsache: Die Zeitung macht ein glänzendes Geschäft. Denn sie verkauft während dieser Zeit Tausende von Exemplaren mehr als sonst, was ihr wiederum mehr Anzeigen einbringt. Die Anzeigen aber sind bekanntlich die Sahne an der ganzen Zeitungsmilch. Von der Reklame, die der Zeitung aus der Sache erwächst, gar nicht zu reden! Unter Führung eines Reisemarschalls und einer älteren Dame reist dann die ganze Gesellschaft durch Europa, von London, Madrid, Paris, Berlin, Wien bis nach Rom und Palermo — alles umsonst für die Teilnehmerinnen. Tägliche Kabelgramme des Reisemarschalls über die Reise sorgen dafür, daß die Verwandten und Bekannten daheim das Interesse an der Reise nicht verlieren und daß die Zeitung weiterhin abgeht wie heiße Semmeln. Man kann behaupten, daß von allen Amerikanerinnen diese Zeitungstouristen Europa mit der größten Begeisterung genießen — mit jener Begeisterung, die das Umsonst mit sich bringt.

Völlig anderer Art ist die Amerikanerin, die nach Europa zieht, um geistige Eroberungen zu machen. Das ist das Heer der „armen" Amerikanerinnen (sofern man überhaupt von „armen" sprechen kann), die irgend etwas in Europa studieren wollen — Wissenschaft weniger, meistens Musik. Die eine will Sängerin werden, die andere Pianistin oder Violinistin oder gar Komponistin. Sie wählt zu ihrem Studium Paris, aber fast noch mehr Berlin, Dresden, Leipzig, Frankfurt, weil die deutsche Musik in Amerika von allem Anbeginn ein Monopol gewesen ist. Es ist wahr, mit Glücksgütern ist die amerikanische Musikstudentin nicht gesegnet. Der Vater ist meist ein kleiner Geschäftsmann, oft nur ein Farmer in bescheidenen Verhältnissen. Hier verliert der Dollar seine wundertätige Kraft, wenn er nach Deutschland kommt, denn das Musikstudium ist, auch in Dollars

umgerechnet, teuer, selbst für Amerikanerinnen, die's „haben". Daher fährt sie erster Klasse auf einem billigen Dampfer oder zweiter Klasse auf einem besseren. Mit Trinkgeldern kargt sie. Und dann wohnt sie in einem billigen Zimmer eines deutschen Pensionats, wo sie zugleich deutsch lernen kann, oder in einem amerikanischen Pensionat, wo nur englisch gesprochen wird, aber wo sie eine heimatliche Atmosphäre umgibt. Jede Minute daheim tagsüber geigt oder klaviert sie — zur Verzweiflung der Nachbarschaft. Abends sitzt sie mit Hilfe von Freikarten in irgendeinem Konzert oft mit der Partitur auf dem Schoß.

Zum Glück hat sie ihren „American Womans Club", wo sie ihre heimischen Zeitungen findet, und ihre Kirche, wo sie die „Amerikanische Kolonie" trifft. Die großen amerikanischen Feiertage beobachtet sie gewissenhaft, namentlich „Washingtons Birthday", den „Thanksgiving Day", wo sie unter allem Umständen in Gesellschaft ihrer Landsleute ihren „Turkey with cranberry-sauce" (Truthahn mit Kronsbeerensauce) ißt, nebst dem unvermeidlichen „ice-cream" (Speiseeis). Und zum „Fourth July" (Unabhängigkeitstag am 4. Juli) vereinigt die ganze Kolonie ein Ausflug ins Grüne mit Sternenbanner, Sport und Festessen! Der Botschafter oder ein Vertreter hält die Festrede, die immer in einen Hymnus auf das „glorreiche Land der Freiheit und Gleichheit" ausklingt, nebst Absingen der Nationalhymne. Der Botschafter ist der Allvater von ihnen allen, woher sie auch kommen, wer sie auch seien. Sein Haus steht ihnen allzeit offen, auch bei dem großen Neujahrsempfang.

Und wenn die kleine Studentin dann eines Tages Kritiken nach Hause schicken kann, die von ihrem erfolgreichen Debüt im Konzertsaal berichten, so hat sie den heißersehnten „deutschen Meisterschaftsstempel", der so unendlich viel wert ist für ihr späteres Fortkommen in Amerika. Wer weiß — eines Tages wird sie ein „star" sein und die ganze Welt erobern und Geld faßweise „machen"! Oder sie wird am Ende gar Königlich Preußische Hofopernsängerin und singt vor dem Kaiser — just think of it!



Die büßende Gräfin

Von

Johannes Jegerlehner

Hoch über grünen Triften kreist der Weih,
Der Hirtenjunge bläst auf der Schalmei,
Es tönt der Ziegenschellen heller Klang,
Der braunen Wasser wilder Berggesang.
Da platzt der Fels und donnert, welch ein Graus!
Schau! aus der Spalte tritt die Frau heraus,
Ein junges, feines, fichtenschlankes Weib,
Die weiße Seide rauschend um den Leib.
Und aus der dunklen Höhle Tiefen lacht
Des Goldgeschmeides wundersame Pracht.
Sie hebt den Arm und ruft in froher Lust,
Die Stimme silbert hell aus ihrer Brust:
„Du bist ein armes frisches Hirtenblut,
Es klebt an dir kein ungerechtes Gut,
Drum schenke mir die Flöte, Bübchen fein,
Und all die Schätze, die du siehst, sind dein!"
„Die Pfeife, schöne Gräfin, geb' ich nicht,
Könnt' nicht mehr blasen, wär' ein armer Wicht."
Aus ihrem Busen quillt ein Jammerschrei.
„Da ist sie," ruft der Bub' und rennt herbei.
Zu spät. Der Fels klappt zu mit einem Schlag.
Es tönt wie Schreckensruf am Jüngsten Tag.
Das Hirtlein setzt die Pfeife an behend:
„Gottlob, es geht noch gut, das Instrument."

Hoch über grünen Triften kreist der Weih,
Der Hirtenjunge bläst auf der Schalmei,
Es tönt der Ziegenschellen heller Klang,
Der braunen Wasser wilder Berggesang.

Not und Tod des Feldpredigers Gotthilf Haberkorn

Erzählung von Franz Adam Beyerlein

Als im Dorfe B., das ungefähr eine Meile östlich von Leipzig liegt, das unzählige Male geflickte Dach des Pfarrhauses von Grund aus erneuert wurde, fand sich im hintersten Winkel des geschwärzten Sparrenwerkes, wo eine Sammetdecke von Staub dicht und weich wie Schnee allerhand Gerümpel einhüllte, ein altmodisches roßledernes Felleisen, in dessen messingene Beschläge der Grünspan tief hineingefressen hatte. Man reinigte es und erkannte auf dem Bügel das eingegrabene Wappen eines ostpreußischen Adelsgeschlechtes. Militärische Aktenstücke — Quittungen, Soldausweise, Listen — bildeten den Inhalt, fast sämtlich gezeichnet oder gegengezeichnet von der Hand des Freiherrn August von S., Leutnants im Dragonerregiment von Platen und Adjutanten des Generalmajors von Borstell. Gesondert steckten in einem kleinen Innentäschchen einige knappe Briefe, in denen eine zärtliche Großmutter von ihrem masurischen Gute aus zwischen Nachrichten über herbstliches Obsteinkochen und Schweinschlachten das Leben des einzigen Enkels dem Schutze Gottes befahl, und als Hauptstück ein umfangreiches Schreiben des Feldpredigers Gotthilf Haberkorn, den offensichtlich eine innige Freundschaft mit dem Offizier verbunden hatte.

Es ließ sich unschwer feststellen, daß August von S. am Nachmittage des 18. Oktober 1813 bei Paunsdorf von einer französischen Kugel verwundet worden war und neun Tage darauf im Pfarrhause zu B. seinen Tod gefunden hatte. Überdies beglaubigte ihn das Wappen auf dem Bügel als Eigentümer des Felleisens.

Der Brief des Feldpredigers aber, gerichtet „An den Edel- und Wohlgebornen Herrn Baron August von S.,

Lieutenant beym Stabe der Pommerschen Brigade des Herrn Generalmajors von Borstell", mit einer feinen krausen Handschrift auf mehrere flüchtig geheftete Bogen groben grauen Konzeptpapiers gedrängt, lautete folgendermaßen:

Droyßigk, 15. Oktober. Mitternacht.

Theuerster liebster Freund!

Welche Gefühle stunden in meinem Herzen auf, als Du gestern vorm Quartiere unseres Yorck vom Gaule sprangst! Meine Pulse schlugen geschwinder und es dünkte mich eine Ewigkeit, bis Du Deine dépêchen dem General übergeben hattest. Hernach wie Du heraustratest und die Stiegen vom Thor herunterschrittest, wie wir uns in die Arme sanken und im Kusse die Freundschaft unserer Jugend neu besiegelten, — Freund! O welch ein Augenblick!

Ich hatt' es geahndet!

Ehegestern wie der erste Strahl des Sonnenballs hineinspiegelte in mein Kämmerlein beym Cantor, fleht' ich auf den Knieen zum Schöpfer; mit einmal wusst' ichs: ich war erhört, der Freund, nach welchem meine Seele seufzete wie der matte Pilger nach dem Obdach, war in der Nähe.

Lass michs freymüthig gestehen, nicht an Dich gedacht' ich dabey, mein August. Ich spürete nur: Irgend einer, ein Jemand ist nah, welchem ich mein zernichtetes Herze aufschleußen kann. Daß jezo Du es bist, liebe Seele, das versüßet mir den Trost zu einem wahren Glücke.

Freylich, Geliebter, kaum warst Du mir wiedergeschenket, so riß die rauhe Pflicht Dich aufs Neue aus meinen Armen. Sey's drum! Ich habe Dein liebend Auge gesehen und Dein Herz hat an meinem gepochet, so weis ich für gewiß, die Zeit hat Deine Gesinnungen nicht verändert. Sprech' ich, so wirst Du ein offen Ohr haben für mich.

Hör also, Freund! Hör um so viel mehr, als ich Dir in dieser mitternächtigen Zeit die Rechte hinhalte über das schwarze Land und über die schlafenden Heerlager — zum Abschied. Der wälsche Antichrist hat sich bey Leipzig

gesezzt, und es heißt, morgen haben wir eine Schlacht, wenn nicht morgen so doch den Sonntag. Ich aber werde dann nicht mehr vorm Altare GOttes heiliges Wort verkündigen, sondern gleich vielen Mitchristen — teutschen und wälschen — vor Seinem Throne stehen und — so hoff' ich — ein gnädig Urthel über mein elend Daseyn demüthig vernehmen. Ich werde fallen und deß will ich herzlich froh seyn. Denn lieber Bruder, es ist mir leid geworden um dieses zeitliche Leben.

Fünf Jahre bloß sind, seit das Schicksaal uns schied, hinabgetropfet in den Bronnen der Unendlichkeit, von dannen sie im ewigen Kreislauf gekommen waren, und die schwachen Zirkel, welche sie auf dem glatten Spiegel erreget, sind längst verwellet. Fünf Jahre bloß, mein August, seit wir uns in den Erlen ewige Freundschaft schwuren und gelobeten, für GOtt, den König und Teutschland zu leben und zu sterben. Jetzo noch sehe ich Dich stehen mit erhobener Schwurhand gleich einem wahrhaften Alcibiades. Wars die Röthe des Sonnenuntergangs, welche in Deinen Blicken glühete, wars das heilige Feuer des patriotischen Enthusiasm? Ich weis nicht. Aber gedenk' ich dran, so rinnen mir sanfte Thränen der Rührung.

Nebenher vom Kirchthurme schlägts. Die Stunde läuft. Hör' weiter drum, Freund!

Vergangenes Jahr um Lichtmeß empfieng ich die Hiobsbotschaft, es lägen in Engelau Vater und Mutter auf den Tod an der Brustbräune, welche damals unser Dörfgen dezimirte. Es war in der Woche auf den Sonntag Invocavit, daß ich anlangte daheim. Ei wohl, ich habe den HErrn angerufen und nicht nachgelassen im Gebet. ER hat es anders gefüget. Just auf Invocavit stund ich am Grabe meiner geliebten Eltern. Sie haben auch Dich, mein August, den Verwaiseten, auf dem Herzen getragen, nicht anders denn das leiblige Kind. Eh hast Du einen Apfel mehr und den Honig dicker aufs Brot geschmiert gekriegt, gabs aber Schläge, so ward ich reichlicher bedacht. Ich weiß, auch Du hast den Seeligen eine Thräne der Erinnerung geweiht.

O liebster Freund, als sich die Hügel über dem Sterb-

lichen meiner theuren Eltern wölbeten, da klagt' ich wohl mit Jeremia: „Schauet doch und sehet, ob irgend ein Schmerz sey wie mein Schmerz, der mich troffen hat!" Aber alsbald ward ich gewahr, daß ich den Kelch noch nicht zur Heefe geleeret hatte. Denn es ist das Loos der Menschheit und die Ordnung des Weltlaufs, daß die Eltern dahingehen vor den Kindern. Daß aber einer soll sich selber sterben sehen, das ist besonders. Und also ist es mir aufbehoben. Ja, ich sehe lebendigen Leibes mein Ich gleichsam dahinschwinden. O nein! Kein neuer Phoenixvogel schwinget sich aus der Asche des alten Adam empor, sondern es bleibt ein schwälender Zwitterbalg, untüchtig und unlustig zum Leben, sehnsüchtig des Todes gewärtig, welcher jezo endlich — bald! so hoff' ich — mich soll erlösen.

Du verwunderst Dich, mein August! Nun, so hör weiter!

Wie hatt' ich doch bislang in den Tag hineingelebet meiner selbst so gewiß! Es hat mich meiner Lebtag selbstverständlich gedünket, daß ich in des Vaters Fußstapfen treten und gleich ihm Diener am Worte GOttes seyn würde. Ich hatt' es mir gelobet: dem Verewigten gleich wollt' ich der treue Hirt einer Heerde seyn, wie er einer Gemeinde in guten und bösen Zeiten mit Rath und That zur Seite stehen und ihr zu Nutz und Frommen die ewigen Weisheiten redlich und getreu in vernünftigen Predigten auslegen, indem ich mir etwan Herdern, unsern erhabenen Landsmann, welchen der Vater noch mit heiliger Freude als einen neuen Propheten und ein Musterbild aller christlichen und menschlichen Tugenden willkommen geheißen, zum Beispiele sezzte. Also trieb ich denn auf unserer Alberto Regiomontana meine theologischen studia — ich darfs mir schmeicheln — nicht ohne einigen Erfolg. Ja, ich excellierte wohl einigermaaßen in der Exegese, hinwiederum die Kirchenhistorie hatte mirs nicht angethan. Was ich eingeheimset hatte im Semester, breitete ich alsdann in den Ferien vor dem Vater aus. Manchmal war es eine gar stattlichte Ernte. Wir disputirten fleißig drüber, wobei denn gemeinhin die gute Mutter im Armstuhl ein-

schlief und ich meinte wohl, es könne gar nicht anders seyn, sondern ich müsse einlaufen nach ruhiger Fahrt in den Hafen eines ländlichen Pfarrhauses, sey es als des Vaters Nachfolger in Engelau, wo mich die Bauerschaft im Krug allbereits der Wahl versicherte, sey es anderwärts im Lande.

Da wurde mir, nachdem ich das Hauswesen der Eltern bestellet, — ich hab' Alles in Pausch und Bogen um ein Billiges dem Wehlauer Diakonus Buttgereit, successori designato des Vaters gelassen, der heurathet eines von den sieben Töchtergen seines ephori — also nach alledem wurde mir ein unerwartet großes Erbtheil ausgeantwortet. In der Zeit der Krankheit hatte der Vater den Engelauer Schulzen zu seinem Sachwalter gemacht, und ich mag wohl die Augen weit aufgerissen haben, als mir der würdige Peipuß mit mancher Ermahnung, wie sauer sich das liebe Geld erwerbe, eine Summa hinzählte, welche mich etliche Jahre jeglicher Sorgen enthub. Ich verhoff noch jezo, es war kein Dämon, sondern vielmehr ein guter Genius, welcher in die Thaler hineingebannet war und mirs alsbald anthat. Mit einmal war mirs zu enge daheym. Wohlmeinende Freunde, vor andern mein treuer Herr Pathe, der Herr Pfarrer Nippold von Neuhof, vermochten mich, noch mein Examen in Königsberg abzulegen. Nun ja, ich bestands, nicht gut und nicht schlecht. Darnach aber hielt mich nichts mehr am Pregel.

Du ahndest es, mein August, all mein Wesen strebte gen Berlin. Je und je hört' ich Schleiermachern preisen und von Fichten wußten sie nicht weniger Rühmens. Drum also! Ich wollte zu den Füßen dieser beiden Dioskuren sizzen.

Um Michaeli vorigten Jahres zog ich ein in Berlin. O mein Freund! Wenn der seelige Vater uns etwan mithineingenommen hatte auf den Judicamarkt nach Wehlau, wie stunden wir voll Staunens vor dem Hause des Herrn Senators und Branntweinbrenners Halitschke auf dem Markte, welches ein Obergeschoß hatte und im Dachstuhl Mansardenfenster! Von dem Gedudel und Getrubel brummte

mir jedes Mal der Kopf und ich war allemal wieder froh heraus zu seyn aus dem Getummel. Jezo aber Berlin! Welche Stadt, mein Freund! Welches Leben, welche Munterkeit, welche Theilnahme an den geistlichen und weltlichen Händeln, an den Staats- und öffentlichen Angelegenheiten! Ei wohl! Daheym in Preußen wurden auch 100,000 Donnerkeile auf den Tag je in der Früh und des Abends auf den wälschen Nebukadnezar herabgebetet, und im Tugendbund hab' ich selber manches Glas Punsch auf ein ‚pereat tyrannus Germaniae' geleeret, in Berlin aber fand ich edlere Kräfte beym hohen Werke, hie wurde das zertrümmerte Vaterland im größesten Style wieder aufgerichtet.

Ich hörte Fichten. — Freund! Ein Mann von Erz, teutsch vom Scheitel zur Sohle! Und ein Sykophant oder ein Boeotier jener Anonymus, welcher ihn des Atheism zieh! Fichten, der voll ist des göttlichsten Geistes! Aber ich traf es schlecht. Just hatte er Kant auf der Hechel. Ei nein, da macht' ich nicht mit. Davor ist der Geist Kants noch allzu lebendig in Königsberg. Und dennoch, ein Mann!

Was soll ich alsdann von Schleiermachern sagen? Ist Fichte wie der Donnerer über den Wolken, so will ich diesen dem Apollon vergleichen, nicht nach der Erscheinung, — denn er ist klein und zart, sogar ein Weniges schief, — aber seine Rede ist wie wenn Apollon die güldnen Saiten der Leyer rühret. Er ist es! Er hat mich nach Damaskus geführet, er hat mich aus einem Saulus zum Paulus gewandelt.

Glaube nicht, mein August, ich sey etwan zuvor ungläubig gewesen! Das sey ferne! Aber von Schleiermachern erst hört' ich, es reiche nicht überzeugt sein daß GOtt ist, und Ihn also predigen, sondern in mir müßt' ich Ihn täglich von Neuem erwecken und erleben. In mir, in meinem Herzen — also hört' ich — hätt' Er von Anbeginn gewohnet so gut wie ringsum in der Natur an allen Ecken und Enden. Denn wie die Alten wohl Hain und Gebürg mit Dryaden und Oreaden belebet haben, also ist jezo die ganze Natur des heiligen GOttes voll. Alles, alles ist göttlich geworden mit einmal. Ja, einer

derer, mit welchen ich umgieng, meinte gar, auch die Sünde sey göttlich. Denn ohne Sünde bedürfe die Welt der Liebe nicht, und die Liebe sey das eigentliche Wesen der Religion, ihr symbolum aber sey Jesus Christus. Wie denn? Wenn also Religion und Liebe göttlich seyen, wie solle ihre Voraussezzung, die Sünde, anderen Ursprungs seyn?

Mir aber war, als wenn eine Sonne aufgienge in meiner Brust. Und siehe da! Sie bestrahlete ein Land, welches mir fremd war. Ich selber kannte mich nicht mehr.

GOtt sollt' ich suchen in meiner Brust, — aber wehe! Wie sahe es darinnen aus? GOtt?! — mich dünkete eher, es sey der Satan, welcher in mir hausete.

Jawohl, der Satan! Hatte nicht oft der gute seelige Vater gescholten, der Satan stäcke in mir — in uns, mein August! — etwan wenn uns die Blankbirnen beim Nachbar Abromeit partout besser schmecken wollten als von unserm Birnbaum beim Saustalle oder wenn wir im Bruch Grundeln angelten anstatt den Katechismum zu repetiren? Das sahen wir ohnschwer ein, wenn uns der Bakel auf dem Rücken tanzte. Und auch hernach auf der Regiomontana stund es nicht anders. Der Satan wars gewesen, wenn ich mich in patriotischem Punsch betrunken hatte und vor dem Salzhering Buße that oder wenn ich nach den Hufen ausgeflogen war zu Toback und Bier und hatte hernach das Doppelte zu wälzen in Schröckhens Kirchengeschichte. Wollt' ich Beelzebub aber unterkriegen, ei, das war einfach genung. Kant wurde citiret und der Böse kuschte sich. Probatum erat.

Jezo aber! Jezo sollte dicht bey der Lust zum Müssiggange und zu allerley allotriis, welche ich durchaus nicht im Stande war zu unterdrücken, GOtt wohnen?! Einer sogar sagte, just der Trieb zum Faullenzen sey des allergöttlichsten Ursprunges. Er hatte es von Schlegeln, dem Dichter, der jezo in alle Leute Munde ist. Wahrlich, da fand ich nicht ein und aus.

Aber es kam noch schlimmer. Du treue Seele sollst das Geheymniß wissen! Ich liebe, mein August! Mein Mädgen ist das lieblichste Geschöpf von der Welt, mit

Haaren gelb wie reifer Hafer und dazu mit den lustigsten braunen Augen. Zierlich und klein ist sie, und ich muß mich tief zu ihr hinunterbücken. Sie ist das einzige Kind des Hofmusikus Ebermann, bey welchem ich mein kümmerliches Violinspiel aufzubessern gedachte. Lass' mich Dirs frey gestehen: zuvor hab' ich das liebe Mädgen gesehen und hernach erst entschloss ich mich, ich könnte wohl die alte Violine wieder zur Hand nehmen. Das reizende Kind ist mir von Herzen gut, und wir wurden bald eins. Die Eltern sind mir gewogen, ein Ambt unter Dohnaischem Patronat war mir auch vor gewiß versprochen, — ich war der glücklichste Mensch!

Lächle nicht, mein August! Aber da war mirs mit einmaal einerley, ob himmlisch oder teuflisch. Ich liebte, und meine Liebe war heilig, göttlich, — das spürete ich selber am mehrsten.

Aber aufs Neue kriegt' ich Ursach zum Erschröcken. Wie? Sollte denn für mich das Höchste, die Liebe, nicht rein bleiben? Denn siehe, wenn ich mein Mädgen küsste, so recht von Herzen, und sie verstund es wieder zu küssen! — siehe, ich bekenne es mit Scham, — so begehrete ich ihrer.

Ei was! Ich weiß auch, die Kinder fallen nicht vom Himmel. Aber von Stund an vermocht' ich doch nicht mehr meinem Bräutgen ins himmlisch reine Aug zu blicken. Denn wisse, das liebe Mädgen ist die weiße Unschuld selber. Das sezzte mich in Verwirrung und also büßt' ich jegliche Sicherheit und Herzlichkeit ein in ihrer Nähe. Ich hielt mich ihr entfernt, und dieses wiederum erfüllte sie mit Trauer.

Was war das nun mit mir, theuerster Freund? War da in meiner Brust ein Himmel und eine Hölle zusammengemischet? War das nun alles göttlich, was in mir emportauchte gleichsam aus einem tiefen Bronnenschachte und ans Licht verlangte? Oder war hier der Satan des seeligen Vaters am Werke?

Also lief Eines ins Andre über und kam zum Andern, und Alles brannte zulezzt doch in dem Einen: nur wer gleich einem Gefäß voll war GOttes und des göttlichen Geistes, durfte praedicando mittheilen was überfloß ge-

wissermaaßen, und nur wenn er vom Geiste getrieben war, durft' er des Predigtambtes walten. So wenigstens verstund ichs mit meinem erschröckten Kopfe, und je mehr ich mich drein versenckete, desto gewisser dünkete michs. Ich aber! Durft' ich mich erdreusten ein Ambt zu üben, zu predigen, die Sacramenta zu spenden mit einem Herzen, welches halb angefüllet war von reinlichem, köstlichem Weine, halb aber von unsauberem gährendem Gifte?

In meiner Noth lief ich zu Schleiermachern. So gar klein hatt' ich mir ihn nicht gedacht. ‚Ich hätte Recht,' versezzte er, ‚wie ich ihn verstanden hätte. Aber das sey ein Ideal, welches er aufgestellet habe. Der Wille, da möglichst nahe hinzukommen müsse genügen. Auch er bekenne sich unvollkommen und habe doch die Würkung auf mich geübt.'

Ich erwiderte: nicht auf die Würkung auf Dritte komme es an, sondern in welchem Seelenzustande er sich selber befunden habe?

Er, nachdem er überleget: ‚ich sollte mir einmaal vorstellen, ein Anderer habe dieselben Gedanken dargeleget, aber in groben platten Sätzen. Ob ich dann dieselbe Würkung würde verspüret haben?'

Ich: nein. Wahrscheinlich nicht.

Er: ‚ob ich meine, daß er auf die schöne Form seiner Predigt habe mercken können, wenn er sich dem erhabenen Gegenstande ohn alle Beschränkung hätte hingegeben?'

Ich: nein. Das glaubt' ich nicht!

Er: ‚da sähe ich also, wie heilsam es sey, daß man sich dem Gefühl und Ueberschwang nicht mit Haut und Haaren ausliefere.'

Ich: aber ich wolle lieber alles Denken gleich ganz verlernet haben und nur auf die göttliche Inspiratio vertrauen!

Er, vor sich lächelnd: ‚das wäre freylich die schlechthinnige Abhängigkeit, aus welcher alle Religion flösse.'

Ich: ich hielte es überhaupt für ganz und gar unmöglich, Religion zu predigen. Moral und Dogmatik ja, Religion nimmermehr!

Er: ‚Religion sey aber nicht das ganz blinde Gefühl,

welches ich dächte, sondern versöhnet mit der Vernunft und geleitet durch sie. Das müßt' ich lernen verbinden!'

Ich: das sey mir unmöglich! In meiner Brust gäb' es keine Brücke von der Region des Gefühls hinüber in die der Vernunft. In dem einen würde mir heilig wohl und wehe, manchmal vor Lust, manchmal auch vor Grausen, die Vernunft aber thät ich manchmal schier verachten.

Er: ,das müßt' ich aber lernen!!'

— —

Was sollt' ich noch sagen? Ich stürzte davon, unglücklicher, verzweifelter denn ich gekommen war. Er konnte ja nichts wissen, und ich vermochts nicht über mich ihm zu offenbaren, wie ich mich entsezzete vor mir selber. Ja, er! Er hat gut reden! Denn er ist rein von innen und außen. Ich aber! Ich aber!

Da kams über mich als eine Erleuchtung. Zwischen zweyen Polen dreht sich das Leben in Berlin. Schleiermacher der eine, der andere aber Fichte. Und plötzlich hatt' ichs für gewiß: Fichte, Fichte allein vermochte mir aufzuhelfen! Wie hatt' ich nur auf Schleiermachern, den Weichen, Zärtlichen, eine Hoffnung sezzen können? An Fichten, dem Standhaften, Erzenen, konnt' ich mich wohl eher aufrichten!

Der König hatte just den Krieg erklärt. Auf allen Gassen stunden sie beysammen heiligen Muth im Antlitz. Kein Aug erblickt' ich, das zagte, und keinen Mund, der bebte. O wahrlich, mein August, in welcher Zeit ist uns vergönnet zu leben! An diesem Tage gieng ich zu Fichten.

Er hörte mich an, stumm nach seiner Weise, aber es war, als glühete ein Vulkan in ihm auf dem Punkte auszubrechen. Währenddem ich redete, schaute er mich groß an mit seiner ehrlichen herrlichen Augen. Bis auf den Grund meiner Seele blickete er. Und er schüttelte zu meiner Rede das olympische Haupt: nein, nein! Man dürfe nicht kapituliren allsogleich. Und nickte hinwiederum: ja, ja! Durchhalten müsse man, durch und abermals durch, splittre es auch und breche es beim Zusammenstooße! Ei, das war Wasser auf meine Mühlen!

Fichte aber schritt hin und wieder in der Stube mit

schweren Sohlen. Jedoch allmählig, so dünkte mich, wurden seine Schritte sanfter und wie er jezo vor mir anhielt, leuchtete es milde in seinem Blick, und er lachte ein Weniges. Ich hätt' ihn wollen umarmen vor dieses gute Lachen! Alsdann sprach der Verehrungswürdige: „Meine Haut ist hart, denn mich haben sie genung gehechelt; Er aber scheint mir ein zarter Fell zu haben, und es ist auch nicht Jedermanns Ding durch Dick und Dünn gehen. Ich weiß was Bessers vor Ihn. Ich will selber auch mit zu Felde ziehen, als ein Zwingli oder Tyrtäos, aber einer ist nicht genung. Er scheint mir das Zeug zu einem Feldgeistlichen zu haben. Versuch Ers einmaal damit! Entweder Er ist ein Lumpenkerl und Schwätzer und taugt zu gar nichts, oder die heutige große Zeit wird Ihm den Heiligen Geist dermaaßen ins Herze geußen, daß Ihm Tage und Stunden zu wenig sind, um GOtt zu predigen und für GOtt zu zeugen."

Ich dankt' ihm und that wie er gerathen hatte, gieng hin und machte ein Petitum beym Kriegsministerio. Und wahrlich! Mich kümmerliches Gewächse nahmen sie an, Fichten aber haben sie zurückgewiesen! O mein Freund, wer auch immer das Ohr des Königs hat, und wie redlich ers meint, das war nicht wohlgethan.

Ich aber will heut noch Fichten auf den Knieen loben. Ausgewischet war alles Unreine aus meinem Herzen. Als ich zum Abschied vor mein Mädgen trat, weinte sie vor sich und hielt lange die Hände auf meinem Scheitel. Ich hab' sie auf die lieben lustigen Augen geküßt und bin fort.

Mit dem reinlichsten Gewissen walt' ich in den währenden heiligen Zeiten meines Ambtes. Mein Herz müßte unendlich verhärtet seyn, wollt' es sich jezo nicht göttliche Begeisterung aus den Umständen saugen. Manchmal, mein August, dünket mich, es wolle zerspringen, es könne das schöne Feuer nicht länger bändigen in sich, die Flammen müßten die pochende Hülle durchlohen und sich im Busen jeglichen Soldaten als ein Funken des heiligsten patriotischen Enthusiasm niederlassen.

Ich würke, Freund, ich bin thätig. Also bin ich glück-

lich. Bey Großgörschen hab' ich helfen Scharnhorsten zum Feldscheer tragen, in Schlesien nach der Bataille bey der wüthenden Neiße ist einer in meinen Armen gestorben; erst konnt' und konnt' er nicht abscheiden vor Furcht und Angst, aber als ich mit ihm geredet und gebetet hatte, sahe ich das Himmelreich offen in seinem Blick. Und wenn ich predige zwischen den Trommeln und Flintenpyramiden, so hangen sie allesammt an meinen Lippen und jüngst erst hat mich nach dem Amen Yorck umarmt und geküßt.

Dennoch verlangt mich nicht länger zu leben. Dieser Krieg mit seinen Schröcknissen darf nicht lange währen, darum fleh' ich zum HErrn täglich, stündlich! Hernach aber hat das Jahr 52 Sonntage, an welchen gepredigt seyn will, die doppelten Feste nicht eingerechnet. Dahinein — mag dann auch das güldene Zeitalter anbrechen! — schick' ich mich nicht wieder!

Es ist nicht aus Ueberheblichkeit, auch nicht aus Eitelkeit, mein August! Es ist aus Müdigkeit. Segen über Segen! Ich lebe tausendmaal inniger, tiefer, voller in diesen Tagen. Da bin ich auch eher am Ende.

Ich habe abgeschlossen. Mein Mädgen wird sich freylich die lieben lustigen Augen roth weinen. Ei, sie ist 17 Jahre, sie tröstet sich auch wieder. Und viele Mütter, Gattinnen, Schwestern, Kinder weinen schon jezo, und es werden noch Thränen vergossen werden in diesem Jahre mehr als Regentropfen vom Himmel fallen. Wie denn? Ein großes Werk kann nicht gethan werden ohne große Opfer.

Heut in der Frühe hab' ich mich gestärket durch das heilige Fleisch und Blut unseres HErrn Jesu Christi. Da war mir wunderleicht zu Muthe. Und als es auf den Abend gieng, war ich schön müde wie ein Kind und hätte wohl mögen schlafen wie einstmaals daheym in Engelau. Aber es ist mir schon herzlich lieb, daß ich meines Herzens Noth und gewisse Zuversicht Dir habe beichten und vertrauen können.

Im Osten wird es allbereits helle. Die Husaren im Dorfe füttern schon. Nicht Lebewohl sag' ich Dir, sondern auf Wiedersehen! Die Menschenleben passieren gar dicht

gedrängt ein zu den Thoren der Ewigkeit; balde, so hast Du mich eingeholet.

GOtt nehme Dich in Seinen gnädigen Schutz!

Auf immer Dein Freund und Bruder

Gotthilf Haberkorn.

❀ ❀ ❀

Damit endete der Brief. Neben den Namen des Schreibers aber fand sich mit anderer Tinte ein Kreuz gesetzt; darunter war in den Schriftzügen des Freiherrn von S. die Bemerkung eingetragen:

„Die Ahndung betrog Dich nicht, Freund!

„Mein lieber Gotthilf ist laut Relation meines Vetters Georg Dewitz den 16. Oktober beym Sturme auff Möckern ruhmreich gefallen.

„Have, pia anima!"

Ländlicher Friedhof

Von

Hermann Hesse

So nahe lieget Ihr beisammen
In Eurem Garten, stille Schar.
Von Eures Lebens grellen Flammen
Loht keine mehr. Das Glockenläuten
Will Euch nicht Leid noch Lust bedeuten,
Noch Anklang dessen, was einst war.

Euch ist genug, daß in den Lüften
Hoch über Euch der Flieder blüht
Und sommernachts mit warmen Düften
Ob Eurer Stätte festlich glüht.
Was noch in Euch als Kraft, Begierde
Und unerlöster Drang gelebt,
Ist nun erlöst und frei und schwebt
In Duft dahin als Spiel und Zierde.

Gentilezza Von Emmi Lewald

Wenn in einer Reihe bequemer Egoisten, die an Höflichkeit dem Nebenmenschen nur das erweisen, was sie unbedingt erweisen müssen, plötzlich jemand auftaucht, der über jene liebenswürdig verbindlichen Formen verfügt, wie sie in der alten Schule selbstverständlich waren, dann steht in den Frauenaugen, die diese Erscheinung ad notam nehmen, sehr vieles zu lesen, fast ein ganzes Feuilleton!

Gottlob! sagen diese Blicke. Also das gibt es doch noch! Auf hundert amerikanisch denkende Zeittypen ein Ritter Bayard! Jemand, der sich bemüht, der über Nuancen verfügt, der Register ziehen kann, die den meisten zu zeitraubend und unbequem geworden sind. So ein später Nachglanz von Minnesängertum, vom florentinischen Cortigiano, vom letzten Ritter! Ein Mensch, der mehr jenen gefühlvollen Romanen entstiegen scheint, die unsere Großmütter verschlangen, als der kalten, nüchternen Wirklichkeit, die wir manchmal so skeptisch und seufzend durchschreiten. —

Es ist eine kühle Note in den menschlichen Verkehr großer Städte gekommen. Mit der Anstrengung des Lebens wächst die gewisse Gleichgültigkeit des einen gegen den anderen, verflüchtigen sich die feineren Umgangsformen oft aus Zeitmangel und Gedankenlosigkeit. Im Tageskampf mag das hingehen. Mit Gefühl und Sentimentalität ist im modernen Deutschland nur in den stillen Stuben der Dichter und in Herzensbeziehungen mit Frauen der alten Art noch etwas auszurichten. Energie und ein Schuß Brutalität sind oft die richtige Mischung für den Erfolg.

Abends aber, wenn der Mensch im Rahmen der Gesellschaft auftaucht, gelten andere Gesetze für ihn, alte, unverbrüchliche, denen nicht jeder, der mit steifem Nacken

durch die Tagesarbeit gegangen ist, sich mit gleicher Leichtigkeit und Begabung einzufügen vermag. „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.“ After dinner stehen an den Wänden der Salons oft eine Reihe Männer verschiedensten Alters, fest entschlossen, sich für die Allgemeinheit gar nicht anzustrengen und nur ein Mindestmaß von Formen zu beherzigen.

Bei Flirtations unter vier Augen mit der Freundin empressiert zu sein, das zählt nicht. Es ist Privatangelegenheit. Aber wie man gegen die fremden Menschen ist, die einen nicht direkt etwas angehen, das entscheidet über die Qualität des gesellschaftlichen Könnens und über die feineren Regungen der Psyche. Wie man sich in vollen Theatergarderoben benimmt, in Hochbahnkupees, im Verkehr mit sozial tiefer stehenden, armen Erdenbürgern, die nichts sind und nichts bedeuten, — das ist das Charakteristische.

Ein Mensch mit tadellosen Manieren, auch wenn man ihn nicht persönlich kennt, ihn nur auf einem Parkett sich bewegen sieht, ist eine Freude zu beobachten, wie irgendein schönes objet d'art oder ein Windspiel von echter Rasse, und jene unter unsern verstorbenen Bekannten, bei deren Tode wir sagen konnten: „Wir haben seiner Sitten Freundlichkeit erfahren“ stehen als größere Lücken in unserm Gedächtnis, wie jene braven Biedern ohne Umgangsreiz; denn tadellose Manieren sind ein Zeichen hoher Kultur, und Kultur ist immer ein Faktor, der den angenehmsten Genuß verschafft von Wohlgefühl und Behagen.

Gewiß ist das deutsche Kanadiertum im Aussterben. Aber liebenswürdiger Charme im Umgang ist deshalb noch längst nicht Regel, sondern beim Germanen immer noch Ausnahme. Und das ist das Seltsame! Was hier in Deutschland auch in den genau erzogenen Kreisen Ausnahme ist und bleibt, das wächst in manchen andern Ländern sozusagen an der Straße. Das gibt dem Romanen im Moment so oft das Übergewicht über den deutschen Bären. Das haben oft die dekadenten Völker vor uns „sentimentalen Eichen“ so sehr voraus. Und wer hätte nicht Schiffer in Sorrent gekannt oder Stewards auf dem Mittelmeer

oder Landleute an den Bergen des Südens, bei deren höflich verehrungsvoller Fürsorge er Parallelen zog mit Freunden daheim, die gewiß viele Vorzüge und Titel und Erfolge vor jenen voraushatten, aber nie die feine wohltuende Grazie besaßen, die das Leben zwischen südlichen Völkern auf Schritt und Tritt so angenehm macht.

Denn was den Umgang mit Menschen betrifft — die nahestehenden natürlich abgerechnet, die hier nicht mitzählen, denn man hat sie, weil man sie hat, nicht immer, weil man sie sich ausgesucht hat; weshalb unser Verkehr mit ihnen auch gar nichts für unsere Geschmacksrichtung beweist —, so sind für das momentane Behagen geheime Sünden oder erhabene Charakterzüge nicht so wichtig wie die Anmut des Wesens, deren Wichtigkeit uns dann am wichtigsten scheint, wenn sie fehlt. Diese Anmut ist bei Kindern und jungen Mädchen oft in Mengen vorhanden, verwächst sich aber in späteren Jahrzehnten zu leicht, sobald sie nur eine unbewußte Ausstrahlung der Jugend und kein festes Requisit der Seele war. Alte Damen jedoch — jene unentbehrlichen alten Damen, von denen man besser geht als man zu ihnen kam, weil in ihrer abgeklärten Nähe unsere wunderlichen Tollpunkte zeitweise schweigen — bewahren oft zwischen den altmodischen Möbeln und dem altmodischen Licht lang überwundener Lampen jenen Zauber der wahren Gentilezza, jenes bewußte Etwas, für das es charakteristischerweise in dem geliebten Deutsch kein ganz genaues Wort gibt. Und ihr Beispiel wirkt erzieherisch. In ihrer Nähe wagt sich keine Unhöflichkeit vor. Alle Menschen sind rücksichtsvoller miteinander, polierter, hören geduldiger zu und stecken sich in mehr Unkosten, gut zu unterhalten, als es ihnen sonst verlohnt. Sie sind dann so, wie sie eigentlich immer sein sollten. Der Einfluß des Milieus erzieht sie im Moment.

Selbst das junge Mädchen, das, durch zerebrale Tätigkeit und häufigen Sport ermüdet, lieber bequem in einem Sessel sitzt, als sich für die anderen irgendwie mit Aufstehen oder Teeeinschenken anzustrengen, neigt in solch einer Häuslichkeit unwillkürlich zum früheren Mädchentyp zurück,



Die Rose
Photographische Aufnahme aus dem Atelier d'Ora in Wien

in dessen Erziehungsprogramm das wohlerzogene Verhalten gegen die Mitmenschen obenan stand.

Aber gute Manieren, die man zeitweis hat, die man sich aus einem bestimmten Grunde anquält, so wie man einen Tag längere Handschuhe nimmt und sein Haar kunstvoller steckt — sind ein sehr geringes Zeichen wirklicher Kultur. Diese Dinge sind nicht à prendre ou à laisser. Sie müssen ein wirkliches Stück des Menschen und nicht bloß gelegentlicher Firnis sein, nicht durch Dressur nur als Kunstprodukt zustande gebracht. Wo sie in der Vollendung vorhanden sind, da steigen sie aus den tiefsten Quellen, entspringen der Herzensbildung und Herzenswärme.

Der offiziell liebenswürdige Mensch, der stets verbindlich umherlächelt und prinzipiell freundlich mit jedem verkehrt, erzielt natürlich auch gesellschaftliche Erfolge, steht aber doch auf einer sehr unteren Sprosse der Skala. Denn seine Höflichkeit ist lediglich eine angenehme Attrappe, und sein Herz ist bei diesen gesellschaftlichen Anstrengungen nicht im Spiel. —

Zuweilen treffen wir in Biographien oder Briefwechseln so erfreuliche kleine Züge, die beweisen, was für ein unendlich sympathisches Geschöpf unter Umständen der Mensch ist!

Der Gutsherr, der jeden Morgen die Andacht mit seinen lutherischen Leuten abhält und nachher eines alten polackischen katholischen Ackerknechts wegen noch eine Betstunde besonders für diesen allein einlegt, damit er auch seinen Teil abbekommt ...

Der siegreiche Fürst, der dem Besiegten das Schwert abnimmt und sich gleich darauf nach dem Handschuh bückt, den der andere in der peinvollen Nervosität des Augenblicks fallen ließ ...

Der junge Referendar, der Protokoll führt, wie man eine Kindesmörderin zu Tode verurteilt, und der Unseligen, als ihr schwach wird, aus unerklärlichem Drang heraus die Schachtel Pralinés hinhält, die er zufällig in der Tasche hat ...

Es gibt so viele Nuancen in dieser Tonart!

Und es gibt anderseits so viele öde, unhöfliche, herzenskalte Menschen, jene Lauen, die in Dantes Höllenbulge gehören, die ohne jede Gentilezza den Lebensweg bestreiten und zu den Bewußten zu rechnen sind, die zwar „viel besitzen, vieles geben" können, doch an deren Busen sich nicht ruhen läßt ...

Gewiß ist der Mensch unschuldig daran, wenn die Grazien bei ihm ausgeblieben sind, aber es fehlt diesen Verkürzten oft genug der gute Wille, diesem Mangel abzuhelfen; ja, es gibt heutzutage Leute, die mit ihren Rücksichtslosigkeiten beinahe paradieren und jene verlachen und bespotten, die sich noch in umständliche Unkosten den andern gegenüber stürzen, die ihre Formlosigkeit Männlichkeit nennen und, wie der Elefant Blumen, alle zarteren Gefühlsregungen auf ihrem Pfade niedertreten. Sie geben Rücksichtslosigkeit als Charakterstärke aus und fühlen sich immer im Recht. In ihren Leistungen sind sie vielleicht ersten Ranges, aber es läßt sich nicht mit ihnen hausen.

Und da ist ihr Gegenbild, der Durchschnittsgeist, der nichts Besonderes kann, der selbst eine Spur unter dem Niveau stehen mag, das vom heutigen Menschen, der mitzählen will, unbedingt zu fordern ist, der aber eine leise, immer vorhandene Gentilezza besitzt, von dem die Menschen wohlwollend sagen: „Freilich, bedeutend ist er nicht, aber er ist doch so gut zu leiden."

Wer kennte sie nicht, diese Spielarten! Wer liefe nicht schon einmal vor der einen davon und lüde sich die andere gern und häufig zum Tee?

Männer bewerten ihresgleichen nach den Leistungen. Frauen die Männer nach ihrer Art zu sein, jenen vielen kleinen, oft undefinierbaren Zügen, die eine sympathische Atmosphäre erzeugen und die Seele wärmen, wie die schöne Glut lodernden Kaminfeuers frierende Hände wärmt.

Das, was man gemeinhin „Gesellschaftsmanieren" nennt, ist sich äußerlich in all jenen Sphären gleich geblieben, auf welche die Wandlungen der Zeit in bezug auf das andere Geschlecht nicht abgefärbt haben. Wie hinter den Mauern sicherer Burgen bleibt der Sittenkodex der bevorzugten Kreise in seinem alten Recht bestehen. Und doch

ist auch da, selbst wenn keine Absicht vorliegt, durch die Müdigkeit, die das reichhaltigere Lebensprogramm erzeugt, eine gewisse Laßheit wenigstens insofern zu bemerken, als ein sehr wohlerzogenes Mädchen und ein Mann, der sich durch besonders aufmerksame Formen auszeichnet, heute als etwas angenehm über dem gewohnten Durchschnitt Stehendes berühren. Allerdings ist dies altmodische Mädchengenre, das alten Damen hingebend die Hand küßt und artig jeden auf gleiche Weise anlächelt, gewöhnlich intellektuell nicht auf der Höhe. „Persönlichkeiten" haben meistens keine sehr aufmerksamen Manieren. Wer kämpft, vergeudet keine Energien nach der Richtung zeitraubender Höflichkeitsbezeugungen.

Jeder, der unter die Rubrik „sec au cœur" fällt — ein Orden, der immer zahlreichere Anhänger gewinnt —, wird unausgiebig in bezug auf Herzenselan. Aus Bequemlichkeit und Egoismus meidet er jede Anstrengung für andere und hat Höflichkeit nur gegen jene, die auf höheren Sprossen der sozialen Leiter stehen als er selbst. Alle unter ihm betrachtet er wie Staub unter seinen Füßen und bestätigt genau das Nietzschewort, daß der Umgang mit Menschen den Charakter verdirbt, „besonders, wenn man keinen hat". Strebertum schädigt die Qualität der Manieren. Jene unzähligen Menschen, die sich müde laufen in den Geleisen ihres Ehrgeizes, nützen soviel Energie auf dem heißen Boden der Erfolge ab, daß sie weder Kraft, noch Zeit haben, für ihre general culture in dieser Hinsicht auch noch etwas zu tun.

Höflichkeit, die wahre, aus dem Herzen kommende, ist eine der feinsten seelischen Essenzen, die es gibt, und wo wäre die Frau, die sie nicht dankbar empfände — selbst jene Frauen, von denen Männer so gern behaupten, daß gerade sie es wären, die als scharfe Konkurrentinnen ihnen die ritterliche Rücksichtnahme gegen das andere Geschlecht nach und nach erst abgewöhnt hätten — auch die Frau mit der großen Energie, die Rechtlerin und streitbare Virago empfindet höfliche Formen dankbar und genau. Wie einen wärmenden Mantel auf frierenden Schultern. Und dies Symptom ist oft manchmal der letzte Rest viel-

leicht unbewußter Schutzbedürftigkeit, den das stark gewordene Geschlecht doch noch von seinen Müttern übernommen hat — den es vielleicht als Schwäche im Prinzip ableugnen würde und doch in der Praxis unbewußt dankbar genießt. Liebenswürdige Verkehrsformen sind kein Recht, keine Ware, die der eine vom andern direkt verlangen kann, sondern etwas freiwillig Zugebilligtes, weshalb eben die Nuancen auf diesem Gebiet auch so sehr viel zahlreicher sind als in bezug auf alle übrigen Tausch- oder Handelsobjekte.

Der ordentliche Mensch begleicht jede Rechnung und bezahlt alle Schulden. Was er an Herzenswärme und Liebenswürdigkeit andern schuldig geblieben ist, kann ihm niemand schwarz auf weiß auf die Rechnung setzen. Korrekt muß der Mensch sein. Höflich braucht er nicht zu sein.

Vielleicht aber liegt gerade darin der große Reiz, vom Mitmenschen mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt zu werden, weil wir es ihm nicht abverlangen können, wie pflichtschuldigen Tribut, wie etwas, das wir mit Recht reklamieren — sondern weil er damit etwas freiwillig schenkt, eine Art zu sein, die den Geber und den Empfangenden ehrt, weil auf dieser Erde, wo man sonst für alle Annehmlichkeiten etwas zu zahlen hat, einmal ganz umsonst etwas geleistet wird, aus freien Stücken überher.

Und liegt nicht bei Dingen des Gefühls in der Freiwilligkeit der höchste Wert?

Was ist ein erbetenes, erkauftes, erquältes Lächeln im Vergleich zu jenem, das freigebig und von selbst zu uns kommt wie Sonne im Mai oder Gardenienduft aus welschen Gärten?

Was nützen dem Menschen, der etwas von uns will, auf dessen Rücksichtnahme wir ein ihm wohlbewußtes Anrecht haben, der uns eines Zweckes wegen schön tut — was nützen ihm seine berechnenden Freundlichkeiten? Wie abgegriffene Geldstücke sind sie nach dem ganz alltäglichen Kurs.

Wir nehmen sie hin, weil sie uns zukommen, ironisieren sie zuweilen und gehen weiter.

Bei dem aber, der das Geheimnis wahrer Gentilezza besitzt, bleiben wir stehen.

Ob er jung oder alt ist, uns ferner oder fremder, eine flüchtige Begegnung oder eine lange Beziehung — immer wirkt er wie Wohltat und Oase.

In der kalten, eiligen Welt, in der feinere Beziehungen so leicht unter die Räder des Tagesbetriebs geraten und in der großen Mühle zu wertlosem Staub gemahlen werden, sind die wahrhaft Liebenswürdigen jenes Moment, um das es sich verlohnt, sich überhaupt mit Mitmenschen abzugeben; wenn man es nicht von vornherein vorzieht, sich das Wort des Demokrit „Ich will allein sein" über seine Tür zu schreiben, als sicherstes Ventil gegen Mißtöne von da draußen.

Wahre Liebenswürdigkeit ist nicht nur im Augenblick angenehm zu erfahren — sie hinterläßt ein wohltuendes Nachgefühl, ein angenehmes Erinnern — wie ein süßer voller Falerner, den wir an einem heißen Frühlingstag in einer südlichen Laube über blauen Wellen tranken. Oder wie der Ton der Hirtenflöte, den wir hold und zart hinschweben hörten über die Akanthusblätter eines griechischen Bergabhangs.

Mondnacht

Aus Silberduft geschaffen schien der Wald.
Wie zartes Silberfiligran die Bäume.
Wir selbst nicht Menschen mehr. Nur Träume! Träume —
Erst leis noch flüsternd. Doch verstummend bald.

Ein Silberhauch dein blasses Angesicht.
Duft deine Haare. Deine schlanken Glieder.
Ein Perlenregen floß vom Monde nieder.
Ward Silbertau in deiner Augen Licht.

Die Seele dieser schönen Mondennacht
Umwob uns weich mit ihrem Ätherschleier
Und löste unser Körperliches sacht.

Wir schwebten wie zu überirdischer Feier.
Bis wir, so hoch ob allen Erdenlanden,
Bebend in einem Kuß zurück uns fanden.

Albert Geiger

Zwei Welten

Es war in der Nacht vor Sonntag.
Eine Stimme im Sturm rief: Beuge dich!
Und er hörte die Eulen wimmern im Hof,
Als er durchs rostige Gittertor schritt
In seiner Ahnen Haus.

„Hier, Vater, steht dein bittender Sohn,
Er ist nicht verdorben, gestorben drüben;
Ich habe gearbeitet wie ein Knecht,
Jetzt bring' ich den Glanz der neuen Welt
In unser baufällig Haus."

Der Alte griff an sein weißes Haupt.
Er griff an sein Herz mit der dürren Faust.
Auf dem leeren Tisch vor ihm tränte ein Lichtstumpf.
Eine Stimme im Sturm schrie: Bäume dich!
Um das zerborstene Haus.

„Du hast gearbeitet wie ein Knecht.
Man merkt's, du Bettler mit deinem Glanz!
Eher wirst du Gras mähn auf diesem Tisch,
Eh' ein Cent von deinem Schandlohn sich brüstet
In diesem Herrenhaus."

Er griff nach dem Lichtstumpf mit letzter Kraft;
Kalk prasselte, als er die Tür ins Schloß schlug.
Der Mann, der von Glanz gesprochen hatte,
Saß im Finstern; bis ein Feuerschein auffuhr
Aus dem verfallnen Haus.

Es war am Morgen und Sonntag.
Grabesstill lag der verbrannte Hof.
Und keine Eule mehr wimmerte,
Als er wieder hinaus durchs Gitter schritt,
In die neue Welt hinaus.

Richard Dehmel

Der Schwarm —
Erzählung von Hermine Villinger

Es war gar nicht nach dem Sinne des Herrn Oberlandesgerichtsrats Sales, daß Frau und Kinder ihn mit Vadderle anredeten. Er war ein wenig residenzlich angetan, in seinem Auftreten lag die Vorahnung einstiger Würden. Er hätte gern auch seine Häuslichkeit auf einen vornehmeren Ton gestimmt. Aber das gelang ihm ebensowenig, als seine Mahnung etwas fruchtete: „Kinder, so nennt mich doch Vater —"

Als der Herr Oberlandesgerichtsrat damals als jung angestellter Amtsrichter des reichen Kaufmanns und Stadtrats Tochter Minele heimführte, nahm er die allzu große Lebendigkeit und Offenherzigkeit des reizenden Geschöpfes wohl mit einem liebevollen Lächeln, zugleich aber auch mit dem Vorsatz hin: Ich werde sie mir erziehen.

Sie zählte damals siebzehn, er neunundzwanzig Jahre.

Im Laufe der Zeit merkte er, daß er die Rechnung ohne den Wirt gemacht hatte. Stadtrats Minele war und blieb die urwüchsige, unverbesserliche Konstanzerin.

Eben trat sie an der Seite ihres Gatten zum Haus heraus. Sie bewohnten eine Villa in der Westendstraße und machten täglich ihren kleinen Umweg durch den Wald zum Landgerichtsgebäude.

Der Herr Oberlandesgerichtsrat, groß, hager, zog mit langen, bedächtigen Schritten aus — tadellos, würdig, feierlich. Die mittelgroße, rundliche Frau hielt sich mit kleinen raschen Schritten, so gut es ging, an seiner Seite. Eigentlich war sie meist ein wenig voraus. Sie lachte laut, sie sprach laut, unbekümmert, ob die Vorübergehenden ihre Unterhaltung mit anhörten oder nicht.

Ihm war das sehr fatal. Aber so oft er auch mahnte, sie hatte es schon im nächsten Augenblick vergessen. Sie nahm ihn beim Arm. „Gestern abend warst du wieder

schrecklich steif. Ich habe vor den Kindern nichts sagen wollen, aber eigentlich hast du mir die ganze Gesellschaft mit deiner Ungemütlichkeit verdorben. Eine so große Sängerin! Wie hat sie doch neulich die Elsa gesungen! Und nun endlich kommt sie auf mein langes Bitten zu uns, und du bist die Herablassung in Person."

„Ich kann nun einmal nicht aus meinem Wesen heraus," sagte er, „du solltest das bedenken, Minna."

„Ich hab' ihr gleich heut früh einen wundervollen Strauß geschickt, damit sie dein Gesicht vergißt —"

„Meinetwegen schicke Sträuße soviel du willst, aber im Haus lasse mich mit diesen Leuten zufrieden."

„Vadderle," begehrte sie auf, „daraus wird nix. Ich muß meinen Schwarm haben, ich brauch' einen Menschen, der meine Empfindungen versteht, sonst erstick' ich —"

„Ich bitte dich, nicht so laut —"

„Ach, Vadderle, diese langweiligen, fadengeraden Gassen — so breit, so sauber, so nichtssagend, gerad wie die Leut auch — so unkräftig, so gemacht, so todernsthaft sind sie alle, diese Residenzlerinnen, eine wie die andere, innen glatt und außen glatt. Ach Gott, mein Konstanz! Ich bin stolz darauf, eine Konstanzerin zu sein. Jawohl, wir sind derb, wir rühren uns, wir haben Ellenbogen — kein Wunder! Schau einmal ein Leben lang über diesen endlosen, ewig blauen Bodensee — da kommt kein Getu' auf, keine Enge, keine Affigkeit, die Seele wird weit und groß und still wie der See selber —"

„Mit der Stille ist es nicht so weit her," meinte der Oberlandesgerichtsrat.

„Ich habe dir das nur alles gesagt, um dir klarzumachen, daß ich, um es in dieser steifen Stadt auszuhalten, unter allen Umständen einen Schwarm brauche."

„Du hast doch Mann und Kinder."

„Ja, und ich möchte dich auch gar nicht vertauschen. Aber du bist mir zu trocken. Außerdem sitzest du den ganzen Tag bei der Arbeit und bist des Abends todmüde. Von Musik aber verstehst du gar nichts. Ja, wenn du mir den Schlackel in Ruh' gelassen hättest!"

„Du wirst ihn noch Schlackel nennen, auch wenn er sein Abitur gemacht hat."

„Nein, dann werde ich Herr Erwin zu meinem Sohn sagen. Wie hat er nett gesungen, als er klein war! An dem hätte ich Freude erlebt. Aber dann kamst du mit deinen Zukunftsängsten. Der Bub soll ein tüchtiger Schüler werden. Die Musik zerstreut ihn. Er paßt nicht auf. Er wird nicht mitkommen. Als er beim Waschen schrie, warst du überzeugt, er wird nie Freischwimmer. Ja, und nun, nun hast du ihn mir glücklich mit deiner Angst angesteckt. Er war fröhlich, und jetzt ist er langweilig. Er hat neulich in der Nacht geschrien, und als ich ihn fragte, was ihm sei, sagte er, er sei im Abitur durchgefallen."

„Das ist nur richtig," meinte der Oberlandesgerichtsrat, „das haben wir alle einmal geträumt. Es ist meine Pflicht, dafür zu sorgen, daß er tüchtig werde. Er hat im Anfang Anlagen gezeigt, die mir sehr mißfielen. Die Mathematik machte ihm zu schaffen. Überhaupt alles Abstrakte. Ein künftiger Jurist! Ich ließ nicht locker, und also hätte ich ihn soweit. Hast du vielleicht ein ebenso gutes Gewissen bezüglich der Erziehung unseres Töchterchens? Das arme Kind kann es dir ja in keiner Weise recht machen."

„Das Kröttle —"

„Ich bitte dich, Minna, nenne sie doch endlich Elisabeth, sie ist dir ja schon über den Kopf gewachsen."

„Das Kröttle," wiederholte Frau Sales mit Nachdruck, „soll mir nun einmal kein Residenzaff' werden. Ich vertrag's nicht, dieses — danke sehr — bitte sehr — und gar den Handkuß, den sie ihren Freundinnen abgeguckt. Lächerlich! Jung soll's Kröttle sein und natürlich und gradaus wie ich. Da hat's der arme Schlackel bei dir viel schlimmer. Der Bub muß ja seine ganze Jugend überspringen — Sind wir schon da?" unterbrach sie sich vor dem Tor des Landgerichts. „Also, Vadderle, ich bitt' dich um alles in der Welt: sei wieder gut, gelt? Schnell, schnell, 's Versöhnungsgrüble —"

Er mußte lachen, und da zeigte sich wirklich in seiner linken Wange ein jugendliches Grübchen, das sein ernstes Gesicht um Jahre verjüngte.

Sie jubelte auf: „Wenn du das nicht hättest, Vadderle, hundertmal hätt' ich mich schon scheiden lassen. Du, und

gelt, ich darf mich auf den Merdes freuen, wenn er kommt, wenn er wirklich meine Einladung annimmt — versprochen hat er's. Und du bist nett mit ihm —"

„Liebes Kind, das kommt ganz auf den Eindruck an, den er auf mich macht —"

„Wenn du nur duschen kannst," lachte sie ihn an, gab ihm einen kleinen Klaps und eilte über die Straße.

‚Wie das jüngste Mädchen,' dachte er, ihr nachblickend. Auch die vollen, blonden Haare umlockten noch gerade so unbändig wie damals ihr rosiges, lebensprühendes Gesicht.

‚Sich einzubilden, man könne einen Menschen ändern,' schoß es ihm durch den Kopf. Und doch war es ihm mit dem Sohn gelungen. Und er nahm sich vor, alles zu tun, damit auch sein Töchterchen von der Originalität der Mutter verschont bleibe.

Inzwischen eilte die Oberlandesgerichtsrätin durch die Kaiserstraße und blieb vor dem Laden des Hofmusikalienhändlers stehen. Lang und angelegentlich vertiefte sie sich in den Anblick einer Photographie, die einen jungen, genialen Künstlerkopf darstellte, mit schwärmerischen Augen und einem fast mädchenhaften Ausdruck in dem bartlosen Gesicht. Dieser Mensch konnte nicht anders als echt, wahrhaftig und rein sein.

Frau Sales durchzuckte es noch jetzt, wenn sie der Töne dachte, die er seiner Violine entlockt. Wie eine Feder war sie nach dem Konzert von ihrem Stuhl aufgeschnellt, hatte sich durch das Publikum gedrängt und nicht geruht, bis sie im Künstlerzimmer vor dem jungen Musiker stand. Er packte eben seine Violine in den Kasten; ein junges, blasses Mädchen, dünn wie ein Strich, die Klavierspielerin, die ihn begleitet hatte, half ihm dabei.

Da tauchte neben dieser wesenlosen Gestalt die kraftvolle, vor Begeisterung atemlose, mit beiden Händen gestikulierende Frau Sales auf.

„O Sie — Sie," brach es ihr stoßweise von den Lippen, „ein großer, ein wirklicher — erschüttert — einfach erschüttert — ach, Gott sei Dank, wieder einmal erschüttert — da, schauen Sie, meine hell-grauseidne Taille. Bei so einer Musik muß ich heulen wie ein Wasserwerk —"

Diesen letzten Satz hatte der Oberlandesgerichtsrat noch mit angehört. Er fuhr sich mit einem gewissen Unbehagen in den Hemdenkragen. Hinter dem Vater standen die Kinder. Wenn Mutterle ihren Begeisterungsraptus hatte, machte sich die Familie immer schnell hinter ihr drein, um ein Mißverständnis seitens der Bewunderten zu verhüten. Denn in solchen Augenblicken ergoß sich die ganze liebevolle Mütterlichkeit der im Herzen noch so jungen Frau über das Wesen, das ihr Freude und Wonne gespendet.

Mit ihren beiden Grübchenhänden hatte sie die noch von der Erregung des Spieles zitternde Rechte des Künstlers erfaßt. „Sie sind wohl recht, recht müde?"

Der junge Mann nickte mit einem Lächeln. Nach zehn solchen Abenden! Und nun noch einmal zehn —"

„Und was geschieht dann?"

„Dann muß ich mich ein wenig ausruhen."

„Sie haben doch ein behagliches Heim?"

„Ich stehe allein und lebe im Gasthof."

„Dann will ich Ihnen etwas sagen — ein Vorschlag — eine Bitte: Kommen Sie zu uns — wir haben Platz genug — zwei große schöne Fremdenzimmer! Sie sehen so aus, als gehörten Sie ein wenig herausgefüttert. Wie gut würde Ihnen das tun! Und Ruhe. Es kommt mir so selbstverständlich vor — ein Künstler, der soviel gibt, sollte der nicht von Zeit zu Zeit so recht gepflegt und verhätschelt werden? Ist man das der Kunst nicht schuldig? Schlagen Sie ein!"

Der junge Mann meinte etwas stockend: „Sie sind mehr als gütig — ich danke Ihnen —" Er wußte nicht recht, stand dieser lange, ernstblickende Herr in irgendeiner Beziehung zu diesem sprudelnden, warmherzigen Wesen.

Im nächsten Augenblick hatte der Oberlandesgerichtsrat seine Frau beim Arm genommen und zog sie mit sich fort. Mit zwei Sätzen holte der Künstler sie ein: „Aber gnädige Frau, ich weiß ja nicht einmal Ihren Namen —"

Sie lachte lustig auf: „Jesses ja, allmächtiger Gott! Gelt, Vadderle, gib ihm deine Karte —" Sie holte selbst das Portemonnaie aus ihres Mannes Rocktasche und

reichte dem Künstler die Karte hin. „Also zu jeder Zeit willkommen! Auf Wiedersehen — so Gott will —"

✠ ✠ ✠

Natürlich ein erregter Familienabend. Nichts, durchaus nichts wollte der Oberlandesgerichtsrat von dem Besuch des Künstlers wissen. „Hast du denn eine Ahnung, wen du in dein Haus aufnimmst?" fragte er.

„Du kannst dich ruhig auf meinen Blick verlassen."

„So? Potztausend, wie viele Enttäuschungen haben wir schon hinter uns — sechse — zehne?"

„Keine," erklärte sie, „denn ich bin nicht so anspruchsvoll. Du meinst, ein Künstler müsse wie ein erschrockener Referendar vor dir sitzen."

„Ja, ich will wohlerzogene, gesittete Menschen an meinem Tisch haben, schon um meiner Kinder willen. Denn wenn dich der Schwarm ankommt, vergißt du ganz, was du ihnen schuldig bist. Unser Sohn steht vor dem Abitur —"

Sie hielt sich die Ohren zu: „Vadderle, o lieb's Vadderle, seit der arme Bub auf der Welt ist, hast du Angst vor dem Abitur. Gleich bei seinem ersten Schrei hat's angefangen."

„Weil ich eine völlig unvernünftige, leichtsinnige Frau habe, darum muß ich doppelt vorsichtig und —

„Ach Gott, du bist ja so froh um mich," fiel sie ihm in die Rede, „du müßtest ja verdorren mitsamt unsern armen Kindern, wenn nicht eine richtige Mutter von Fleisch und Blut da wär', die's Leben vom menschlichen Standpunkt anpackt. Jetzt will ich dir einmal etwas sagen. Dies eine Mal gib noch nach. Verlang' nicht, daß ich dem jungen Mann, den ich eingeladen, abschreibe. Ich will dir versprechen: Habe ich mich in ihm getäuscht, dann, mein Wort, ich lade keine Künstler mehr ins Haus. Aber dies eine Mal mußt du noch nachgeben, gelt, Vadderle, dies eine Mal noch —"

Ob er wollte oder nicht, er mußte lächeln. Und in diesem Lächeln lag die Glücksmöglichkeit dieser beiden so entgegengesetzten Naturen.

Sie kam mit einer Karte. „Bitte, unterschreibe, Merdes soll wissen, daß wir uns auf ihn freuen."

Der Oberlandesgerichtsrat betrachtete sich die paar Notenköpfchen, die seine Frau auf die Karte geschrieben.

„Was soll das bedeuten?“ fragte er.

„Es ist die Stelle aus dem Mignonlied: Nur wer die Sehnsucht kennt —“

„Hm —“. Der Mann mit dem schon etwas gelichteten Scheitel schrieb darunter: „Weiß, was ich leide —“

Da lachten sie beide. Frau Minele umarmte ihren Mann, lachte und umarmte ihn wieder.

„Ihr spielt ja Bräutigam und Braut,“ warf das heimkehrende Töchterchen hin.

„Das ist wieder eine so naseweise ‚höhere Tochter‘-Bemerkung!“ empörte sich Frau Sales. „Wäre es mir eingefallen, Kritik zu üben, wenn sich meine Eltern küßten?“

„Ich komme mir eben schon sehr erwachsen vor,“ meinte das fünfzehnjährige Mädchen.

„Und Vadderle sagt kein Wort,“ wandte sich Frau Sales an ihren Mann. „Wenn sich der Schlackel erwachsen vorkäme, und ist doch so lang wie sein Vater!“

„Der Schlackel ist auch noch sehr dumm,“ sagte das junge Mädchen, „er wird dunkelrot, wenn er mir mit meinen Freundinnen begegnet. Uns fällt es nicht ein, wegen ein paar Primanern rot zu werden. Oder — wie denkst du darüber, Vadderle?“

„Vater,“ korrigierte sie der Oberlandesgerichtsrat und klopfte seinem hübschen, im Äußern ganz nach der Mutter gearteten Töchterchen die Wange. Der Sohn erschien, und sofort legte sich des Vaters Stirn in Falten.

Der junge Mann war sein Ebenbild. Aber in seinen Augen, die klein waren und tiefliegend, wie die des Vaters, lag die ganze lebendige, phantasiedurchwobene Wärme, die aus Mutterles Augen strahlte. Das Töchterchen hatte diese der Form nach, aber sie blickten kühl.

Den Eltern war dieses heimtückische Naturspiel noch nicht aufgefallen, aber die Mutter fühlte sich instinktiv zum Sohne und der Vater zu seinem Töchterchen hingezogen.

❧ ❧ ❧

Und so war der große Tag gekommen. Im Salon prangten Blumen. Der Flügel war gestimmt, und die Haus-

frau kam und ging. Wie immer, wenn sie aufgeregt war, lösten sich ihr die krausen Haare aus dem Knoten und ringelten sich anmutig um Stirne und Wangen.

Sie selbst war eine vortreffliche Klavierspielerin und hoffte, den Künstler begleiten zu dürfen.

Sie trug ein helles Kleid mit einem breiten Spitzenbesatz vorn auf der Taille. „Da, schaut her," sagte sie bei Tisch, „ist das nicht eine wundervolle Idee? Ich werde jetzt immer einen Spitzenbesatz tragen, wenn es sich um Musik handelt. Ihr wißt, wie mir's geht bei den schönen Stellen. Jetzt soll mir die Heulerei kein Kleid mehr verderben. Nun?"

Vater und Tochter lachten. Der Sohn sah die Mutter liebevoll an.

Der Künstler hatte die Stunde seiner Ankunft nicht angegeben, nur kurz depeschiert, daß er Freitag komme.

„Der Freitag ist mir fatal," sagte Frau Sales, „außerdem hätte es mich so gefreut, ihn an der Bahn abzuholen."

Als der Wagen vor dem hübschen Haus in der Westendstraße hielt, war Schlackel mit zwei Sätzen unten. Während er den Kutscher bezahlte, stieg noch eine junge Dame aus.

„Darf ich meine Schwester mitbringen?" wandte sich der junge Künstler an die ihm bewegt entgegeneilende Herrin des Hauses. „Meine arme Schwester ist nämlich ebenso abgearbeitet wie ich. Klaviervirtuosin —"

„Natürlich, o natürlich," fiel ihm Frau Sales ins Wort, „willkommen Sie beide! In ein paar Minuten wird oben alles bereit sein. Einstweilen wollen wir Kaffee trinken."

Im Speisezimmer stand er schon bereit. Kuchen die Menge. Die Gäste griffen zwanglos zu. Schlackel und seine Schwester desgleichen. Mutterle sorgte für alle und ließ ihrem Zünglein freien Lauf. Von Zeit zu Zeit duckte sie sich ein wenig, um der Schwester des Künstlers unter den Hut zu sehen. Der war mächtig wie ein Dach, aus dem sich ein Paar schmächtige Schultern lösten. Sie trug ein weißes, nicht mehr frisches, stark zerknittertes Kleid.

Frau Sales wandte sich mit der Bemerkung an den blonden Künstler: „Wie wenig Ähnlichkeit Sie mit Ihrer Schwester haben."

Er nickte mit gut gespieltem Ernst: „Ich gleiche überhaupt keiner meiner Schwestern."

Die Hausfrau meinte: „Meine Kinder sehen sich auf den ersten Blick auch nicht ähnlich.

„Der junge Herr schaut aus, als bereite er sich auf das Abitur vor," bemerkte der Künstler wie ablenkend, „ich habe dafür einen Blick. Es ist nicht lange her, stand ich vor derselben Schwulität."

„Sie haben Ihr Abitur gemacht?" erkundigte sich der schüchterne Schlackel.

„Ich bin vorher davongelaufen."

„Das einzig Richtige," erklärte seine Schwester, „er war zum Musiker bestimmt."

„Sind Sie mit davongelaufen?" erkundigte sich Kröttle.

Merdes brach in lautes Lachen aus. Frau Sales wurde ein wenig unruhig. Sie bemerkte die großen Augen ihrer Kinder. Fräulein Merdes erklärte: „Eltern sollten sich bescheiden. Sie haben nicht das Recht, sich unsrer inneren Bestimmung zu widersetzen."

Frau Sales meinte: „Aber nur — doch nur, wenn ein großes Talent spricht —"

„Nein, überhaupt," sagte Lora. Ihre Sicherheit wirkte verwirrend. Mutterle fing an zu schwatzen, nur um etwas zu sagen.

„Schlackel, im Anfang — ich sagte immer, das Kind ist musikalisch —"

Lora sah den tief errötenden jungen Mann prüfend an. „Es spricht etwas aus ihm. Dafür habe ich einen Blick."

„Ach nein," ereiferte sich Frau Sales, „mein Mann hat es ja gar nicht erlaubt, daß ich ihn in der Musik unterrichte. Es ist nichts daraus geworden."

„Sie fürchten sich!" rief Lora aus. „Sich gegen seine Überzeugung fügen, ist Unrecht."

Frau Sales schüttelte den Kopf: „Wissen Sie, das geht in der Ehe umschichtig. Einmal füge ich mich, einmal fügt er sich. Die Ehe ist kein Tanzboden; ein paar Wochen lang, ja, geht's in gleichem Takt. Dann, eh' man sich's versieht, wird's ein wenig holperig, und manchmal gilt's, ganz ernstliche Hindernisse zu nehmen. Doch mit viel gutem

Willen auf beiden Seiten und vor allem mit absoluter Aufrichtigkeit überwindet man alles. Wir sind nie einer Meinung, der Vadderle und ich, aber ich weiß, er muß seine Zukunftsängste haben, und er weiß, ich brauch meinen Schwarm. Und so gönnt jeder dem andern seine Liebhaberei, und wir leben in der glücklichsten Ehe." Dann schloß sie unbefangen: „So, nun wissen unsre Gäste, woran sie sind in unserm Haus. Und wenn der Vadderle im Anfang ein wenig steif ist, so machen Sie sich nichts daraus. Wer hier auf die Welt gekommen ist, kriegt gleich einen Ladestock mit."

„Aber nach der Karte zu schließen, die ich bekommen, scheint mir der Herr Oberlandesgerichtsrat Humor zu haben," meinte der Künstler.

„Den hat er," nickte Frau Sales, „aber er läßt sich Zeit, bis er zum Durchbruch kommt. Schlackel," wandte sie sich an ihren Sohn, „bring Zigaretten —"

Der lange Mensch holte das Gewünschte herbei, warf aber vor Schreck fast die Kaffeekanne um, als auch die Schwester des Künstlers die Hand nach dem Zigarrenetui ausstreckte. Alsdann machte sie sich's bequem, schlug die Beine übereinander, rauchte und ließ ihre dunklen Augen in ungenierter Betrachtung von einem zum andern wandern.

Merdes schien plötzlich befangen.

So oft die Hausglocke ertönte, sah er nervös nach der Türe. Er war so sicher da hereingekommen, so übermütig. Sonst, wenn ihn ein junges Mädchen so unverwandt anschaute wie dieses liebliche Töchterchen des Hauses, wie schnell war er bei der Hand, ein vielsagendes Kreuzfeuer ins Werk zu setzen! Aber so lieblich er die Kleine fand, er hatte nicht den Mut, diesem Kinderblick mit bewußter Koketterie zu antworten. Sie waren alle so fatal aufrichtig und harmlos.

Als der Oberlandesgerichtsrat in dem Kreise der Seinen erschien, war's mit aller Gemütlichkeit vorbei. Mit kühlen Augen betrachtete er sich den neusten Schwarm seiner Frau, auch die „entzückende Schwester", von der sie ihm auf dem Vorplatz sprach. Gleich auf den ersten Blick hatte er die beiden Leutchen weg. Er bemerkte sowohl die Verlegenheit des Künstlers, als die Unverfrorenheit der jungen Person,

Bildnis in Grau
Gemälde von Lino Selvatico

die auch während des Abendessens sich nicht von dem Schutzdache ihres Hutes trennte.

Der Oberlandesgerichtsrat bemerkte ferner die beunruhigten Blicke seines Sohnes, dessen Augen wie hypnotisiert an der jungen Schwindlerin hingen, während seines Töchterchens Blicke unverantwortlich oft den jungen Künstler aufsuchten.

Frau Sales suchte der Situation Herr zu werden, indem sie eine Menge lustiger Dinge erzählte und lachte und sich ereiferte, ohne irgendwelche Unterstützung.

Alles atmete auf, als das Abendessen zu Ende war, der Oberlandesgerichtsrat sich mit seiner Arbeit entschuldigte und das Zimmer verließ.

Merdes öffnete den Flügel im Salon. Der junge Mann war zwar mit der Absicht gekommen, während seiner Ferien die Violine nicht anzurühren. Nun aber war ihm selbst darum zu tun, aus der unbehaglichen Stimmung, die sich seiner unter dem kühl prüfenden Blick des Hausherrn mehr und mehr bemächtigt hatte, herauszukommen. Auf irgendeine Weise seinen Wert, seine Existenzberechtigung zu dokumentieren. Diesem unangenehmen Philister zu zeigen: Ich bin ein Künstler. Und Künstler sein ist alles.

Schlackel brachte die Violine herbei. Lora setzte sich ans Klavier.

Schon nach zehn Minuten schwamm Mutterle in Tränen. Sie war so benommen, daß sie nicht einmal ihren Mann bemerkte, der schon zweimal unter der Türe erschienen war, um den Sohn an seine Arbeit zu mahnen. Aber jedesmal wendete Lora den Kopf nach dem jungen Mann hin und sah ihn mit einem so eigenen, halb spöttischen, halb ermunternden Blick an, daß Schlackel wie gebannt auf seinem Stuhl sitzen blieb. Auch ein drittes, heftigeres „Erwin" des Vaters blieb unbeachtet. Kröttle, die mit hochroten Wangen und leuchtenden Augen dasaß, wurde sogar unartig. „So laß uns doch, Vater," sagte sie in ungeduldigem Ton.

Frau Sales hatte ihre Gäste unter einem Schwall von warmherzigen Danksagungen die Treppe hinauf zu ihren Schlafzimmern geleitet. Dann trat sie, selig von dem Genuß, der ihr zuteil geworden, bei dem Gatten ein.

„Minna, du bist unverbesserlich!"

„Weil ich mich für Künstler interessiere? Vadderle, das wird mir bis an mein Ende anhaften."

„Denkst du denn gar nicht an deine Kinder?"

„Doch, sie sollen sich mit mir an hochbegabten Menschen erfreuen."

„Auch wenn es zweifelhafte Existenzen sind?"

„Wieso — dieses Geschwisterpaar —"

Der Oberlandesgerichtsrat lachte laut auf: „Geschwisterpaar! Soviel ich mich erinnere, trug das junge Mädchen im Konzert einen anderen Namen als der junge Mann."

„Du hast falsch gelesen —"

„Minna!"

„Es ist ein Mißverständnis — es muß ein Mißverständnis —"

„Es ist vor allen Dingen unverantwortlich, Menschen bei sich aufzunehmen, und wenn es noch so große Künstler sind, wenn man nichts Näheres von ihnen weiß."

„Künstler fördern immer," beharrte Frau Minna.

„Unsere Kinder," fiel ihr der Gatte mit erhobener Stimme ins Wort, „unsere Kinder sind in einem Alter, das Vorsicht gebietet.

„Aber ich bin doch immer da —"

„Anscheinend ja. Aber hast du vielleicht wahrgenommen, daß ich Erwin dreimal an die Arbeit mahnte — dreimal — und er sich nicht rührte, sondern an den Augen dieser — Kreatur hing, die, mir zum Trotz, ich habe es wohl gemerkt — ihn mit ihren frechen Blicken festhielt. Jawohl, jawohl," wehrte er der aufbegehrenden Frau, „du hast nicht bemerkt, daß dein Töchterchen rein toll in diesen interessant aussehenden Luftibus verliebt ist und daß sie Blicke tauschten — dieses Kind. Fort mit dem Pack, gleich morgen früh. — Ich werde ihnen zum Frühstück —"

„Vadderle, ich bitt' dich, komm zu dir! Schau, ich hab' ihn nun einmal eingeladen. Sie mir nix dir nix anderen Tags an die Luft setzen, das wäre ja gegen alle Gastfreundschaft."

„Aber hier handelt es sich um einen moralischen Defekt — mit einer frechen Lüge wagen sie es, in ein Haus zu bringen —"

„Ich hab' sie ja eingeladen. Und, Badderle, ich geb's zu, sie gefällt mir auch nicht. Sie ist mir unheimlich. Aber eine große Künstlerin ist sie doch. Laß sie mich wenigstens eine Woche lang herausfüttern. Sie hätten's so nötig."

„Unter keiner Bedingung. Ich will meine Kinder nicht länger in dieser Gesellschaft wissen."

Jetzt wurde Frau Sales vor Ungeduld rot. Sie erinnerte sich plötzlich an Loras empörtes: Sich gegen seine Überzeugung fügen ist Unrecht. „Kurzum," erklärte sie, „ich lasse mich nicht blamieren. Ich komme dir genug entgegen, wenn ich sage — sie bleiben drei Tage. Ich entschuldige mich dann, ich müsse nach Konstanz. Hinauswerfen lasse ich mir meine Gäste nicht!"

Der Oberlandesgerichtsrat wandte sich seinem Stehpult zu. Er sagte nichts mehr, aber sein Rücken war noch etwas steifer als sonst.

Drei Tage — der Hausherr dachte: ‚Sie werden ja herumgehen.' Aber Ruhe hatte er nicht. Er kam früher nach Hause des Abends, wohnte den musikalischen Aufführungen bei und ließ seine Kinder nicht aus dem Auge. Er stand plötzlich hinter Lora, wenn sie mit seinem Sohn tuschelte. Erhob er die Stimme, um Erwin an die Arbeit zu mahnen, wurde er mit einem empörten „Scht" aus aller Munde zum Schweigen gebracht. Sonst war man dem Badderle entgegengeeilt, wenn er nach Hause kam. Kröttle war ihm um den Hals geflogen, Mutterle hatte zehn Neuigkeiten auf der Zunge. Jetzt rührte sich kein Mensch, wenn er erschien. Er hatte sogar die Empfindung, unwillkommen zu sein. Als er zu seinem Sohn sagte: „Denkst du denn gar nicht an dein Abitur, Erwin, willst du vielleicht durchfallen?" gab ihm der bisher so Fügsame zur Antwort: „Ach, Vater, das ist doch so unwichtig —"

„Was ist denn überhaupt wichtiger, dummer Kerl?"

„Sein Ich durchsetzen ist das einzig Wahre."

„Das ist nicht auf deinem Acker gewachsen. Diese Person —"

Schlackel schnellte auf wie von der Tarantel gestochen und verließ das Zimmer.

⌘ ⌘ ⌘

Bei Tisch war von nichts die Rede als von Opus so oder Opus so. Dabei schwanden die Speisen von den Platten, daß es eine Lust war.

Merdes machte immerhin den Eindruck eines wohlerzogenen jungen Menschen. Er gab sich offenbar Mühe, das Wohlwollen des Hausherrn zu gewinnen. Er suchte dessen humoristische Ader ausfindig zu machen. Auch schien er dem strahlend auf ihn gerichteten Blick der jungen Elisabeth geflissentlich auszuweichen. Daß Lora einer anderen Kinderstube entwachsen als der junge Mann, lag auf der Hand. Ihre Manieren waren schlecht. Sie zeigte sich von einer frappanten Unliebenswürdigkeit, was Schlackel und Kröttle zu imponieren schien. Nie sah man sie ohne ihren großen Hut mit den schreienden Mohnblumen. Ihre häßlichen Arme, die bis zu den Ellenbogen aus der zerknitterten weißen Bluse ragten, erweckten das Empfinden, als habe deren Blöße keine Berechtigung.

Der Oberlandesgerichtsrat verlor den Appetit vor Ärger über das geringschätzende Lächeln, das jedesmal über ihre Züge flog, so oft er eine Bemerkung machte. Sie sah dann immer wie triumphierend zu Schlackel hinüber, der dunkelrot wurde und hörbar atmete. Der Oberlandesgerichtsrat konnte sich die Genugtuung nicht versagen, die Frage an sie zu richten, ob sie auch mit dem Hut zu Bette gehe.

„Das könnte ich sehr gut,“ gab ihm Lora zur Antwort, „ich leide an Asthma, ich kann nie liegen.“

Aller Augen, außer denen des Hausherrn, richteten sich voll Mitleid und Schrecken auf das Mädchen. Schlackel war blaß geworden.

„Da müßte doch etwas geschehen,“ meinte Frau Sales.

„Nein, es ist nichts zu machen,“ sagte Lora, „am besten vergesse ich mich noch am Klavier —“

Sie eilte vom Tisch weg in den Salon.

„Ich will doch einmal in meinem Gesundheitsbuch nachsehen,“ meinte Frau Sales und ging danach.

Der Oberlandesgerichtsrat sah sich allein. Im Salon nebenan war's noch dunkel. Er trat unter die Portiere, unbemerkt von den beiden, die ihm den Rücken zukehrten: Lora am Klavier, Schlackel kniete neben ihr.

„Glauben Sie mir, ich irre mich nicht," sprach sie mit ihrer verschleierten Stimme, ihm mit einer schlangenhaften Bewegung des Armes über das volle Blondhaar streichend, „ich bin seltsam hellsehend, wie alle Menschen, die nicht lange leben. In Ihnen steckt ein Künstler. Lassen Sie sich das gesagt sein. Diese ganze bürgerliche Wirtschaft wird Sie zugrunde richten, wenn Sie nicht bald —"

Da flog Schlackel in die Höhe. Eine starke, nervige Hand hatte ihm auf die Füße geholfen. Sie zog ihn rücksichtslos aus dem Bereich der dunklen, zornig aufblitzenden Augen.

Als der Oberlandesgerichtsrat, den Sohn an der Hand, durch das Speisezimmer schritt, fand er sein Töchterchen allein mit dem Künstler. Sie hielt dessen Rechte mit ihren beiden Händchen umfaßt.

„O, bleiben Sie immer bei uns," sprach sie, zu ihm aufblickend, „es wäre so schön! Sie sind so furchtbar lieb. Ich habe mir heimlich vorgenommen, ich lerne nun doch noch Klavier spielen — ganz eifrig — bis jetzt war ich faul — damit ich Sie begleiten kann —"

Auch dieses Tete-a-tete nahm ein jähes Ende.

Sie traten eben im Arbeitszimmer des Vaters ein, als Mutterle durch die entgegengesetzte Türe kam. Geschäftig, mit ihrem Gesundheitsbuch in der Hand, eilte sie auf die Ihren zu: „Kinder, ich hab' ein Mittel gefunden —"

„Ich auch," sagte der Oberlandesgerichtsrat, „die Sache ist zu Ende. —"

„Welche — Sache?" fragte sie etwas zaghaft.

Der Gesichtsausdruck ihres Mannes weissagte ihr nichts Gutes. Dazu die beiden wie ertappte Diebe zur Erde blickenden Kinder. Der Gatte gab die Erklärung. „Ich habe Schlackel zu Füßen dieser — Lora gefunden, die ihm den guten Rat gab, der bürgerlichen Wirtschaft seines Vaterhauses zu entfliehen. Unsere Tochter traf ich im schönsten Zuge, deinem Künstler eine Liebeserklärung zu machen."

Frau Sales sank blaß bis in die Lippen auf einen Stuhl. „Du übertreibst —"

„Das tue ich nie," sagte der Oberlandesgerichtsrat, „ich meine, das solltest du wissen. Nun habt ihr eure erste

Erfahrung weg," wandte er sich an seine Kinder, „es tut mir leid, daß es eine so unwürdige hat sein müssen."

„Vater," brauste Schlackel auf.

Der Oberlandesgerichtsrat nahm einen zerknitterten Zettel vom Schreibtisch. „Damals," sagte er, auf die Namen der beiden Konzertierenden deutend, „hat er Merdes und sie — Mayer geheißen."

Der junge Mann fuhr zurück, als habe ihn ein Schlag ins Gesicht getroffen.

Kröttle sagte: „Das habe ich gleich gemerkt, daß sie keine Geschwister sind."

Der Oberlandesgerichtsrat sah seinen Liebling erstaunt an. „So — und hast ihm trotzdem eine Liebeserklärung gemacht?"

Da brach die Kleine in Tränen aus. „Ich wollte ihn vor der garstigen Person retten.

Schlackel hatte sich gegen das Fenster gekehrt. Er schien angelegentlich in die dunkle Straße zu schauen. Aber seine ganze Gestalt war in zuckender Bewegung. Mutterle, die zum erstenmal in ihrem Leben keine Worte fand, weinte leise.

„Geht jetzt auf eure Zimmer, Kinder," sagte der Oberlandesgerichtsrat, „gute Nacht." Die beiden schlichen sich davon.

„Vadderle," sagte die Gattin, als sie allein waren, „ich weiß wohl, daß ich dich so nötig brauch' wie du mich. Es soll mir kein Mensch mehr ins Haus, der dir nicht recht ist — Gott sei Dank," atmete sie im nächsten Augenblick auf, „mei Grüble, mei lieb's, lieb's Grüble —"

Ja, es war da, er mußte lächeln.

„Es ist recht traurig," meinte er, „was für dumme Eltern so arme Kinder oft haben? Aber nun soll der Stein des Anstoßes gleich aus dem Haus geschafft werden."

Sie hielt ihn fest: „Laß es mich tun. Ich bin schuld. Ich will's auch gut machen. Du kommst gleich wie der Engel Gabriel mit dem feurigen Schwert. Das hat mir schon damals im Paradies nicht recht gefallen."

„Willst du sie etwa in die Arme schließen?"

„Nein. Aber ich bringe sie hinaus. Wie — das überlasse meinem Herzen —"

Sie ging durchs Wohnzimmer und verweilte noch einen Augenblick vor ihrem Schreibtisch. Ganz leise steckte sie ein paar Goldstücke in einen Umschlag und klebte diesen zu. Alsdann nahm sie ihren Weg zu den Fremdenzimmern. Sie standen beide offen. Vor der Türe ein Koffer mit den Kleidungsstücken des Künstlers. In den Stuben ein Aufreißen der Schubladen, ein Zuschmeißen.

„Wo nur meine Schlüssel wieder sind," schrie der junge Mann im höchsten Zorn, „diese verdammten Schlüssel — immer versäumt man den Zug ihretwegen —"

„So laß doch," rief Lora aus dem Nebenzimmer, „ich werde sie schon finden. Lege dich hin und verschnaufe dich —"

Frau Sales blieb oben an der Treppe stehen.

„Du bist schrecklich, Lora," rief der junge Künstler aus, „du bist einfach schlecht — du schadest jedem, der mit dir in Berührung kommt —"

„Das beabsichtige ich gar nicht," gab sie zur Antwort.

„Ja, ja, ja," überschrie er ihre scharfe Stimme, „du hast diese herzenswarme, einfältige Frau gegen ihren Mann aufzuhetzen versucht, du hast den langen dummen Bengel gegen seinen Vater —"

„Ach, sei doch still," lachte Lora auf, „das ist alles Unsinn. Ich rede, wie ich bin, weiter nichts. Wenn wir nur Geld hätten, wie froh wäre ich, aus diesem Banausennest herauszukommen —"

Merdes war zu ihr hinübergegangen. Er schrie nicht mehr, aber seine Stimme hatte etwas ungemein Eindringliches, als er sagte: „Du, hast du eine Ahnung von der Tragweite dieses Wortes: Ich rede, wie ich bin — Herrgott, das ist ja so wahr, wir reden alle, wie wir sind — dann bist du ja scheußlich, Lora?"

„Hältst du dich etwa für besser?" fragte sie in kühlem Tone.

„Ja, ich empfand Heimweh an diesem Tisch — nach meiner Kindheit, nach meinen Eltern, denen du mich entfremdet hast. Ich empfand Scham angesichts dieser Menschen. Und ich habe dies junge, entzückende Geschöpf, als es mir in seiner Unschuld eine Liebeserklärung machte, nicht geküßt. Ich möchte — ich möchte los von dir —"

„Mein Herz, mein Herz!“ kreischte das Mädchen auf.
Ein Fall.

„Um Gottes willen, Lora — Lora —“ Der junge Mann weinte fast. „So komme doch zu dir! Ich weiß mir ja nicht zu helfen — Lora —“

‚Armer Kerl,‘ sagte sich Frau Sales, ‚so eine stirbt nicht. Armer, armer Kerl —‘

Sie zog den Umschlag mit dem Gold aus der Tasche und barg ihn unter die Kleider des Künstlers. Sie sah ganz traurig aus.

Drinnen ging's schon wieder munter zu.

„Es steht ein Wagen vor dem Haus,“ rief Lora, „das ist gescheit —“

„Du, aber sollten wir uns nicht verabschieden,“ meinte der Künstler, „— und bedanken —“

„Was fällt dir ein? Um den Koffer binde ich eine Schnur—“

Mutterle war verschwunden, als das Künstlerpaar das Haus verließ.

⌘ ⌘ ⌘

Keine Künstlerabende mehr, kein Paroxysmus der Begeisterung. Mutterle saß bei einer Handarbeit und gähnte. Ihre sonst so leicht zur Rebellion geneigten Löckchen lagen zahm und wohlgeordnet um ihr rundliches Haupt. Keine sprühenden Augen, keine vor innerer Erregung glühenden Wangen. Ein verblaßtes Mutterle.

Dagegen zeigte das meist so verborgen blühende Grübchen in des Oberlandesgerichtsrats Wange eine Neigung, sich zu vertiefen, ja, zu verweilen.

Schlackel hatte sein Abitur bestanden mit der Note „gut“. Nicht nur das. Eine große Überraschung sollte der Familie Sales durch ihren Erstgeborenen werden.

Erst in der Aula des Gymnasiums erfuhren sie, daß Schlackel zu den dreien gehörte, die für würdig erachtet wurden, am Redekampf des stattfindenden Fichte-Akts teilzunehmen. An der Spitze der jugendlichen Schar stand er, der Längste von den dreien, der Unfertigste, der Demütigste.

‚Wenn er sich wenigstens hätte helfen lassen,‘ dachte der Oberlandesgerichtsrat, ‚aber so dumm — mich einer solchen Aufregung auszusetzen —‘

Der Schülerchor trug ein Lied vor.

Der Direktor bestieg das Podium. Er sprach von dem Zweck der Fichte-Stiftung, die der Landesherr ins Leben gerufen, damit die Jugend von heute stets den Mann vor Augen habe, der in einer Zeit nationaler Zerrissenheit mit flammenden Worten die damalige Jugend zur Vaterlandsliebe ermahnt hatte.

Von den Oberprimanern, die jetzt ihren Redekampf aufnahmen, war Schlackel der letzte.

„Begeisterung siegt immer über den, der nicht begeistert ist," lautete das Aufgabethema.

Der Oberlandesgerichtsrat errötete über Schlackels linkische Verneigung. Mutterle fing schon an zu wischen, und Kröttle kicherte mit einer Schulfreundin über des Bruders rote Hände, die suchten und suchten, bis sie einen Stützpunkt fanden.

Aber es dauerte gar nicht lange und alles hing gespannt an des Redners Lippen. ‚Wo der Kerl das her hat,' fragte sich der Oberlandesgerichtsrat.

Geradezu prachtvoll schilderte der Redner jene beiden Temperamente: den Begeisterungsfähigen und den, dessen Herz nie überschäumt. Lebensbilder entwarf er, Charakteristiken, die aus einem so jungen Munde Erstaunen erweckten. Von der Armut der Kalten sprach er, ihrem ewigen Ungenügen und Tadeln, als lebten sie in öder Wüste, am Himmel keine Sonne, auf Erden keine Freude. Am längsten aber verweilte er bei jenem, dessen Begeisterung Strahlen um sich zieht erquickender Wärme, der wohl über den Stein am Wege stolpert, dessen sonnenhaftes Auge aber Erde und Himmel in gleicher Liebe umfaßt und dessen Mund ein ewiger Lobgesang Gottes ist. Zum Schluß verglich er die Laufbahn des Begeisterungsfähigen mit dem Hauptinhalt in Mahomets Gesang von Goethe:

Nun tritt er
In die Ebne silberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm.
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen

Jauchzen ihm und rufen: ‚Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ozean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich, ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen;
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit!'

Das von dem Direktor verkündete Urteil der Kommission sagte Erwin Sales die goldene Medaille und ein Exemplar der Reden Fichtes an die deutsche Nation zu.

Die Eltern schwiegen auf dem Heimweg. Sie waren beide erschüttert. Daß sie zu der Rede ihres Sohnes selber ein wenig Modell gestanden, hatten sie nicht bemerkt.

Kröttle hing sich in den Arm des preisgekrönten Bruders. „Du, das hätte ich dir gar nicht zugetraut," gestand sie ihm, „jetzt sollen aber meine Schulfreundinnen noch einmal über dich lachen! Du hast die Eltern famos geschildert —"

„Die Eltern?!" Schlackel schüttelte verwundert den Kopf. „Was fällt dir ein? Ich schilderte Typen."

„So," meinte sie, „dann sind unsre Eltern Typen."

Und nun war er Mulus, kein Gymnasiast mehr und noch kein Student. Er konnte sich des Abends mit einem beliebigen Buch an den Familientisch setzen, ohne dem streng fragenden Blick des Vaters Rede stehen zu müssen. Er konnte den ganzen Tag lesen, wenn er Lust hatte. Und zur Belohnung für die Freude, die er seinen Eltern gemacht, durfte er sich eine Reise wünschen. Davon ließ er einstweilen noch nichts verlauten. Er müsse noch verschiedenes vorher gelesen haben — damit wich er den Fragen der Seinen aus.

So war's ganz still im abendlichen Kreise. Manchmal flog ein Blick über den Tisch zum Mutterle. Ihr Schweigen schien auf alle zu drücken. Von Zeit zu Zeit zog Schlackel sein Taschentuch und fing an zu trompeten, daß es dröhnte. Einmal, als es besonders stark war, meinte der Vater: „Muß das sein?"

Da fing Kröttle an zu lachen, sie konnte fast nicht sprechen vor Lachen. „O Vadderle — Vadderle — er trompetet ja nur — weil er heulen muß. Er hat schon den ganzen Goethe vertropft vor Rührung. Habt ihr denn das noch nicht gemerkt?"

Schlackel, dunkelrot vor Scham, sprang auf, warf der Schwester einen tiefbeleidigten Blick zu und verließ das Zimmer.

„Jesses," schrie Mutterle auf und sah plötzlich wieder ganz jung drein, „so hab' ja ich's gemacht! Ach Gott, schon bei der Fichtered' war mir — und jetzt weiß ich's gewiß: der Schlackel kommt auf mich heraus." Die Arbeit flog auf den Tisch. Die Mutter eilte ihrem Sohn nach.

„Findest du nicht, Vadderle," meinte das Töchterchen mit einem Seufzer, „daß es bei uns zum Sterben langweilig geworden ist, seit Mutterle keinen Schwarm mehr hat?"

Der Oberlandesgerichtsrat sah seinen Liebling erstaunt an: „Aber, mein Kind —"

„Ja, Vadderle —"

„Vater," schaltete er ein.

„Ja, Vater, jetzt, da Mutterle still ist, merkt man erst, wie wenig uns andern einfällt. Wenn nur wieder ein neuer Stern auftauchte! Meinetwegen brauchst du keine Angst mehr zu haben, Vadderle — Vater," korrigierte sie sich, „ich weiß jetzt Bescheid in diesen Dingen. Es ist nicht an den jungen Mädchen, Liebeserklärungen zu machen, sondern sie anzuhören."

„Potztausend!"

„Ja. Aber bei Mutterle ist das ganz etwas andres, für sie ist ein Künstler kein Mensch, sondern ein Engel. Jede irdische Empfindung ist da ausgeschlossen, und darum kannst du ihr ruhig das Vergnügen lassen, einen Schwarm zu haben."

„So?" Der Oberlandesgerichtsrat sah sein Töchterchen im höchsten Grade belustigt an. „Sag' mal, Kleine, bist du nicht ein wenig vorlaut? Es scheint, ich habe dich zu sehr ins Kraut schießen lassen."

„Das stimmt, Vater." Sie nickte. „Du wirst deshalb viel mehr Freude am Schlackel erleben. Es ist eine längst ausgemachte Sache, daß verwöhnte Kinder ihren Eltern die größern Schwierigkeiten machen. Das hättest du doch wissen müssen, Vater."

„Ja, du hast recht." Jetzt lachte er über das ganze Gesicht. „Ich hätte dich notwendig bei der Erziehung meiner Tochter um Rat fragen müssen."

⌘ ⌘ ⌘

Inzwischen steckten Mutter und Sohn fast immer beisammen. Sie lasen sogar des Abends Seit' an Seite aus einem Buch. Manchmal stießen sie sich heimlich an und seufzten verstohlen.

Kröttle merkte das immer und stieß den Vater an, worauf sie einen lächelnden Blick tauschten.

Sie waren ja so froh. Mutterle war wieder die alte. Die Freude sprühte ihr wieder aus den Augen, die Heiterkeit, die dem Hause gefehlt hatte wie die Sonne.

Als Kröttle zu ihr sagte: „Aber Mutterle, du siehst ja aus, als hättest du wieder einen Schwarm!" — da nickte Frau Sales: „Hab' ich auch, und zwar den allerschönsten. Ich hab' den Goethe früher gelesen, aber in der Dummheit. Jetzt lern' ich ihn durch meinen Bub kennen. Das ist halt freilich was andres, so ein Goethe als so ein Musikant, der spielt wie ein Gott und daneben doch der größte ärgst' Lump sein kann —"

Und noch eine andre Freude erlebte sie: Der Sohn, der verschlossene Schlackel, hatte ihr sein Herz geöffnet. „Weißt du, Mutter," gestand er, „ich war sehr unglücklich damals — mit der Geschichte mit Lora — ich — nein, ich will dir gar nicht sagen — Es war eine böse Zeit. Sie kommt mir jetzt ganz unbegreiflich vor. Ich mißachtete meine Eltern. Ich weiß heute noch nicht, wie Lora das zuwege gebracht hat. Als ich alles wußte, wie es um die beiden stand, wünschte ich mir den Tod."

„Lieber gar," rief Frau Sales aus.

„Ja, Mutterle. Der Professor nahm damals die Harzreise von Goethe mit uns durch und gab sie uns zum Aufsatzthema. Erst habe ich nichts damit anzufangen gewußt. Dann plötzlich ging mir ein Licht auf. Nein, tausend Lichter. War ich nicht auch so ein Entgleister, wie dieser Unglückliche in der Harzreise? Und seither, Mutterle, ist mir der Goethe eine Welt. Ich bin jetzt viel mutiger. Nur der Vater ist mir noch nicht ganz geheuer, und darum getraue ich mich nicht mit meinem Wunsch hervor. Der Vater ist nämlich der Meinung, ich wünsche mir eine Reise nach Paris."

„Ja, das ist Kröttles Wunsch," nickte die Mutter, „welches ist denn deiner?"

„Weimar, Mutterle, o Weimar!"

„Wir gehen nach Weimar," erklärte sie, „ich setze dir's durch —"

Und also geschah's. An einem wunderschönen Oktobertag machte sich die Familie Sales auf den Weg. Mutter und Sohn in erhöhter Stimmung, wie Pilger, die einer geheiligten Stätte entgegenfahren. Vater und Tochter sahen ein wenig resigniert drein. Sie hatten sich, während Schlackel und seine Mutter ihren Goethe lasen, heimlich miteinander auf Paris vorbereitet, versuchten auch redlich, Mutterle umzustimmen.

„Alle meine Freundinnen sind schon in Paris gewesen," erklärte Kröttle.

Aber da kam sie an die Rechte.

„Wer hat sein Abitur gemacht? Wer hat den ersten Fichte-Preis davongetragen? Du, Kröttle? Schäm' dich!"

Im Erbprinzen stiegen sie ab. Schlackel und seine Mutter sprachen nur noch im Flüsterton, seit sie den Boden der heiligen Stadt betreten. Der Oberlandesgerichtsrat und sein Töchterchen sahen sich an und lächelten. Ihre innere Zusammengehörigkeit kam immer mehr zum Vorschein. Besonders seit die Mutter so ganz in ihrem Sohn aufging. Sie hatte aufgehört, das Konstanzer Naturell in ihrem Töchterchen zu pflegen und sich gegen das Residenzwesen aufzulehnen. Schnell hatte dieses überhandgenom-

men, und so trat Kröttle kerzengerade und etwas hochmütig neben dem korrekten Vater auf und machte ihm alle Ehre.

„Ein Glück, daß man uns hier nicht kennt," meinte er seufzend. Denn ach, Mutter und Sohn, wo sie gingen und standen, erregten sie Aufsehen. Im Goethe-Haus, im Goethe-Museum, draußen im Gartenhäuschen, überhaupt wo es etwas zu sehen gab: sie flatterten nur so herum, ohne System, ohne einen Blick in das Führerbüchlein zu tun, an das sich Vater und Tochter gewissenhaft hielten. Die sahen alles. Es entging ihnen nichts. Während die beiden andern nie zur Stelle waren, wenn der Führer die Zimmer nannte und die Sehenswürdigkeiten aufzählte. Sie waren entweder weit voraus oder weit zurück. Kamen atemlos angeschossen, fragten, liefen davon und störten alle Welt.

„Wenigstens weiß man immer, wo sie sind," meinte Kröttle. „Mutterle stößt alle Augenblick einen Schrei aus."

Saßen sie des Abends im Erbprinzen, zogen Vater und Tochter ihre Büchelchen heraus, um da und dort etwas anzustreichen oder eine Notiz zu machen. Sie wußten genau, wo dieses oder jenes Bild hing, diese und jene Büste stand. Wandte sich der Vater mit einer Frage an seine Frau, an seinen Sohn, blieben sie ihm gewöhnlich die Antwort schuldig. „Wozu seid ihr denn eigentlich hier, Kinder," meinte er, „wenn ihr euch nichts merkt?"

„Die Einzelheiten," gab ihm Mutterle zur Antwort, „ach Badderle, was liegt an denen? Aber das Ganze! Guck, als sei ich mit ihm aufgewachsen, so versteh' ich ihn jetzt. Sein Leben liegt vor mir wie ein aufgeschlagenes Buch, gelt, Schlackel? Ich fühl' sein Glück durch meine Adern rinnen, da oben am Fenster seiner Bibliothek. Da hat er zu seinem Karl August hinüberschauen können und links zu seiner Stein. So ganz in der Liebe ist er gesessen, verstanden von rechts und verstanden von links. Himmlisch war's! Und eines Tages, da war's geschehen, und er war über alles weggewachsen. Enge umgab ihn. Fort hat er müssen. Absolut. Das war er seinem Genius schuldig. Gelt, Schlackel? Die Stein hätte sich da hineinfinden müssen, daß der Goethe nicht allein für sie gewachsen war. Aber, nun ja, wenn man sich die Ackerwand betrachtet, wo sie

gewohnt hat — keine Fernsicht, keine Weite! Wenn sie von Konstanz gewesen wär' und hätte den See vor sich gehabt — wir sind ja derber, aber was wahr ist, muß man sagen — aber ich hätte ihn verstanden, ich hätte nicht getrutzt, ich hätte zu ihm gesagt: „Lieber Goethe, in Gottes Namen —"

Sie lachten alle.

„Morgen Tiefurt," sagte der Oberlandesgerichtsrat, „und des Nachmittags die Gruft."

Aber in die Gruft ging sie nicht mit. Sie nahm ihren Sohn beim Arm, als sich Vater und Tochter der dunklen Treppe in der Friedhofskapelle näherten. „Komm, Schlackel," sagte sie und zog ihn mit sich fort ins Freie, „ich will sein Grab nicht sehen."

Sie schritten durch den herbstlichen Friedhof. Kein Mensch weit und breit. Kein Laut. Heilige Stille der Vergangenheit. Sie sprach aus dem leuchtenden Gelb der Bäume. Sie blickte aus dem letzten Gold der scheidenden Sonne. „Weißt du, Mutterle," sprach Schlackel, und seine Stimme bebte leise, „auch jene böse Erfahrung hatte ihr Gutes. Wir müssen Böses erfahren, um das Gute zu erkennen. Es ging mir nicht aus dem Kopf, daß Lora so hat auf mich wirken können. Und mit einem Male wußt' ich, was für eine Macht das ist: auf andre wirken können. Und darum: ich möchte Philologe werden. Aber der Vater, der mich von Kindheit an zum Juristen bestimmt —"

„Soll ihm ausgeredet werden," fiel ihm die Mutter ins Wort, „verlaß dich drauf, ich setze dir's durch!"

„Aber ein wenig Vorsicht, Mutterle."

Vater und Tochter warteten ihrer längst im Erbprinzen.

„Habt ihr die Grabstätten gefunden?" fragte Kröttle.

„Und wir haben keine Gräber gesucht," gab ihr Mutterle zur Antwort, „wir hatten's mit dem Leben zu tun. Vadderle, der Schlackel will nicht Jurist werden."

„So, was denn?" fragte der Oberlandesgerichtsrat.

„Ein Goethe," platzte Mutterle heraus.

„Seid ihr verrückt geworden?"

„So war's nicht gemeint, Vater," nahm Schlackel bescheiden das Wort, „Mutter hat sich nicht richtig ausgedrückt. Ich interessiere mich nicht für die Rechtswissenschaft.

Die Geistesgeschichte der Menschheit interessiert mich. Das ist mir hier klar geworden. Ich möchte Philologie studieren."

„Mein lieber Erwin —" der Vater räusperte sich wie zu einer längeren Rede. Die Gattin legte ihm die Hand auf den Mund. „Halt, Vadderle, später dann, im gewöhnlichen Leben soll die Sache besprochen werden. Jetzt sind wir in Weimar, und das soll uns in schöner, reiner Erinnerung bleiben. Lassen wir ein Fläschle Champagner kommen. Der Goethe soll leben!"

Sie stießen an.

„Mutterle, du hast doch immer die besten Ideen," meinte Kröttle.

Nach dem Essen erhob sich Frau Sales. „Komm, Schlackel, 's ist unser letzter Abend hier. Wir wollen dem Goethe noch ein wenig Fensterparad' machen, im Mondschein —"

Wie jung sie war, wie rosig, als sie, den andern zunickend, mit dem Sohn davoneilte.

„Weiß Gott," sagte der Oberlandesgerichtsrat, indem er sich eine Zigarre anzündete, „jetzt kommt mir der Kerl wirklich ganz und gar auf seine Mutter heraus."

„Ganz und gar," meinte das Töchterchen, „das glaubst du doch selbst nicht, Vater. Hätte Mutter jemals ein Abitur machen können oder eine Fichte-Rede halten?"

Er vermied die Antwort. „Sie sind von einer Kopflosigkeit," meinte er ärgerlich, „geradezu kindisch sind sie —"

„Ja freilich." Kröttle nickte listig. „Aber ein Glück ist's doch, daß sie wieder einen Schwarm hat, und noch dazu einen so bequemen wie Goethe." Der Oberlandesgerichtsrat lachte laut auf. Da sah Kröttle den Vater mit den ihm so ähnlichen kühlen und klugen Augen an: „Aber eines dürfen wir doch nicht vergessen, Vater —"

„Was denn, mein Töchterchen?"

„Begeisterung siegt immer über den, der nicht begeistert ist," gab sie ihm zur Antwort.







Am Morgen
Bronzebildwerk von Johannes Vierthaler

Cleopatra —
Charakterstudie von Carry Brachvogel

In das Gezänk der ägyptischen Königskinder, in den Waffenlärm der Heere, die der Knabe Ptolemäus und seine Schwester Cleopatra gegeneinander führen, dringt aus der Ferne, von Rom her, ein fremder, heller Ton. Ein leiser, pfeifender Ton ist's, wie ihn wohl ein Raubtier ausstößt, wenn es nach neuer Beute hungert, und mit Raubtieraugen blickt Rom schon lange nach Ägypten; das wissen alle in Alexandrien, wenn sie auch den Beutepfiff und das grüne Augenfunkeln des gigantischen Raubtiers nur mit dem Gefühl, nicht mit den Sinnen wahrnehmen können. Keiner aber hört und sieht deutlicher als der Eunuch Pothinus, des kindlichen Königs Erzieher und Berater. Er ist's ja, der mit geschickter Heimtücke die Geschwister entzweit hat, denn es paßte seiner Herrschsucht schlecht, daß nach dem Willen des verstorbenen Königs nicht der junge Ptolemäus allein herrschen, sondern den Thron Ägyptens mit seiner älteren Schwester und späteren Gattin Cleopatra teilen sollte. • Pothinus hat längst erkannt, daß die siebzehnjährige Königstochter dem läppischen Bruder nicht nur an Jahren, sondern auch an Verstand, Ehrgeiz und Herrschbegier überlegen ist und daß sie ihn immer mehr in den Schatten drängen wird, bis man von ihm und von Pothinus und von allen, die ihm anhängen, nichts mehr sieht, weil alle geblendet sind vom Glanz und vom Tun der Cleopatra ... Darum hat Pothinus die Geschwister gegeneinander verhetzt, hat Söldneraufstände gegen Cleopatra inszeniert, so daß die junge Königin schon aus der Hauptstadt geflohen ist und nun von Arabien her mit einer Armee ihr Recht zurückerobern will. Bis hierher war alles nach Pothinus' Plan gelungen, und er rechnete schon mit der völligen Niederlage seiner Gegnerin, — da

aber vernahm man eben plötzlich diesen unbestimmbaren Ton, sah das römische Raubtier sich aufrichten und die Pranken gierig nach dem köstlichen Land der großen Fruchtbarkeit und der großen Geheimnisse ausstrecken. Die Eroberung Ägyptens und seine Degradierung zu einer römischen Provinz war ja ein alter Lieblingsgedanke Roms, und wenn Julius Cäsar den verstorbenen Vater des Ptolemäus und der Cleopatra bei inneren Wirren erfolgreich moralisch und finanziell unterstützt hatte, so war's gewiß nicht aus reiner Menschenliebe, sondern mit ganz bestimmten Absichten für spätere Zeiten geschehen. Nun gab der Streit innerhalb der Dynastie vielleicht gar noch Gelegenheit, römische Truppen „zum Schutz" in Ägypten einmarschieren zu lassen, und Pothinus wußte ganz genau, was er von solchem „Schutz" zu halten hatte. Er flehte gewiß zu allen Göttern mit Ochsen- und Sperberköpfen, daß Cäsar nicht auf den Gedanken verfallen sollte, Ägypten zu beschützen, sondern es lieber seinen Bürgerkriegen und seinem Pothinus überließ ...

Zunächst schien es, als ob Isis und Osiris dem alten Ränkespinner keine besondere Sympathie bezeigen wollten, denn an einem Oktobertage des Jahres 48 v. Chr. landete Julius Cäsar mit einer Flotte auf der Reede von Alexandrien. Bald aber zeigte sich's, daß Pothinus umsonst gezittert und nicht umsonst gebetet hatte, denn Cäsar kam zunächst, um seinen soeben von ihm bei Pharsalus geschlagenen Feind, den Triumvir Pompejus, zu verfolgen, der sich nach Alexandrien geflüchtet und dort sicher gewähnt hatte, weil er ein alter Freund des verstorbenen Ägypterkönigs gewesen war. Als Pothinus von Cäsars Reisezweck und Reiseziel erfahren hatte, atmete er befreit und lächelte verheißend. Welch eine glückliche Idee, daß er den vertrauensseligen Pompejus sofort hatte festnehmen, enthaupten und den abgeschlagenen Kopf auch noch wunderschön einbalsamieren lassen, weil er sich gleich gedacht, daß und wie man dies gemeuchelte Römerhaupt noch verwerten könne! Dank und Preis euch, Isis und Osiris, daß ihr den Pothinus geholfen habt und in ihm dem Königsknaben aus der Lagidendynastie! Cäsar wird sich über die

Hinrichtung seines Feindes gewiß herzlich freuen, wird sich zum Dank dafür entweder gar nicht in den Thronstreit einmischen, oder wenn, dann nur zugunsten des Ptolemäus, und Cleopatra mag durch den Henker sterben, wie einst im fremden Land ihre Schwester Berenice starb ...

Noch ehe Cäsar den Fuß ans Land setzte, ließ ihm Pothinus bereits den Kopf und den Siegelring des Pompejus überreichen und hoffte auf einen großen Erfolg. Doch wie vorberechnete Erfolge häufig, so blieb auch dieser aus, sei's, weil er gar zu plump inszeniert war, sei's, daß Cäsar gerade an einer sentimentalen Anwandlung litt. Jedenfalls fand er, daß dies einbalsamierte Haupt ein unappetitliches Gastgeschenk sei und überhäufte Pothinus statt mit Dank mit lebhaften Vorwürfen, worauf dieser gewiß bei sich dachte, daß ein abendländisches Hirn ein sehr verzwicktes Ding sei.

Da Cäsar nun einmal in Alexandrien war, konnte man ihn, soviel Mühe man sich auch allerseits gab, nicht gleich wieder hinausbekomplimentieren, und so stieg er denn in der Königsburg ab, präsentierte zum Schreck des Pothinus eine Rechnung über Millionen Sesterzien, die der verstorbene König ihm schuldig war, und ließ sich, da nun schon von Familienpeinlichkeiten die Rede war, den Streit der Geschwister vortragen. Wollte aber nicht nur den Ptolemäus und seinen Anhang, sondern auch die Gegenpartei, Cleopatra, hören und beauftragte also den Pothinus, die junge Königin zu einer persönlichen Unterredung mit Cäsar nach Alexandrien einzuladen. Pothinus versprach unter tausend Bücklingen, sofort einen Boten an die arabische Grenze zur Königin zu senden, dachte aber natürlich nicht daran, seine Feindin ins eigene Haus zu bitten, denn eine schöne, junge Frau macht immer einen vorteilhafteren Eindruck, als ein läppischer Knabe, hauptsächlich wenn sie einem als Weiberhelden bekannten, älteren Mann gegenübersteht. Cäsar hinwiederum war sich über den Wert der tausend Bücklinge gewiß nicht im unklaren, und als ein Tag nach dem andern verstrich, ohne daß Cleopatra eintraf, hielt er es doch für geraten, ihr heimlich einen eigenen Boten zu senden, der sie unverzüglich nach Alexandrien kommen hieß.

Die Königsburg lag schon in nächtigem Dunkel. Der kleine König war längst schlafen gegangen, und auch Pothinus träumte wohl einen süßen oder einen ängstigenden Traum. Cäsar hatte seine Geheimschreiber entlassen, die Vorhänge seines Gemachs weit zurückgeschlagen und sah nachdenklich hinaus in die geheimnisvolle Nacht des Ostens, die ihn weich und duftend umschmeichelte, wie das gelöste Haar einer geliebten Frau. An was er dachte? Vielleicht an all die Wunder und Seltsamkeiten, die er Tag für Tag in Alexandrien erblickte: an die wunderbare Architektur dieser Stadt, die nicht wie andere Weltstädte die Spuren langsamer und mühseliger Entwicklung an sich trug, sondern mit eins leicht und stolz nach einem Plan des großen Alexanders gebaut worden war. Vielleicht dachte er an ihre Zaubergärten voll Akazien und Sykomoren, an die Wasserspiegel ihrer rauschenden Brunnen, auf denen Lotosblumen schwammen, oder an ihre funkelnden Paläste, an ihre Museen, an ihre berühmte Bibliothek, um deren Besuch ihn sein Freund, der Bücherwurm Varro, nicht genug hatte beneiden können. Oder dachte er an die ungeheuren Reichtümer, die sich im Hafen dieser Stadt auf unzähligen Schiffen stauten? An die legendenhafte Fruchtbarkeit des ganzen Niltales, von dem Herodot erzählt, daß man nicht einmal den Acker zu bebauen brauchte, um zu ernten? Vielleicht dachte er, daß dies Land mit seinen Schätzen und seiner überall spürbaren Entartung reif sei für die römische Sichel, und er überlegte wohl schon, welchen Prokonsul man hierher setzen, welche Legionen man hierher verlegen sollte. Vielleicht dachte er dies alles, vielleicht auch sann er einem anderen, neuen Feldzug nach, vielleicht aber auch gingen seine Gedanken nur zu irgendeinem letzten Liebesabenteuer, einem letzten Kuß, den er in Rom oder in Spanien geküßt und noch immer nicht vergessen hatte ... Vielleicht auch dachte er etwas unwillig an Cleopatra, die sein Bote längst erreicht haben mußte und von der er noch immer keine Nachricht in Händen hielt. Sollte die Törin wirklich die Vermessenheit haben, ihm, dem Cäsar, schweigend zu trotzen und sich nur auf die eigene Kraft zu verlassen? Der Gedanke ist so lächer-

lich, daß Cäsar ihn kaum bis zu Ende denken mag. Er hat für heute auch schon genug gedacht, will eben die Vorhänge schließen und sich zur Ruhe begeben. Da hört er Schritte vor seinem Gemach, Flüsterworte, die der Türhüter mit einem Fremden tauscht, und ehe Cäsar sich's versieht, tritt ein Mann herein und legt ein großes, mit Riemen sorgsam verschnürtes Bündel vor ihn hin, das wie eine zusammengebundene Matratze aussieht. Höchlich erstaunt denkt Cäsar wohl, daß dies Land absonderliche und sehr verschiedenartige Geschenke darbringe, sieht neugierig zu, was sich aus den Riemen herausschälen wird, die der Mann jetzt eifrig und seltsam lächelnd aufzuschnüren beginnt. Wie sie zur Hälfte gelöst sind, stößt Cäsar einen kleinen Schrei der Überraschung aus, und als auch der letzte am Boden liegt, bleibt er einen Augenblick sprachlos vor Staunen und Bewunderung. Denn vor ihm steht lächelnd, glühend vor Verwegenheit und Schönheit ein blutjunges, schlankes Mädchen — Cleopatra.

Warum sie auf so sonderbare und keineswegs königliche Weise hierher kam? Sehr einfach: sie fürchtete die Ränke des Pothinus, der sich gewiß nicht gescheut hätte, sie durch Mörderhände von dieser ersehnten Aussprache mit Cäsar abzuhalten. Von Tag zu Tag hatte sie ja auf das Wort Cäsars gewartet, das sie vor sein Antlitz rief, und als dies Wort endlich eintraf, da war sie Hals über Kopf aufgebrochen, heimlich bei Nacht in einem kleinen Gefährt durch die Flotte ihres feindlichen Bruders gesegelt, hatte sich dann dem Getreuen anvertraut, der sie zu einem Bündel zusammenschnürte, und nun war sie da! Lachend, mit dem ganzen Übermut ihrer siebzehn Jahre berichtet sie ihr Abenteuer, und mit verlorenem Blick hört Cäsar zu, denkt wohl zurück an die langentschwundene Zeit, da er den Rubikon überschritt, und an das übermächtige, nie wiederkehrende Glück, das ein kühnes Herz beim ersten, beim allerersten Wagestück spürt, wenn es um Tod und Leben spielt. Doch Cäsars Herz ist nicht nur dem Schicksal, sondern auch den Frauen gegenüber kühn, und es lüstet ihn sehr, just hier, just jetzt ein „veni, vidi, vici" zu erleben. Schön, nach römischen Begriffen schön, ist Cleo-

patra freilich nicht, dazu fehlt ihr die Stattlichkeit der Gestalt, die Regelmäßigkeit des Gesichts, das statuarische Gebaren der ganzen Erscheinung. Aber um dies zierliche, großäugige Griechenkind liegt jener einschmeichelnde, betörende Reiz, der späterhin die Byzantinerinnen und noch später die Venezianerinnen vor allen andern Frauen auszeichnet, und eine Stimme hat sie, wie man in Rom nie eine Stimme hört. Cäsar denkt, daß der Silberklang, die lockende Sehnsuchtsfülle dieser Stimme selbst die Toten vom Hades zurückrufen müsse in das blütendurchwogte Tal des Nils ...

Weh' dir, königlicher Knabe Ptolemäus, nun ist dein Gattenrecht verlacht und dein Königsrecht zerbrochen! Denn schon bindet Cleopatra den Cäsar mit dem stärksten Zauber, wickelt ihm in holdem Liebesspiel die duftenden Haare um die weltbeherrschenden Hände, flüstert mit ihrer holdseligen Stimme, die kein Mann wieder vergißt: „Mein süßer Römer!". Und Cäsar, der sonst die Herzen durchschaut, als wären sie von Glas, Cäsar, der wirklichste aller Wirklichkeitsmenschen, Cäsar vergißt seine Fünfzig und glaubt in allem Ernst, daß siebzehn Jahre sich nichts Besseres zu herzen wissen, als einen ältlichen, langnasigen Glatzkopf ...

Am nächsten Morgen sah die Welt in Ägypten natürlich ganz anders aus, denn vor zwölf Stunden, oder wenigstens wünschte Cäsar, daß sie anders aussehen sollte. Er ließ Ptolemäus rufen und wollte ihn zu einer Versöhnung mit Cleopatra überreden, aber gar so einfältig, wie Cäsar meinte, war selbst dieser königliche Knabe nicht. Er riß sich sein Diadem vom Haupte, schleuderte es Cäsar vor die Füße, schrie laut „Verrat!" und stürzte aus dem Palast. Nun flossen in Ägypten Bürgerkrieg und Römerkrieg ineinander, denn Pothinus gedachte mit dem von Cleopatra verlassenem Heer Cäsar und die Seinen aus Ägypten zu verjagen. Die Truppen zogen auch wirklich zuerst unter Arsinoë, einer Schwester der Cleopatra, dann unter Ptolemäus gegen die Hauptstadt vor, und es wäre Cäsar sicherlich übel ergangen, hätte er nicht durch Mithridates von Pergamon unerwartete Hilfe bekommen. So aber wurde Arsinoë ge-

fangen genommen, Ptolemäus ertrank flüchtend im Nil, und über Schmach und Tod ihrer Geschwister hinweg führte Cäsar Cleopatra auf den neu befestigten Thron, stellte ihr nur die unter den gegebenen Verhältnissen scherzhafte Bedingung, daß sie späterhin ihren andern Bruder, der gleichfalls Ptolemäus hieß, heiraten solle. Cleopatra sagte zu allem ja und war sehr glücklich. Skrupel oder Reue irgendwelcher Art lagen nicht nur ihrer Zeit und ihrer Rasse, sondern vor allem ihrem eigenen Wesen ganz fern, denn sie war weder eine wahrhaft königliche noch eine heldenhafte Natur, sondern nur ein kluges und verschlagenes Weibchen, das sich seiner Macht über den Mann wohl bewußt war, es für recht und billig hielt, alles aus seiner Hand zu empfangen und ihn soviel und so geschickt wie möglich auszubeuten. Sie fand weder das Schicksal ihrer Geschwister noch die Tatsache betrüblich, daß sie nur mit Hilfe eines Fremden den Thron hatte erringen können; für sie war die Hauptsache, daß sie ihn innehatte, und daß sie nun als Königin sich schrankenlos dem Luxus und den Vergnügungen hingeben konnte, zu denen ihre Natur sie drängte. Weil sie aber eben durchaus Weibchen war, vergaß sie auch nicht den Mann, dem sie alles dankte, immer wieder aufs neue zu betören, und so verlebte Cäsar mit ihr über viele Monate hinaus eine entzückende Flitterzeit, schnäbelte mit der jungen Schönheit so eifrig und öffentlich, daß seine Zeitgenossen allen Respekt zusammennehmen mußten, den er ihnen früher eingeflößt hatte, um ihn nicht lächerlich zu finden.

Aus Asien, aus Afrika, aus Spanien her schreien bedrängte Legionen oder aufständische Völker nach Cäsars sieghafter und gerechter Hand, in Rom will alles aus den Fugen gehen, da man seit Monaten keine Kunde mehr von ihm empfangen hat. Cäsar aber hat Wichtigeres zu tun, als mit dem Schwert dreinzuschlagen oder nach der Capitale langstilige Depeschen zu senden, — er schickt sich eben an mit Cleopatra auf einem der berühmten ägyptischen Prachtschiffe (die nach Suetons Schilderung nicht nur einen schwimmenden Märchenpalast, sondern zugleich ein raffiniertes Variété darstellten) eine längere Nilreise anzutreten.

Doch die Byssussegel werden sich nie im Winde straffen, vergebens harren Tänzerinnen und Flötenspielerinnen, daß sie mit lockenden Weisen und bunten Tänzen das hohe Liebespaar zu den von Alabaster, Elfenbein, Onyx, Amethysten und Topasen rieselnden Grotten und Gemächern geleiten können. Denn auch im größten Glück und Rausch, auch wenn er blind und taub und stumm geworden scheint für die übrige Welt, — für das freie Wort seiner Offiziere hat Cäsar immer ein offenes Ohr. Und die treten jetzt vor ihn hin, sprechen ihm von dem Unmut der Legionen, die heute murren und vielleicht morgen schon meutern ... Da ist der Traum des Ostens zu Ende geträumt, Cäsar besinnt sich wieder auf sich selbst und verläßt Cleopatra, um nach dem armenischen Kriegsschauplatz zu gehen. Von römischen Truppen wohl beschützt, bleibt Cleopatra in Alexandrien zurück, schmeichelt der Eitelkeit des in seinen vier Ehen kinderlos gebliebenen Fünfzigers noch mit einem intimen Geständnis und nennt den Sohn, den sie wenige Monate später zur Welt bringt, mit dem stolzen Namen „Cäsarion" ...

Um die Mitte des Jahres 46 finden wir dann Cleopatra in Rom. Sie kam mit ihrem brüderlichen Pseudogatten und dem kleinen Cäsarion, und der Vorwand für ihre Reise war ein Bündnis, das Ägyptens Königin mit Rom schließen wollte. Jedermann aber wußte, daß das Bündnis, um das es sich handelte, kein politisches sei und auch nicht erst geschlossen zu werden brauchte: Cleopatra kam ganz einfach, weil ihr Geliebter wünschte, daß sie die Feier seiner vier Triumphe mitansähe. Sie wohnte in einer der köstlichen Villen Cäsars, ungefähr da, wo heute die Villa Pamphili steht, wurde natürlich von Cäsars Anhängern und Schmeichlern umdrängt, sah gewiß voll Stolz, wie ihr Geliebter auf der goldenen, von vier Schimmeln gezogenen Quadriga über die weißen Steine der Triumphstraße fuhr, und es störte ihre Freude sicher nicht oder erhöhte sie vielleicht noch, daß bei der Gruppe des ägyptischen Triumphs ihre Schwester Arsinoë an der Spitze der Gefangenen schreiten und sich vom Pöbel begaffen lassen mußte. Trotz alledem fühlte sie sich in Rom nicht recht behaglich.

Sie vermißte die hündische Unterwürfigkeit, der sie in ihrer Heimat auf Schritt und Tritt begegnete, und wenn auch Cäsars Anhang zu ihr hielt, so spürte sie doch mit ihrem Weibcheninstinkt, daß man sie hier gering achtete und es Cäsar verübelte, daß er sich ganz öffentlich mit einer „Barbarin“ bloßstellte. Cäsar freilich lachte nur über den Unmut seiner Römer und ließ, gerade als ob er sie herausfordern wollte, im Tempel der Venus ein goldenes Standbild für Cleopatra errichten. Vergebens warnten und baten die Freunde, — Cäsar lehnte alle Vorstellungen mit jener heitern Sorglosigkeit ab, die den Menschen immer befällt, wenn er unmittelbar vor seinem Schicksal steht, und deren tiefere Bedeutung niemand vorher erkennt. Er fuhr fort, Cleopatra mit Liebesbeweisen zu überhäufen, so daß man schon von einer Adoption Cäsarions und einer neuen Ehescheidung Cäsars sprach, der alsbald die Vermählung mit der Ägypterin und die Verlegung der Regierung nach Alexandrien folgen sollte. So wenigstens erzählt Adolph Stahr und fügt hinzu, daß Cleopatra Cäsar immerfort zum orientalischen Kriege gedrängt habe, weil sie seiner nur ganz sicher war, wenn sie ihn in ihrer Heimat hatte, und weil ihr kühner Flammengeist unablässig davon träumte, die Weltherrschaft mit Cäsar zu teilen. Ach, Cleopatra war aber sicher kein Flammengeist, und kein welterobernder Ehrgeiz wohnte in ihr, sie kannte vielmehr nur die kindische Eitelkeit und die Rachsucht des typischen Weibchens. Sicher wäre sie sehr gern statt Cäsars Geliebte Cäsars Frau geworden und hätte es den hochmütigen römischen Aristokraten von Herzen gegönnt, wenn sie sich vor ihr, der „Barbarin“, hätten neigen und alle Befehle ihres Herrn aus dem verachteten Ägypten empfangen müssen. Doch ihr hübscher Kopf war bei aller Klugheit und Griechenbildung sicher ungeeignet, himmelstürmende Pläne zu spinnen, und wenn sie je die Heirat mit Cäsar erwog, so war das ein kindisches Spiel ohne welthistorischen Sinn. Kleinlich wie sie war, wurde sie auch kleinlich angehaßt, so daß z. B. Cicero von ihr nur noch als „das Pack“ sprach, weil sie vergaß, ihm etliche Bücher aus der Bibliothek von Alexandrien kommen zu lassen, die sie ihm versprochen hatte ...

Gleichviel aber, ob die Königin hochfliegende oder nur tändelnde Träume spann, — die Ermordung Cäsars war die blutige Wirklichkeit, vor der sie alle zerrannen. Zwar versuchte Marcus Antonius, der junge, heldenhafte Freund Cäsars, den Cäsarion als Miterben neben Oktavian, den Neffen des toten Cäsars, zu setzen, aber Cäsars Testament sprach nur vom Sohne der Schwester, nicht von dem der Ägypterin, und so verließ Cleopatra die ewige Stadt voll tiefem Haß, gerade als ob sie geahnt hätte, daß, wie einst ihr Glück, so späterhin auch ihr letztes Schicksal seinen Ausgang von diesen sieben Hügeln her nehmen sollte.

⌘ ⌘ ⌘

Jahre sind vergangen. Die Bürgerkriege Roms haben die Welt erschüttert, und das Triumvirat hat sie neu geteilt. Nach der Schlacht von Philippi gehört der Westen dem Oktavian, der Osten dem siegreichen Antonius, der nun, von Ruhm umstrahlt, durch Griechenland und Kleinasien zieht, um von all den kleinen Königreichen Tribut und Ehrungen einzufordern. Martialisch von Gestalt, mit einem schönen, dunklen und kühnen Gesicht kommt er einher wie ein Held aus homerischer Sage, und wenn man ihn sieht, glaubt man ihm seine Prahlerei, daß er ein Nachfahre des göttlichen Herkules sei. Seine frühe Jugend hat er mit Zechen, Ausschweifungen und Schuldenmachen vertan und ist arm geblieben an Wissen und Bildung, aber keiner versteht besser als er, wie man das Dasein genießen muß, und als ein Wegelagerer des Glücks liegt er immerfort an der Heerstraße des Lebens und plündert jeden Tag bis auf die letzte Glücksmöglichkeit aus. Ein glänzender Reiter, ist er in der Schlacht nicht weniger draufgängerisch als beim Vergnügen, und mit seiner Kühnheit, seiner Bärenkraft und seinem fortreißenden Temperament koppelt er sich Siege zusammen, als wären es junge Fohlen. Kein Wunder, daß diesem fröhlichen Schlagetot alle Herzen gehören, daß seine Soldaten für ihn durchs Feuer gehen und die Frauen ihm noch anhängen, auch wenn er sie schon lange vergessen hat! ...

In Tarsus macht er auf seinem Siegeszug halt und läßt der Königin von Ägypten sagen, daß er sie hier er-

warte und Rechenschaft von ihr fordere für ihr Verhalten während der Kriege gegen die Republikaner, das einem Verrat an der cäsarischen Partei sehr ähnlich sehe. Es ist zum zweitenmal, daß ein römischer Konsul sie zu sich entbietet, und Cleopatra lächelt, da sie bedenkt, wie alles im Leben sich wiederholt. Doch inzwischen ist viel Wasser den Nil hinab geflossen, und Cleopatra ist nicht mehr dieselbe, die sie vor Jahren war. Sie hat die Übermutsgeste des kindlichen Mädchens längst abgestreift und gegen das zweifache Selbstbewußtsein der schönen Frau und der Herrscherin eingetauscht. Wenn Antonius etwa meint, daß sie zu ihm in solcher Eile und gar in ein Bündel verschnürt kommen wird, wie weiland zu Cäsar, so befindet er sich in einem großen Irrtum! O, sie erinnert sich noch sehr gut von Rom her an diesen hübschen Antonius, der die Erbrechte ihres kleinen Cäsarion vertreten wollte! Schade nur, daß damals dieser kränkliche, verdrießliche Oktavian dazwischen trat, mit dem eigentlich niemand gerechnet hatte, und der ebenso unansehnlich, vernünftig und berechnend war, wie Antonius schön, feurig und unbedacht! Sehr wohl erinnert sie sich an diesen Antonius, an die verzehrenden Blicke, die er damals auf sie gerichtet, an die tollen Geschichten, die man in Rom von ihm erzählte und daß er, trotz seiner Größe und Stärke, biegsam wie Wachs sei in den Händen jeder Frau. Da Cleopatra dies alles bedenkt, kommt ihr die Einladung nach Tarsus wie der Beginn eines köstlichen Abenteuers vor, denn die Geschichte mit der Verantwortung und dem Verrat an Rom kann sie gar nicht recht ernst nehmen. Sie ist da nur durch eigene Ungeschicklichkeit und fremde Verräterei in ein schiefes Licht gerückt worden, und es wird ihr ein leichtes sein, Antonius von ihrer Loyalität und ihrer unbedingten Treue für tote und lebende Cäsaren zu überzeugen. Sie beeilt sich auch gar nicht nach Tarsus abzureisen. Sie weiß genau, daß es kein besseres Mittel gibt, um sich in Szene zu setzen, als warten zu lassen, und so wartet Antonius, wie einst der göttliche Julius gewartet hatte, — Cleopatra aber erscheint nicht.

Doch eines Tages, da Antonius auf offenem Markt

Audienzen erteilen wollte, flog ein seltsames Gerücht durch die ihn umdrängende Menge und jagte ihre Neugier zum Ufer des Flusses Kydnus hin, so daß Antonius keine Audienz erteilen konnte, weil niemand da war, der danach verlangt hätte. Diese Interesselosigkeit an seiner Person und Fürsprache erschien ihm jedoch gar nicht unbegreiflich, als auch er die Kunde vernahm: Frau Venus selbst sei in Kleinasien eingetroffen, um Bacchus (wie der trinkfreudige Antonius sich gern nannte und nennen hörte) zu besuchen. Man kann sich denken, daß er nichts Eiligeres zu tun hatte, als ebenfalls nach dem Strande zu eilen, und wie er nun auf den Fluß hinausblickte, war's ihm, als sähe er wirklich die holdseligste aller Göttinnen, die ihm zulächelte und ihn in ihr süßes Reich entbot.

„In einem am Hinterteil vergoldeten Schiffe mit ausgespannten, purpurnen Segeln und unter dem Schalle von Zithern, Flöten und Schalmeien, nach welchen die silbernen Ruder bewegt wurden, fuhr Cleopatra den Fluß hinauf. Sie selbst lag unter einem goldenen Zelt, geschmückt und gekleidet, wie man die Venus zu malen pflegte. Knaben, die den Liebesgöttern auf Gemälden ähnlich sahen, standen zu beiden Seiten und fächelten ihr Kühlung zu. Auf gleiche Weise standen Sklavinnen von seltener Schönheit, wie Nereiden und Grazien gekleidet, teils an den Steuerrudern, teils an den Schiffstauen. Von dem vielen angezündeten Räucherwerk verbreiteten sich an beiden Ufern die köstlichsten Wohlgerüche" (Plutarch).

Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß Venus und Bacchus bald das schönste aller Feste miteinander feierten und ihm noch viele andere folgen ließen. Als Cleopatra dann wieder in ihrer Prachtgaleere heimfuhr, nahm sie Antonius mit sich nach Alexandrien, und wenn er noch einen Gran Besinnung besessen hätte, dann hätte er vielleicht bemerkt, daß sich auch an ihm das Schicksal seines großen Ahnherrn erfüllte, daß er in dieser wunderschönen Königin seine Omphale umfing. In Alexandrien folgten sich nun die Tage, die Wochen, die Monate, die Jahre in einem einzigen, jubelnden Fest, in einem einzigen Liebesrausch. Antonius vergißt, daß er ein Weib und Kinder

und einen großen Ruhm hat, ist nichts mehr, will nichts mehr sein, als der Liebhaber der Cleopatra; liebt sie nicht nur, nein, ist ihr hörig, ist ihr verfallen, wie sie ihm hörig und verfallen ist, so daß dies Schauspiel einer wilden Leidenschaft trotz seiner Zügellosigkeit erschütternd wirkt, weil es schon Schicksalsschwere in sich trägt. Wohl gehorcht Antonius, wenn Rom sein Schwert ruft, heiratet wohl auch, da ihm die erste Frau gestorben ist, auf Oktavians Wunsch dessen Schwester, die gütige Oktavia, die ihm mit übermenschlicher Zärtlichkeit und Nachsicht anhängt, lebt auch drei Jahre lang mit ihr in glücklicher und gesegneter Ehe; aber sowie ihn sein Kriegspfad wieder nach Asien führt, wird der alte, ägyptische Zauber aufs neue lebendig, und er verstößt die Oktavia samt seinen Kindern aus beiden Ehen, will keine andere Gattin, keine anderen Söhne umfangen, als Cleopatra und die zwei Knaben, die sie ihm geboren hatte. Und sie, sie stürmt ihm entgegen, als hätte sie diese drei Jahre nichts anderes getan, als ihn erwartet, (was aber bei ihrer Schönheit und ihrer Sinnlichkeit kaum anzunehmen ist!) und aufs neue beginnen die goldstrotzenden Feste, die prunkbeladenen Orgien, als deren Veranstalter Antonius und Cleopatra sich stolz „die Unnachahmlichen" nennen. In gewissem Sinn sind sie auch unnachahmlich, denn wenn sie übersättigt sind von Lust und Wein und Gelärm und Würfelspiel, dann verkleiden sich dieser Held und diese Königin mit Pöbelgewändern, streifen nächtens in verrufenen Gassen und Spelunken umher und wollen sich totlachen, wenn sie dabei gelegentlich wüst beschimpft oder gar verprügelt werden ... O, was war das mit Cäsar dagegen für eine langweilige Liebschaft! Wie mußte sich da Cleopatra immer auf die Fußspitzen stellen, um neben dem großen Mann nicht gar zu klein zu erscheinen, wie mußte sie sich geistig anstrengen, mit ihren Sprachkenntnissen (Plutarch erzählt, daß sie fast nie einen Dolmetsch bedurfte, weil sie eine Unzahl fremder Sprachen geläufig sprach) radschlagen, um annähernd so etwas wie Gedanklichkeit und tieferes Wissen vorzutäuschen, um nicht immerfort merken zu lassen, daß für sie des Lebens Wert sich in Liebe und Luxus erschöpfte! Was verstand denn auch Cäsar mit seinen

zweiundfünfzig Jahren und seinen Maßregeln gegen den Luxus von Liebe und Pracht?! Antonius aber, ihr schöner, starker Antonius, der versteht es zu lieben, zu jubeln, zu prassen, Gold und Zeit zu verschleudern, als könnten beide nie ein Ende nehmen! Und immer tiefer versinkt sie mit Antonius in Lust und Begier, macht ihn, der einst der Stolz Roms gewesen, zu ihrem Liebesnarren, dem die Welt gerade gut genug dünkt als Schemel für ihre kleinen Füße. Er verschenkt Provinzen, Königreiche, die Rom gehören, an seine Liebste und ihre Kinder, er will, daß auf den Münzen, die er schlagen läßt, das Bild Cleopatras geprägt werde, er läßt ihren Namen auf die Schilde der Legionen ritzen und er, der römische Triumvir, entblödet sich nicht, sich mit ihr als Isis und Osiris abbilden zu lassen, in orientalischem Aufputz inmitten von ägyptischen Beamten und Eunuchen neben dem kurulischen Sessel herzulaufen, in dem er Cleopatra triumphierend durch Alexandrien führen läßt. Noch über seinen Tod hinaus soll sie ihm gehören, denn in seinem Testament verfügt er, daß dereinst seine Leiche nach Alexandrien überführt und neben Cleopatra beigesetzt werde. Und als sei es noch immer nicht genug der Selbsterniedrigung und der Herausforderung an Rom, tut er das Ungeheuerlichste, was ein Römer in den Augen seiner Mitrömer tun kann: da er siegreich vom syrischen Kriege heimkehrt, hält er seinen feierlichen Einzug nicht in Rom, sondern in Alexandrien.

Dieser Triumphzug, bei dem die gefangenen Fürsten vor Cleopatra niederknien und sie um ihre Huld anflehen sollten, (was sie aber nicht taten!) bedeutete im Leben der Königin zugleich den Höhepunkt und die Wendung. Daß weder sie noch Antonius sich dessen bewußt wurden, daß sie sogar an Heirat und Teilung des Weltreichs dachten, spricht mehr noch als für ihre Liebe für ihre Verblendung und für die Entfernung, die sie durch ihr Schwelgerleben zwischen sich und alle Wirklichkeiten gebreitet hatten.

Wie ein goldüberrieseltes, von Zymbelklängen umwehtes Purpurzelt stand das Leben um sie her gebreitet, und unter Küssen, zärtlichen Seufzern und Flötenspiel vergaß man den Tag, vergaß man Rom, vergaß man die eiskalte Ver-

nunft, die es lauernd beherrschte, vergaß man — — Oktavian.

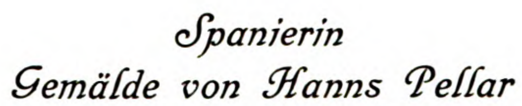
Gelassen und sachlich, wie es seine Art war, führte Oktavian in geordneter Reihe die unerhörten Tatsachen, die in Ägypten vorgingen, vor Rom hin. Auch ohne den persönlichen, tief verborgenen Groll, den er schon lange gegen Antonius hegte, wäre es ihm unschwer gelungen, seine Mitbürger davon zu überzeugen, daß Antonius darauf bedacht war, Rom zugunsten Ägyptens zu schwächen, daß er also samt der Zauberin von Alexandrien als Verräter bekriegt werden müsse. Und so kam der Tag, an dem bei Actium die Flotte Oktavians gegen die ägyptische die Segel spannte und des Antonius Glück in den Grund bohrte.

Es ist bekannt, daß der verhängnisvolle Ausgang dieser Schlacht zunächst durch die jähe und ganz unmotivierte Flucht Cleopatras (die darauf bestanden hatte, persönlich am Kriege teilzunehmen) veranlaßt wurde, denn ehe noch die geringste Entscheidung gefallen war, sah man plötzlich die sechzig Schiffe der Königin die Segel aufziehen und mitten durch die Streitenden davon, nach dem Peloponnes zusteuern. Was sie zu dieser unverantwortlichen Flucht trieb, ob ein unsinniger Plan, plötzliche Furcht oder eine momentane Willenslähmung, kann heute wohl niemand mehr entscheiden. Vielleicht aber, ja gewiß sogar sprach nichts von alledem bedeutsam mit, vielmehr vollzog das Schicksal selbst die Gesetze der historischen Notwendigkeit, indem es scheinbar Widersinniges zuließ. „Hier zeigte nun Antonius recht deutlich, daß er sich weder durch die Überlegung eines Feldherrn, noch die eines Mannes, ja nicht einmal durch seinen eigenen Verstand regieren und leiten ließ; sondern wie jemand scherzweise gesagt hat, daß die Seele des Verliebten in einem fremden Körper lebe, wurde er von jenem Weibe fortgezogen, nicht anders, als ob er mit ihr zusammengewachsen wäre und ihr in allen Bewegungen folgen müßte. Kaum sah er das Schiff der Cleopatra absegeln, als er alles vergaß und selbst diejenigen, welche für ihn stritten und starben, im Stiche ließ. Er bestieg ein anderes Schiff und eilte jener Frau nach, die ihn schon ins Verderben gestürzt hatte und nun seinen

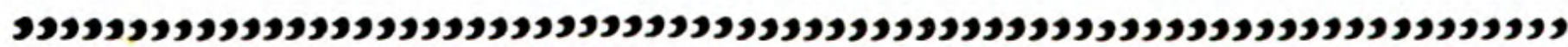
Untergang vollständig machen sollte. Als Cleopatra ihn von ferne kommen sah, gab sie von ihrem Schiffe aus ein Signal. Er fuhr also an dasselbe hin und wurde an Bord genommen; aber ohne sie zu sehen oder sich von ihr sehen zu lassen, ging er ganz allein nach dem Vorderteile, setzte sich stillschweigend in Gedanken versunken nieder und hielt den Kopf mit beiden Händen (Plutarch)."

So saß er, ohne sich zu rühren, drei Tage und drei Nächte und überdachte alles, was ein Mann denken kann, der seinen Ruhm verspielt und sein Leben vertan hat. Weder die Königin noch irgend jemand von ihrem Gefolge wagte ihn anzureden, und als er endlich nach diesen drei entsetzlichen Tagen den Kopf hob und zu Cleopatra schwankte, da waren es nicht mehr „die Unnachahmlichen", die sich in die Arme stürzten, sondern zwei armselige Bankrottierer, die in einem letzten Rausch das Grauen des Erlebten und die große Angst der Kreatur vergessen wollten. Wohl stand dem Antonius noch ein tüchtiges und ergebenes Landheer zur Verfügung, wohl entfaltete Cleopatra bei der Heimkehr nach Alexandrien eine fieberhafte Tätigkeit, um sich erfolgreich zu verteidigen, oder auch um in einem fernen Lande sicher vor Krieg und Sklaverei ihr Freudenleben mit dem Liebsten zu erneuern, — aber auf Antonius lastete mit unwiderstehlicher Schwere das Gesetz der Notwendigkeit, lähmte ihm Zuversicht und Glauben, daß er sich dem Timon von Athen verglich, mit menschenfeindlichen Philosophien, die sowenig zu seinem herkulischen Wesen paßten, die Königin zur Verzweiflung trieb und anderen wie ein schlechter Komödiant vorkam. Da der Feldherr selbst nichts mehr von sich hielt, wurden natürlich auch die Soldaten schwankend. Bald konnte Oktavian einen geheimen Unterhändler an Cleopatra schicken, der ihren Söhnen die Herrschaft in Ägypten zusicherte und als Preis dafür nur eine Kleinigkeit forderte, — des Antonius Tod.

So haarsträubend die Zumutung auch klingt, daß die Frau den Mann, mit dem sie seit vielen Jahren in der innigsten Gemeinschaft lebte, meucheln oder ausliefern sollte, so scheint Cleopatra sie doch nicht völlig von der Hand gewiesen zu haben. Wenigstens verhandelte sie zu wieder-



Spanierin
Gemälde von Hanns Pellar



holten Malen insgeheim mit Oktavians Mittler, ließ sich von ihm gerne einreden, daß Oktavian, sobald er sie nur erst sah und sprach, sich in sie verlieben würde, genau so wie Cäsar und Antonius sich auf den ersten Blick verliebt hatten. Sie hörte die süßen Worte, glaubte sie, und wenn sie auch nicht auf Mord oder Verrat an dem Geliebten sann, so hat doch Henry Houssaye wohl recht, wenn er meint, daß sie im stillen hoffte, Antonius solle durch eine Flucht nach Spanien oder Numidien sie von seiner verhängnisvollen Gegenwart befreien und ihre Unterhandlungen mit Oktavian erleichtern. Antonius aber, wiewohl er überall, auch bei Cleopatra, Verrat witterte, dachte nicht an Flucht, sondern kehrte, mit seinen armen, zerriebenen Nerven von Gegensatz zu Gegensatz taumelnd, aus seiner Menschenfeindlichkeit und seiner einsamen Burg Thimoneion ins Königsschloß zurück, um den Cäsarion unter die Jünglinge aufzunehmen und dem Antyllus, seinen Sohn aus erster Ehe, die männliche Toga anzulegen. Da gab es nun wieder Feste und Schwelgerei wie in alter, glücklicher Zeit, aber jeder spürte doch, daß hier schon der Tod Tafeldecker war. Voll mitleiderweckender Bravour nannten sich Antonius und Cleopatra nun statt „die Unnachahmlichen" „die im Tode Unzertrennlichen", und da sich Freunde fanden, die diesen Namen und das letzte Schicksal mit ihnen teilen wollten, so zechte und küßte man in wilder Lust weiter, ob für Augenblicke auch die Augen starr wurden von dem Grauen, das jeder im Saal umgehen spürte ...

Ja, sie wollen zusammen sterben, aber wie? Für Antonius ist die Antwort nicht schwer; wenn es ihm nicht gelingt, in der Schlacht zu fallen, so wird er sich in sein Schwert stürzen, wie tapfere Römer es vor ihm taten und nach ihm tun werden. Cleopatra aber zittert, wenn sie an so grausigen Selbstmord denkt. Sie ist eben nicht vom heroischen Schlag der Cornelien und Virginien, die lächelnd den Todesstoß führen oder empfangen; ihre Hand würde versagen, wenn sie sie gegen den eigenen Leib richten sollte, und sie will keine blutende Wunde, keine entstellende Agonie, sondern einen Tod, dessen Schönheit ihrem Leben gleicht. Da läßt sie denn an Verbrechern, die zum Tode verurteilt

sind, allerlei Gifte probieren, findet aber, daß die schnelltötenden zu schmerzhaft, die schleichenden zu entstellend wirken, und entdeckt schließlich, daß nur eine besondere Schlangenart, Aspis genannt, durch ihren Biß einen schmerzlosen, tiefen Schlaf bewirkt, der in den Tod übergeht. Doch just als sie diese tröstliche Entdeckung gemacht hat, scheint das Glück den im Tode Unzertrennlichen noch einmal zu lächeln. Antonius macht einen Ausfall aus Alexandrien, der glänzend gelingt, und Cleopatra wirft sich ihm bei seiner Heimkehr so stürmisch an die Brust, daß sie sich an seinem Panzer Schultern und Arme zerschneidet. Stunden voll neuentflammten Hoffens, voll Siegesrausch folgen, — doch schon am nächsten Morgen gehen die Legionen zu Oktavian über, und Antonius rast wie ein Berserker in die Stadt zurück, schreit, daß Cleopatra ihn überlistet und an Oktavian verkauft habe.

Cleopatra aber sieht ihn nicht und hört sein wildes Toben nicht. Aus Angst vor ihm und auch in dem ach! so begreiflichen Verlangen, endlich von diesen Wirrnissen befreit zu sein, nicht ewig von Niederlage, Qual und Tod zu hören, hat sie sich mit zwei Dienerinnen und unermeßlichen Schätzen in das Mausoleum zurückgezogen, das sie schon vor langer Zeit für sich erbaute und läßt nun das Gerücht aussprengen, daß sie gestorben sei. Als aber Antonius seiner Mannespflicht genügt, den tödlichen Streich gegen sich geführt hatte und nun verblutend, aber noch bei vollem Bewußtsein sich in den Polstern wälzte, da wachte in Cleopatra die alte Sehnsucht noch einmal auf und sie schickte ihren Geheimschreiber, auf daß er den Sterbenden zu ihr in das Grabmal brächte. Weil sie aber die Falltüre des Mausoleums nicht öffnen wollte oder konnte, ließ sie von einem oberen Fenster Seile herab, an die man den Antonius band, und so zog sie ihn mit Hilfe ihrer zwei treuen Dienerinnen in die Höhe. „Die, welche dabei zugegen waren, versicherten, daß sie nie einen rührenderen Anblick als diesen gehabt hätten, da Antonius, der mit Blut bespritzt und mit dem Tode ringend hinauf gezogen wurde, immer die Hände nach ihr ausstreckte und so eine ziemliche Zeit in der Schwebe hing. Denn für Wei-

der war dies keine so leichte Arbeit, sondern Cleopatra mußte sich mit beiden Händen unter großer Anstrengung und Verzerrung des Gesichts an dem Seil anklammern, während die Untenstehenden sie durch Zurufe ermunterten und die Angst mit ihr teilten“ (Plutarch). Nun vergessen beide im Augenblick des letzten, rührenden Glücks, was sie ertragen und erlitten haben, und was vielleicht noch auf Cleopatra wartet. Bei ihr freilich bricht gleich wieder wilde Verzweiflung hervor, daß sie sich Gesicht und Brust mit den Nägeln zerkratzt, Antonius aber findet im Sterben die Würde wieder, die ihm solange gefehlt, und nachdem er die Königin getröstet und ermahnt hatte, auf ihre Sicherheit bedacht zu sein, bricht in seinem letzten Seufzer der langvergessene Stolz seiner Rasse durch: „Preise mich glücklich, daß ich, ein Römer, nur wieder von einem Römer besiegt worden bin!“

Nun wäre es wohl für Cleopatra Zeit gewesen, ihm Wort zu halten und nachzufolgen, und wenn sie wirklich die große Seele gewesen wäre, als die Adolph Stahr sie rühmt, dann wäre ihr der Tod nach soviel Erniedrigung und Qual als Erlöser erschienen, nicht als Gespenst, vor dem sie immer wieder floh. Weil sie aber gar keine große Seele war, weil für sie vielmehr immerfort das Leben der Güter höchstes bedeutete, glomm im Herzen dieses Weibchens tief verborgen noch eine letzte Hoffnung auf Daseinsmöglichkeit und Glück. Wohl erzählt Olympus, ihr Leibarzt, daß sie in ein hitziges Fieber verfiel und beschlossen hatte, sich durch Verweigerung aller Nahrung den Tod zu geben; aber das Fieber schwand und auch den Gedanken an den freiwilligen Hungertod gab sie wieder auf, scheinbar, weil Oktavian ihr sagen ließ, daß dann ihre Kinder als Geiseln in seiner Macht blieben, in Wahrheit aber wohl, weil ihr Lebenshunger noch nicht erloschen war, und weil sie hoffte, den dritten Römer zu betören, wie sie die andern vor ihm betört hatte. Ach, sie vergaß, daß sie nicht mehr die junge, schönheitstrahlende, sieghafte Königin von einst war, sondern eine überreife, besiegte, von Gram und Krankheit verwüstete Frau, und daß der Anblick ihres entblätterten Reizes bei Oktavian höchstens Erstaunen über den

Geschmack Cäsars und Antonius' auslösen konnte, wenn seine eiskalte Vernunft sich überhaupt mit überflüssigen Reflexionen über die Geschmacksrichtung anderer Männer abgegeben hätte. Wenige Tage nach dem Tode des Antonius zog er in Alexandrien ein, besuchte Cleopatra, die noch krank daniederlag, hob sie auf, da sie vor ihm auf die Knie fiel, redete ihr gütig zu; aber sie hätte nicht das Weibchen sein müssen, das sie war, wenn sie nicht sofort gespürt hätte, daß an diesem langweiligen Philister ihre Kunst verloren war, daß er, während er neben ihrem Bette saß, nichts anderes dachte, als seinen Triumphzug in Rom, in dem er sie, die geschlagene Königin, vor seiner Quadriga aufziehen lassen wollte. Da fiel ihr vielleicht Arsinoë ein, die vor Cäsars Quadriga geschritten war, und so kam sie endlich zu dem Entschluß, der ihr so furchtbar schwer wurde. Weil sie den Oktavian nicht bezaubern konnte, täuschte sie ihn wenigstens mit kluger Frauenlist, erbat sich von ihm die Erlaubnis, die Leiche des Antonius in Ehren bestatten zu dürfen, dankte ihm demütig für die Ehre, die er ihr mit seinem Besuch erwies, erwähnte Geschenke, die sie für seine Frau und seine Schwester bereit gelegt hätte, überreichte ihm ein Verzeichnis ihrer Schätze und schien voll guten Mutes für die Zukunft zu sein. Als die eiskalte Vernunft aber außer Hörweite war, rief sie wild und höhnisch: „Nein, nein, ich werde mich nicht im Triumphzug mitschleppen lassen!" —

Antonius liegt nun im Mausoleum bestattet, und mit rührenden Klageworten hat die Königin ihm das Totenopfer bereitet. Dann läßt sie sich ins Bad tragen und nach dem Bad zu einer köstlichen Mahlzeit. Während sie noch tafelt, kommt ein Bäuerlein vom Lande, bringt einen Korb Feigen, die so lockend aussehen, daß die Wachen ihn ohne Argwohn einlassen, weil sie denken, daß die Pracht dieser Früchte die genesene Königin wohl erfreuen mag. Da Cleopatra das Körbchen empfing, lächelt sie ein unmerkliches Lächeln, stellt es beiseite, kritzelt ihre Schreibtafel voll, siegelt sie, schickt sie an Oktavian und schließt sich mit ihren beiden getreuen Kammerfrauen ein. Wie sie allein sind, greift Cleopatra hastig in das Körbchen, hoffend, daß die

Schlange, die unter den Feigen lag, sie sogleich beißen sollte; aber das Reptil rührte sich nicht, und Cleopatra mußte es erst mit einer Goldnadel aufstochern und reizen, bis es sich entschloß, den Arm zu treffen, in dem einst das Haupt Cäsars geruht hatte. Das Gift wirkte genau so schnell, wie Cleopatra gehofft hatte; die Wachen vor der Tür merkten nicht, daß da drinnen drei Frauen starben, und als Oktavian, der Cleopatras Schreibtafel sogleich gelesen hatte, Eilboten sandte, fanden sie nur mehr eine Leiche in vollem, königlichem Schmuck, neben der zwei bis in den Tod getreue Dienerinnen verröchelten ...

Oktavian war über den Selbstmord, der seinen Triumphzug des besten Schaustücks beraubte, außer sich und ließ die kleinen, Stichwunden gleichenden Bisse am Arm der Toten durch giftkundige Psyller aussaugen. Aber die Schlange war barmherziger und das Gift stärker gewesen als der Wille des Gewaltigen, und so blieb ihm nichts übrig, als die letzte Bitte Cleopatras zu erfüllen und sie neben Antonius betten zu lassen. Der junge Cäsarion, den man einst gegen ihn hatte ausspielen wollen, wurde auf sein Geheiß ermordet, der junge Antyllus enthauptet, und im Triumphzug führte er Cleopatra in effigie, mit der Natter am Arm, geleitet von den halbwüchsigen Söhnen der Ägypterin und des Antonius. Nach der Schmach dieser Schaustellung aber öffneten sich für die Königswaisen zärtlich die Arme einer neuen Mutter: Oktavia war's, die Gütige, mit der nimmerruhenden Liebe, die alle Kinder des Antonius mit dem gleichen Gefühl umfing, in ihren Gesichtern nie die fremde Mutter, sondern immer nur den vergötterten Vater suchte und sah.

Der Sieger von Actium erhielt später von seinen Römern den Beinamen „Augustus" und „Vater des Vaterlandes", und die Gelehrten aller Zeiten und Völker haben seine Weisheit und seine Mäßigung nicht genug rühmen können. Über seine beiden Besiegten aber hat der große William Shakespeare ein Trauerspiel geschrieben, das so heiß überströmt ist von Schönheit und dunkler Zärtlichkeit, wie die märchenhafte Königin gewesen sein muß, die zwei Weltbeherrscher beglückte und am dritten zugrunde ging.

Nachdenkliches

Von Oscar Glaser

Es gibt Menschen, welche sich erst dann finden, wenn sie von andern weggeworfen werden.

*

Viele können es ertragen, beiseite geschoben und mißachtet zu werden, aber Keiner kann es ertragen, mißverstanden zu werden.

*

Faust war kein Menschenkenner. Er war zu gründlich, um es werden zu können.

*

Wer von einer „verschleierten Zukunft" spricht, meint offenbar, daß die Dinge schon fertig vorbereitet daliegen.

*

Der Mißtrauische gesteht das Manko seiner Klugheit ein.

*

Das Tiefe wird durch die Dunkelheit noch tiefer, das Flache durch die Beleuchtung noch flacher.

*

Nicht so sehr das Bewußtsein der Schwäche, wie die Empfindung des inneren Zwiespaltes macht die Menschen gefügig.

*

Fast alle Ursachen, die einen Menschen zugrunde richten können, lassen sich auf eine reduzieren: Egoismus.

*

Jede Wertschätzung ist entweder größer, oder geringer, als sie sein sollte.

*

Am erreichten Ziel hört die Intelligenz auf.

*

Dem Starken gibt man nach, dem Schwachen sieht man nach.

*

So schwach sind unsere Freuden, daß schon die Leidenmiene eines einzigen Menschen genügt, um sie erblassen zu machen.

Totenfeier

Von Carl Friedrich Wiegand

Heute, als er ihre Einladung empfing, waren es genau zwölf Monate. Am Vormittag kam es ihm flüchtig in den Sinn, am Abend hatten die Ereignisse des Tages es ihn vergessen lassen.

Am 26. November geschah der schwere Unglücksfall. Hauptmann Langsdorff war mit dem Pferde gestürzt, der Rappe hatte sich überschlagen und ihm den Brustkorb eingedrückt. Der schöne schlanke Offizier lebte noch, als man ihn Frau Agnete auf das Ruhelager ihres Musikzimmers legte; aber das Bewußtsein erlangte er nicht wieder.

Kein Laut wurde im Zimmer hörbar, als Friedrich Langsdorff starb. Niemand konnte seiner im Leiden wachsenden Frau ein Trostwort sagen. Niemand wagte es.

Da es nun ein großer Schmerz für einen hoffnungslos Liebenden ist, das geliebte Weib versteinern zu sehen und nicht helfen zu können, war es Rudolf fast unmöglich, von Frau Agnete sich loszureißen.

Er ging als letzter.

Sie folgte ihm mit den Augen bis zur Tür und ahnte nicht, daß er unter der Portiere noch einmal sich umwandte.

Da lag sie, die mit herber Willenskraft bis zu diesem Augenblicke vor den Männern gestanden hatte, wie gemäht. Vom Krampf des Schmerzes überwältigt, preßte sie die Unterarme gegeneinander. Ihr ganzer Körper schütterte. Dann öffnete sie die Arme breit, so daß ihre ausgestreckten Hände Fuß und Stirn des Toten fast berührten und legte, mit leisem Wimmern, den Kopf auf den noch warmen Körper des Entschlafenen.

Das war nun genau ein Jahr.

Während Rudolf Damme die Karte, die ihre eigenartig schwere und verschlungene Schrift trug, noch in der Hand hielt, überkamen ihn wieder das lähmende Fieber und der Wirrwarr dieses langen Jahres, in dem er seelisch ge-

altert war. Er hatte, zuerst ein Hoffender, dann ein Verzweifelter, dieser Frau mit brennenden Augen auf die bleiche Stirn gesehen; aber er war nicht hindurchgedrungen.

Der unentrinnbare innere Kampf, der ihm den Schlaf raubte und ihn zu jeder Arbeit untüchtig machte, den er seit zwei Monaten beendigt glaubte, hub nun wieder von neuem an. Er war ihm wehrlos preisgegeben. Er mußte zu ihr hin.

Auf abends halb neun Uhr lautete die Einladung.

Also nach dem Abendessen!

Er sah auf die Uhr. Noch elf Stunden. Das war eine lange Zeit.

Um zehn Uhr wurde Iwan vorgeführt. Das war das Pferd, mit dem Friedrich den unglücklichen Sturz getan. Rudolf hatte den russischen Hengst von Frau Agnete übernommen, da sie sich zu dem Tiere hingezogen fühlte, obwohl es an dem Tode ihres Gatten nicht unschuldig war.

Als Rudolf Damme in den Sattel stieg, kam ihm ein Vorfall in Erinnerung, der sich in sein Gedächtnis eingegraben hatte. Am Vorabend des letzten Preisreitens war es, das Langsdorff noch mitgemacht hatte. Iwan, der zur Springkonkurrenz angemeldet war, verweigerte, was er wochenlang nicht getan, die Hürde. Als die Hilfen Friedrichs ohne Erfolg blieben, postierte sich Hauptmann Damme so nahe an das Hindernis, dicht an den Hufschlag der Bahn, daß das Pferd zwischen ihm und der Manegenwand hindurch mußte. Iwan kam an. Seine Augen waren wie Irrlichter. Knapp vor der Hürde suchte er auszubrechen. In diesem Augenblick aber trafen ihn hageldicht die schneidenden Gertenhiebe Dammes derart auf den Hinterschenkel, daß der Hengst wie gegrellt zuckte und ausfeuerte. Der Hauptmann aber stand reglos auf seinem Fleck und erneute seine Hiebe, bis das Pferd sprang.

Als er sich umwandte, erblickte er Frau Agnete, die im Sägemehl der Reitbahn stand. Sie hatte den Vorfall mit angesehen und sah nun, mit einem rätselhaften Ausdruck im Auge, Rudolf Damme an. Dieser deutete den eigenartig geweiteten Blick als Zorn, ja Verachtung, weil er das Pferd geschlagen. Einige Tage später aber sagte sie

fröstelnd zu ihm: „Ich glaube, ich sehe lebenslang Ihren Kopf mit den blitzenden Hufeisen daneben."

Iwan, der die Gedanken seines Herrn offenbar nicht stören wollte, hatte seinen Weg bisher in einem ruhigen Schritt zurückgelegt. Nun weckte er seinen Reiter. Er warf den Kopf steil auf und stieß unwirsch den Atem wie grauen Rauch aus den Nüstern. Damme klopfte ihm den Hals und setzte ihn darauf zum Galopp an. Davon aufgeschreckt, fiel ein Rabe vom kahlen Wipfel eines Apfelbaums in die Luft hinein, ließ sich einen Augenblick treiben und schwand im dichten Nebelgehänge des Novembermorgens. In den Telegraphendrähten hingen in einer Perlenkette schwere Wassertropfen. Zuweilen glitzte ein Licht der unsichtbaren Sonne in einer Glasscherbe der Landstraße.

Am Waldrande wandte sich Rudolf Damme von der Hauptstraße ab und bog in die Neumarkschneise ein, die nach den militärischen Schießständen führte.

Die Zweige der Bäume standen unbewegt im dicken Nebel. Man sah keine zehn Schritt weit.

Der Gedanke an Frau Agnete ließ ihn nicht los.

Gleichgültig war ihm die schöne Frau nie gewesen. Er konnte seine Liebe auch nur schwer verbergen. Zu jeder Art Unredlichkeit fehlte ihm die Anlage. Es war zwar nur eine verhältnismäßig kurze Zeit seit dem Tod seines Freundes Friedrich Langsdorff vergangen, aber einen Vorwurf brauchte er sich nicht zu machen. Geworben, ganz im stillen, hatte er erst nach einem halben Jahre. Das dumme Gerede der Kameraden konnte er freilich nicht aufhalten. Kolportierte Dummheiten sind nun einmal so langlebig wie schwachsinnige Weiber, so sagte er sich. Was es irgend an Bedenken gab, hatte er mit sich selbst auszumachen.

Mit diesen Gedanken war er an der Bildstockeiche angelangt. Er traf dort zufällig den kleinen Hauptmann Rehberg, der am Fuß des gewaltigen Baumes abgesessen hatte und, ohne aufzusehen, seinem schlanken Braunen den gelockerten Bauchgurt anzog. Das Tier dampfte von einem scharfen Ritt. Rehberg entblößte nun seine Stirn und wischte sich den Schweiß aus der Mütze. Dann begrüßte

er wortlos Damme und schwang sich gewandt wieder in den Sattel. Der schweigsame, ernste Rehberg, dessen hohe Stirn an jeder Tafel, an der er saß, auffiel, hatte jahrelang als weiberfeindlich gegolten. Seit vier Wochen nannte er die schönste Frau der Residenz sein eigen. Als Generalstabshauptmann dem Korpskommando zugeteilt, genoß er den Ruf großer Gewissenhaftigkeit. Er lebte sehr sparsam, obwohl er ein ansehnliches Vermögen besaß. Zu keinem Kameraden fühlte Rudolf sich so hingezogen, wie zu diesem wortkargen Manne, der nur in seiner Gegenwart gesprächig werden konnte. Er war der einzige aus Friedrichs Freundeskreis, mit dem Damme zuweilen auch von Frau Agnete sprach, und es war durchaus kein Zufall, daß sie auf dem Wege nach den Schießständen, die Rehberg als sein Reitziel angab, auf die schöne einsame Gattin ihres gemeinsamen Freundes zu sprechen kamen.

„Seit wann kanntest du Langsdorff eigentlich?" fragte Rehberg.

„Wir waren Jugendfreunde, und ich habe Langsdorff auf der Kriegsschule schätzen und lieben gelernt, wie jeder ihn lieben mußte, der ihn näher kannte, und als er heiratete, setzten wir den Verkehr fort, das ist alles."

„Ich erinnere mich," sagte Rehberg, „Langsdorff sprach mal davon. Er mochte dich übrigens — wenn er auch manchmal ein bißchen spöttisch war. Ich glaube sicher, daß er seine Haltung auch dann nicht geändert haben würde, wenn der Klatsch zu ihm gedrungen wäre. Er weidete sich gewissermaßen an deinen bewundernden Augen, ich meine an der Art, wie du Frau Agnete ansehen konntest, weil das manchmal ein wenig komisch war. Ja, es gefiel ihm sogar, so schien es mir. Kurz gesagt, er war ein Edelmann und dachte von keinem anderen geringer als von sich."

Sie ritten ein Stück Wegs schweigsam nebeneinander her, dann hub Rehberg von neuem an.

„Es ist ja auch ganz schön, das Glück seines Besitzes in zwei anderen Augen gespiegelt zu sehen. Wertvolle Menschen von der Art dieser beiden haben keine Zeit, sich die Seele zu schwärzen."

Mit diesen Worten beugte er sich unter einem über-

hängenden Äste, der einen Reifschauer über die Reiter warf, gewandt hindurch und preschte einige Galoppsprünge wohlgemut voraus. Als Damme ihn eingeholt hatte, sagte Rehberg, gleichgültig nach der anderen Seite blickend: „An eine Gefahr, lieber Damme, dachte er wirklich nicht."

Das schien dem anderen aus der Seele gesprochen.

„Das brauchte er auch nicht," entgegnete Hauptmann Damme ernst, „einmal aber habe ich zu ihm gesagt: ‚Friedrich, du verdienst sie nicht.' Seit der Zeit hatte ich den Eindruck, daß er mir das Gegenteil beweisen wollte. Eine sanfte Aufmerksamkeit bei Tisch, ein Wink, der gerade noch aufgefangen werden konnte, ein Größerwerden des Blicks, wenn die Ehegatten im Geiste sich begegneten — das genügte dann, daß wir alle drei, von einem Flügelschlag gemeinsam berührt, verstehend und glücklich lachten."

„Eigentlich ein bißchen kokett," gab Rehberg zurück.

„Doch nicht," entgegnete Rudolf, „ich habe es nie als Koketterie aufgefaßt." Und indem er das Auge seines Freundes suchte, fügte er hinzu: „Weißt du, gleichsam aus Wohltätigkeit geschah es, ungefähr so: weil sie ahnten, wie gerne im Grunde ich ein wenig dabei gewesen wäre, wie gerne ich sie beide in meine Arme geschlossen hätte, verstehst du? Und einmal wäre es fast dazu gekommen. Langsdorff hatte seinen Arm um meine Schulter gelegt und mich, wie er das wohl zuzeiten tat, an sich gepreßt.

„‚Sieh nur, Agnete,' sagte er lächelnd, ‚der gute Kerl!'

„Da lehnte sich Frau Agnete an seine Wange und sah mit einem merkwürdigen Blick mich an. Sie hatte etwas von Bedauern und Mitleid um den herben Mund, das mir gar nicht gefiel. Sie konnte überhaupt mit den Augen mich messen, daß mich häufig ein Gefühl der Bitterkeit beschlich. Ich weiß nicht, wie es kam, ich hatte dann regelmäßig den Eindruck: jetzt vergleicht sie deinen kurzen dicken Oberkörper mit dem ihres schlanken Gatten. Damals geschah aber etwas Besonderes.

„Frau Agnete streckte den freien linken Arm langsam aus und berührte mit der schmalen Hand meine Wange und sah dazu, wie in einem Moment des Einverständnisses, ihren

Gatten an. Sie sagte nichts, aber Friedrich lächelte zur Antwort: ‚Recht so, tu's nur. Ich hab' ihn auch gern.'"

„Das kannst du natürlich nicht vergessen," sagte Rehberg nach einer Weile.

„Natürlich nicht," erwiderte Rudolf gepreßt. „Wenn ich daran denke, werde ich fast verrückt. Torheit — aber es ist so."

Rehberg ahnte, daß es dem Freunde ein Bedürfnis sei, weiter von ihr zu reden. Deshalb fuhr er fort: „Eine merkwürdige Frau. Schon diese Vorliebe für dunkle Gewänder. Wie ich sie zum ersten Male sah, trug sie ein hochgeschlossenes dunkelbraunes Sammetkleid, das ihren Leib bis zur langen Schleppe strömend und doch eng umschloß. Auch die Ärmel des Kleides sahen so merkwürdig aus. Sie erweckten mir den Eindruck, als seien sie um ihre Arme gegossen, und ihre feinen Hände schimmerten elfenbeinweiß in dem mit schwarzen Spitzen verzierten Ärmelmund. Wie ein Kelch sah das aus."

Die Pferde der beiden Reiter bewegten aufmerksam die Ohren, als lauschten sie. Sie nickten mit den Köpfen und schlenkerten den weißen Schaum von ihren Gebissen. Eine tiefe Stille war eingetreten, die nur durch den hohlen Gleichtritt der acht Hufe unterbrochen wurde.

Damme sah Frau Agnete leibhaftig vor sich. Wie häufig war sein Blick von ihrem in der Mitte gescheitelten Haar an der hohen Gestalt herabgeglitten, und er erinnerte sich eines Spieles ihres Gatten, der einst, um ihre Einwilligung für irgend etwas zu erlangen, ihre Knie umspannt gehalten und bittend an ihr hinaufgesehen hatte. Kindlicher Spaß, so schien es, aber es war doch ein Zeichen von Friedrichs ernster Liebe, die ihn auf die Knie zwang, einer Liebe, die in ihrem Ausdruck so oft dem kindlichen Spiele gleicht. Wie eine Lilie entwuchs sie seinen Armen.

Der Vorgang war so schön, daß der Genuß der Erinnerung dem tiefen Phantasieglück gleichkam, als habe er ihn selbst erlebt. Und wie oft hatte er diesen Traum vorausgenommen!

Aber es war eine undurchdringliche Wand zwischen ihnen. Zu Friedrichs Lebzeiten hatte er manchmal ihre

Hand gehalten, im letzten halben Jahr ein paarmal diese schöne Hand geküßt. Das war alles. Niemals, auch nur im Tanze, hatte er den Arm um ihren Leib gelegt.

Nun tauchten die Schießstände vor den beiden Reitern auf.

„Wir könnten zusammen speisen, Damme,“ sagte Rehberg, „ich habe hier eine Stunde zu tun und treffe dich um ein Uhr auf der Sandmühle. Du reitest natürlich so herum.“ Er beschrieb einen Halbkreis nach Westen. „Du bist dann eine halbe Stunde eher da und bestellst das Essen, auch für mich. Ich muß meinen Gaul noch ein bißchen hochnehmen.“

„Dem da würde es auch nichts schaden,“ erwiderte Damme, auf Iwan weisend. Die Pferde standen Nase an Nase und erzählten sich irgend etwas ins Ohr.

„Das ist ja Langsdorffs Iwan,“ sagte Rehberg fragend.

„Das ist er,“ bestätigte Damme, „der hat ihn auf dem Gewissen.“

„Ich vergesse es meiner Tage nicht,“ hub Rehberg, dessen Gedanken ein Sprung machten, nach kurzer Pause an, „wie Langsdorff damals auf dem Totenbette lag, die brennenden Kerzen am Fußende des Lagers, das ganze Zimmer in Efeu und Frau Agnete wie eine Priesterin —“

Eine Weile saßen beide schweigend auf ihren Pferden und schauten in den Nebel hinein, der nun wie ein Silberschleier auf den Büschen lag.

„Abgemacht,“ sagte Damme, die Erinnerung abschüttelnd, „um zwei oder halb drei reiten wir dann wohl wieder ab. Wann sind wir übrigens wieder zu Hause?“

„Das eilt ja nicht,“ meinte Rehberg.

„Doch,“ entgegnete Damme, „ich habe eine Einladung für heute abend, und da muß ich rechtzeitig da sein.“

„Frau Agnete?“ fragte Rehberg vorsichtig.

Damme sah ihm ins Auge, nickte, reichte ihm die freie Linke hinüber und antwortete gepreßt: „Ich kann nicht anders.“

Die Pferde wandten die Köpfe auseinander. Im kurzen Galopp durchquerte Hauptmann Damme einen langen

Krautacker, um das Elmenhorster Knie zu erreichen. Dort befand sich ein gut gepflegter Reitweg.

Die Sonne brach nun völlig durch und deckte einen glitzernden Herbsttag auf, der starken Menschen wie ein rassiger Wein durch die Seele strömt.

Kurz nach zwölf schwang sich Damme auf Forsthaus Sandmühle aus dem Sattel, und nachdem er selbst sein Pferd versorgt, es der Pflege des Stallburschen besonders empfohlen hatte und kaum in der altdeutschen Jagdstube vor dem weißen Tischtuch und einem blitzenden Weinkelch saß, kam schon Rehberg aus dem Walde. Der kleine ebenmäßig gewachsene Hauptmann war ein bekannter Rennreiter. Obwohl sein Pferd in scharfem Galopp ging, sah man den Kopf des Reiters kaum in Bewegung.

Damme zog seine Uhr, als er dem Freunde gegenüber saß, und Rehberg, der das feine gezierte Weinglas gerade am Stiel drehte, wendete seinem Gegenüber das Wappenschild des alten Glases zu und deutete darauf.

„Immerdar zeitig!" hieß die Eingravierung, die Damme lachend ablas.

Dann stießen die Freunde an.

Man war beim Weine ein wenig ins Sitzen gekommen, und beim schwarzen Kaffee, nachdem der Wein auch manche der Freundschaft sonst verschlossene Geheimfächer lind geöffnet hatte, war Damme, dem das Herz brannte, wieder auf Frau Agnete zu sprechen gekommen, und Rehberg fragte nun: „Du glaubst also, daß ein seelischer Akkord zwischen euch möglich wäre? Körperlich seid ihr doch eigentlich grundverschiedene Naturen."

Da geriet Hauptmann Damme in einen leichten Eifer. Er erzählte von anderen äußerlich ungleichen Ehepaaren und erwähnte die glückliche Ehe des langen Pettenborn, dessen auffallend kleine und zarte Gattin im Regiment das Porzellanfigürchen genannt wurde.

Da lächelte Rehberg: „Der Name stammt übrigens von unserem lieben Langsdorff. Pettenborn, der das erfuhr, wußte sich dagegen mit Humor zu wehren. Ich erinnere mich, daß er gelegentlich eines Butterbrotes mit Bier, wie er seine Schlemmerabende nannte, bei dem Langs-

dorffs ausnahmsweise einmal zugegen waren, sich gar nicht übel revanchierte. Er hatte auf der Tafel eine moderne dunkelgrüne Standlampe stehen, ein überschlankes Weib mit griechischer Frisur, das den Schlamm, aus dem der Künstler sie modelliert, noch in Strömen mit sich schleppte. Die stellte er während der Mahlzeit vor Langsdorffs Gattin und sagte: ‚Gnädige Frau, diese Malachitfarbe müßte auch Ihnen ausgezeichnet stehen!'"

Nun lachte auch Hauptmann Damme, ob er wollte oder nicht, und Rehberg fügte hinzu: „Heute noch heißt der Beleuchtungsapparat im Hause Pettenborn: Frau Agnete!"

Noch einmal kamen die Freunde ins Lachen, als sie in den Sattel stiegen. Der Stallbursche hatte, da er die Pferde auf Wunsch der Offiziere abgesattelt und tüchtig abgerieben, beim Aufsatteln die Sättel verwechselt. Hauptmann Damme erklärte, daß ihm das gar nichts ausmache, mußte aber zur großen Heiterkeit Rehbergs von Iwan wieder herunter, da der Sattel Rehbergs ihm viel, viel zu klein war. Und auf den Vorschlag, die Pferde zu wechseln, ging er nicht ein. Frau Agnete hatte ihn gebeten, das Pferd niemals in andere Hände zu geben. Er sagte das jedoch nicht und nahm lieber ein wenig Spott des kleinen Hauptmanns in den Kauf.

Später als Rehberg berechnet hatte, kurz nach drei, brachen sie erst von Forsthaus Sandmühle auf. Sie ritten im Gegenwind. Die Luft war hart und kalt geworden.

Bei einer schnelleren Gangart begannen die Augen der Reiter zu tränen. Als kurz vor fünf Uhr die Dämmerung hereinbrach, wurde Damme besorgt, ob sie noch zur rechten Zeit nach Hause kämen. Da kam ihnen obendrein noch ein Hindernis in die Quere, denn sie holten auf halbem Weg zwei von einer Felddienstübung heimkehrende Infanteriebataillone ein, die, gemächlich ausschreitend, die Straße versperrten. Die Soldaten sangen ihre Lieder und rauchten ihren Knaster, so daß ein dicker Dunstschwaden über den Pickelhauben der schwankenden Rotten dahinzog. An der Queue der Marschkolonne erfuhren sie von zwei die Schießscheiben schleppenden Musketieren, daß der Oberst beim ersten Bataillone sei.

„Da komme ich ungeschoren nicht durch," rief Damme zu Rehberg hinüber, „der Oberst wird mich sicher ansprechen."

„Gut, dann kürzen wir ab," gab Rehberg zurück, „rechts geradeaus, über die Felder. Wir schneiden dann nicht nur ein gutes Stück ab, durch das Heiligentor bist du außerdem eine Stunde eher zu Hause, und überdies haben wir nicht mehr soviel schlechtes Pflaster unter den Hufen."

Mit diesen Worten setzte er, zwei Offizieren der marschierenden Bataillone einen Gruß zuwinkend, rechts über den Graben und steuerte querfeldein. Damme hielt sich, so gut er konnte, dicht auf dem Hufschlag des Voranreitenden. Es wurde schnell dunkel. Aus der Ferne hinter ihnen tönte verschwommen der Gesang der Soldaten, vor ihnen tauchten, weit gerade aus, die weißen Lichter des Bahnhofs auf, und ein rötlicher Schein am Himmel wies die Richtung, wo das Zentrum der Stadt liegen mochte.

Sie waren knapp zehn Minuten im scharfen Ritt über die abgeernteten Felder dahingejagt, als Hauptmann Damme plötzlich den Schatten Rehbergs, der sich undeutlich vor ihm abzeichnete, verschwinden sah. Er hörte ein dumpfes Kollern, einen schweren Fall, dann ein Aufstöhnen. Er schwang sich aus dem Sattel, warf die Zügel in den Ellenbogen des rechten Arms und eilte auf den gestürzten Kameraden zu. Das Pferd war schon wieder auf, stand zitternd auf drei Läufen, während Rehberg am Boden lag.

„Was ist?" fragte Damme.

„Weiß der Himmel, ich komme nicht auf," stöhnte Rehberg, „hier, das rechte Bein."

Mit größter Mühe raffte der Gestürzte sich auf. Es war ihm aber unmöglich, nur einen einzigen Schritt zu tun. Damme mußte ihn wieder auf die Erde niederlassen.

Ein Drahtzaun, der in Kniehöhe ein kleines Gemüsegärtchen einhegte, war dem Pferde zur Falle geworden. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Mit größter Mühe versuchte Rudolf vergeblich, den Freund in den Sattel Iwans zu heben. Das Tier gebärdete sich aber so



Amazone. Gemälde von Karl Ziegler

rappelköpfig wie noch nie. Schließlich band Damme beide Pferde an zwei kleine Apfelbäumchen, die in der Nähe standen und nahm, kurz entschlossen, den Hauptmann wie ein Kind auf die Arme und, als ihm dies zu schwer wurde, auf den Rücken, und trug ihn, während sie beide über die seltsame Situation ihren Humor wiederfanden, nach der Stadt. Obwohl Hauptmann Damme von starken Körperkräften war, mußte er mit zitternden Knien und erlöschendem Atem wiederholt ruhen und war glücklich, als er nach einer halben Stunde, die ihn die dreifache Zeit dünkte, an ein Bahnwärterhäuschen kam, wo er auf dringenden Wunsch Rehbergs den Kameraden absetzte. Zufälligerweise befand sich in der Wärterbude, einer Blockstation, ein Telephon. Durch Vermittlung der Station tauchte nach Verlauf einer weiteren halben Stunde eine von drei Streckenarbeitern gefahrene Draisine auf, deren vierter Platz, mit Decken ausgeschlagen, für den Gestürzten reserviert war. Mit Ungeduld erwartete man das Signal „Strecke frei!“, das von der Station aus gegeben werden mußte.

Vor der Abfahrt hatte Rehberg seine ganze Überlegenheit schon wiedergewonnen.

„Wenn nur dem Pferd nichts passiert ist! Lieber Damme, schicke sofort zum Roßarzt, wenn du nach Hause kommst. Und noch eins: kein Wort an meine Frau, ich besorge das selber, und dann, versprich mir es, lieber Freund, versäume wegen meines verknacksten Fußes deine Einladung nicht. Es ist wirklich nicht der Rede wert.“

Als die Draisine verschwunden war, bemerkte Hauptmann Damme, welche gewaltige Körperanstrengung er überstanden hatte. Ein Schwächegefühl überkam ihn, wie er es einmal nur als junger Leutnant am Abend nach einer übermenschlichen Manöveranstrengung erlebt hatte, und auf seinen Wunsch gab ihm der Bahnwärter eine mit gelbem Branntwein gefüllte Flasche, die er gierig austrank.

Dann tappte er in die Dunkelheit hinein auf der Suche nach den Pferden. Durch ein Kartoffelfeuer, das irgendwo flackerte, obendrein aus der Richtung gebracht, fand er die Unfallstelle erst nach längerer Zeit. Er war schließlich vor Aufregung ins Laufen hineingeraten, so daß er sich

kaum mehr auf den Beinen halten konnte, als er endlich die beiden unruhigen Tiere fand. Er wagte nicht mehr in den Sattel zu steigen und stolperte über die Sturzäcker nach der Stadt, vom Branntwein halb trunken, die Pferde am Zügel führend. Vor dem Heiligentor rief er einen Husaren an und übergab ihm das verletzte, am Knie stark blutende Pferd Rehbergs, befahl einer Ordonnanz, die ihm in den Weg lief, sofort zum Roßarzt zu gehen, und betrat endlich seine Wohnung kurz nach acht.

Wie ein Zentnergewicht fiel er in seinem Arbeitszimmer auf einen Stuhl nieder. An Kopf und Gliedern wie gelähmt, dachte er vorübergehend daran, den Besuch bei Frau Agnete aufzugeben. Ihre Einladungskarte lag auf der dunklen Tischdecke. Er durchlas sie noch einmal, mit starren Augen auf jedem Worte ruhend. Da ermunterte ihn der eigenartige Duft, der von dem Kartenblatt aufstieg. Er sah Frau Agnete leibhaftig vor sich; er mußte zu ihr hin. In diesem Augenblicke öffnete sich unhörbar die Tür, und das gütige Frauenangesicht seiner Mutter wurde sichtbar. Sie ging langsam auf ihren Sohn zu, neigte ihren silbergrauen Scheitel über ihn, strich ihm mit der schmalen Hand über die Augenbrauen und bat: „Komm zum Essen, lieber Junge, ich warte schon lange auf dich."

„Ich habe schon gegessen," erwiderte er.

Es war ihm unmöglich, von Alltäglichem zu reden, oder seiner Mutter Rede zu stehen, die häufig in ihrer milden Weise in ihn drang, weil sie sich Sorgen über ihn machte. Aus diesem Grunde verschwieg er ihr auch den Unfall Rehbergs.

Nur Durst fühlte er.

„Ich komme gleich, einen Schluck muß ich noch trinken, ehe ich fortgehe. Ich bin eingeladen auf heute abend."

Damit erhob er sich und ging in sein Schlafzimmer, sich umzuziehen.

Ehe er das Haus verließ, betrat er, Handschuhe und Mütze in der Hand, noch schnell das Speisezimmer, küßte die alte Frau, die dort allein, mit Tränen in den Augen am Tische saß, auf die Stirn und stürzte kurz hintereinander einige Gläser kühlen Moselweins hinunter.

An der Türschwelle rief er zurück: „Bleibe nicht auf, Mutter! Es kann spät werden."

„Es macht mir nichts, Rudolf," erwiderte sie müde, „ich habe doch keinen Schlaf, wenn du nicht zu Hause bist."

Am Wilhelmsplatz bestieg er einen Wagen und befahl die Wohnung Rehbergs. Dort mußte er im Salon eine Viertelstunde warten. Endlich führte man ihn an das Bett des Freundes. Rehberg schlief. Besorgnis brauchte man sich nicht zu machen, hatte der Arzt erklärt. Der Fuß war gebrochen und bereits eingerichtet. Frau Elsbeth saß an seinem Lager und hielt die Hand des Schlafenden. Man sprach kein Wort und verständigte sich durch Winke.

Hauptmann Damme stand still und sah auf die glattgestrichene Bettdecke. Seltsame Gedanken kamen ihm. Wie wäre es, wenn er vorausgeritten und gestürzt wäre? Er wäre mit seinem schweren Körper nicht leichten Kaufs davongekommen. Säße Frau Agnete dann vielleicht an seinem Lager und hielte seine Hand? Wie ein Verzweifelter begann er zu wünschen: ‚Läge ich doch an seiner Stelle!'

Er versprach, am folgenden Tage wiederzukommen, und neigte sich tief über Frau Elsbeths Hand, denn er konnte die Unruhe, die in ihm wogte, nicht mehr verbergen. Auf der Straße rief er einen Wagen an, der war aber besetzt. Warum hatte er den ersten nicht warten lassen! Er fluchte über seine Kopflosigkeit. Schließlich ging er zu Fuß.

Es war neun Uhr geworden, als er an seinem Ziele stand. Der Garten, in dem die Villa lag, dehnte sich in einem tiefen Frieden, so daß man das Atmen der Bäume zu hören glaubte. Damme stand einen Augenblick vor den Glasscheiben der Haustür still, dann zog er die Glocke, deren tiefer Ton im Treppenhaus verhallte. Wie Hammerschläge auf Erz dröhnte sein Herzschlag. Eine Last lag auf ihm. Er mußte sich wiederholt halten, als er die Treppe emporstieg. Abermals überfiel ihn die Schwäche, die er in der Bahnwärterbude verspürt hatte.

Die Zofe Frau Agnetens half ihm aus dem Mantel. Mit fahrigen Bewegungen schnallte er den Säbel ab und betrat unsicher das Musikzimmer. Er kannte die

Luft, die sie hier atmete. Sie machte ihn trunken, wie das erstemal, als er hier eingetreten.

Es war ein bis zur leichtgewölbten Decke mit schwarzem Holz ausgekleideter ziemlich großer Raum, in dem ein schwarzer geöffneter Flügel stand. Das Merkwürdige an der ganzen Einrichtung kam in der Sparsamkeit der verwendeten Möbelstücke zum Ausdruck. In einer Ecke befand sich ein breites Lager, auf das sie einst den verwundeten Freund niedergelegt hatten. Sonst war kein Gerät der Bequemlichkeit zu sehen, fast leer mutete der tempelartige Raum an. Man wurde ein Einsamer in seiner Stille. Auf dem Flügel erhoben sich zwei siebenarmige jüdische Kupferleuchter, deren Kerzen in steilen, unbewegten Flammen brannten. Fast in der Mitte des Zimmers glänzte ein massiver Kandelaber, der ein Räuchergefäß trug. Am Fußende des Ruhebettes streckten sich in geschliffenen Glasfüßen sechs kurze bronzene Leuchter mit fast meterlangen dicken Wachskerzen. Die mattspiegelnde Holzbekleidung des Raumes, an dessen Wänden zwei seltsam abgebleichte Porträts eigenartig leuchteten, war durch herabhängende Efeuranken in fußbreiten Abständen feierlich und ernst geziert. Auch das Lager an der Wand zeigte den dunklen Efeuschmuck.

Ein Frösteln ging durch Rudolfs Körper. Angeweht durch eine Besonderheit des Geschmackes, die in den Offizierskreisen, wie er sie sonst gewohnt, nicht alltäglich war, kam er sich mit seiner bunten Uniform in der Wohnung seines verstorbenen Freundes, dessen Augen irgendwo im Dunkeln standen, wie ein Fremder vor. In keiner Minute seines Verkehrs mit Frau Agnete war ihm die Ferne, die ihn von dieser Frau schied, so bewußt geworden, aber auch in keinem Augenblick hatte er den Wunsch so kalt und heiß in sich gefühlt, diese Frau sein eigen nennen zu dürfen. Liebkosend strich er über die Elfenbeintasten des Flügels. Eigenartig verzerrt erschien ihm sein Antlitz in dem spiegelnden Holze.

Da trat Frau Agnete ein, bleicher als sonst.

Er ging auf sie zu, und obwohl jede Pose ihm verhaßt war, brach er vor ihr in die Knie, weil er vor ihr

knien mußte, ohne aufzublicken. Und sie duldete es, daß er seine Stirn an ihren Körper preßte, daß er seine Arme um ihren Körper schlang. Er fühlte ihre Hand auf seinem Haupte, und er wagte nicht, den Schauer des Glücks, der von dieser Hand ausging, zu zerbrechen.

„Stehen Sie auf, lieber Freund," sagte sie, als er nun zu ihr aufblickte, nachdem sie eine Weile mit unendlichem Mitgefühl ihm in die fiebernden Augen gesehen hatte. Gesenkten Hauptes erhob er sich und stand nun da, keines Wortes mächtig.

„Ich danke Ihnen, lieber Freund," sagte sie langsam, „daß Sie gekommen sind. Sie wissen es: heute wäre es mir unmöglich gewesen, allein zu sein."

Er verstand sie nicht, aber es durchrieselte ihn glühend von neuem, als sie nun ihre Hand auf seine Schulter legte. Das hatte sie schon einmal getan, als er nach dem Begräbnis Langsdorffs einen Augenblick mit ihr in diesem Zimmer allein war. Mit schmerzvoll abgewendetem Gesicht fuhr sie fort: „Lassen Sie uns diesen Abend so verleben wie früher, als Friedrich noch bei uns war. Denken Sie, ich spräche, wenn ich auch schweige, wir werden uns doch verstehen. Sie wissen: reden, nur um zu reden, das habe ich früher nicht gekonnt, heute kann ich es erst recht nicht. Ihre Nähe konnte ich heute nicht entbehren. Sie haben ja immer zu uns gehört."

Mit diesen Worten ging sie an den Flügel, und Rudolf trat ihr zur Seite. Als sie sich vor die Tasten gesetzt hatte, nahm er ihre rechte Hand, hob sie auf, wie man einen kostbaren Gegenstand in der Hand wägt — und da geschah es, als er sich über sie neigte, bezwungen und mit allen Fasern angezogen, daß ihn abermals die Schwäche überfiel. Wie es kam, konnte er sich später nie erklären. Er hatte plötzlich das Gefühl, als ob die Lichter der zweimal sieben Flammen höher flackerten, in eine Flamme zusammenflossen, steil aufzückten und erloschen. Zu gleicher Zeit war es ihm, als ob der Grund unter seinen Füßen wiche und er ins Bodenlose versänke. Er griff um sich, schwankte nach rückwärts, suchte sich am Flügel zu halten, glitt aber auf dem Parkettboden aus und schlug dann, indem er laut Agne-

tens Name rief, nach vorn taumelnd, mit der Stirn gegen den erzenen Fuß des Kandelabers. Wie lang er ohnmächtig gelegen, das wußte er später auch nicht mehr ...

Als er sich mühsam erhob, geleitete ihn Frau Agnete zu dem Lager, auf dem er nun lang ausgestreckt lag. Wie ein Kind ließ er sich betten. Frau Agnete hatte ihm den engen Uniformkragen geöffnet. Mit kühlen Händen legte sie ihm nasse Tücher auf die blutende Stirn. Halb taub und betäubt, hörte er wie aus der Ferne ihre Stimme: „Mein lieber Freund, mein armer lieber Freund ...“

Wie wohl ihm das tat!

Und als er die Augen aufschlug, sah er die ihren wie zwei Sterne über sich stehen.

„Was ist Ihnen?“ fragte sie. Dabei hatte sie ihn an beiden Schultern gefaßt und schüttelte ihn leise, wie man einen Schlafenden weckt.

Den Blick in dem ihren gefestigt, antwortete er: „Agnete, ich habe dies ganze lange Jahr kaum geschlafen.“

Wie einem Kind, das in der Erinnerung an einen vergangenen Schmerz sich nicht mehr fassen kann, quoll die Pein seines Mißgeschicks und seiner Hilflosigkeit aus seinem Herzen. Eine heiße Quelle sprang in seiner Brust, drängte sich glühend hinter seine fiebrigen Augenlider, und ohne der Tatsache sich zu schämen, da er doch ein Soldat war, fühlte er befreiend die nun entbundene Qual sich lösen.

Frau Agnete legte ihre Finger über seine Augen, strich ihm kühl über die Schläfen und beruhigte ihn: „Sie guter, lieber Mensch! Wie soll ich Ihnen danken, Rudolf, für all Ihre Liebe! So treu wie Sie, mein Freund, war ihm keiner, und ich darf Ihnen sagen, keiner hat ihm so nahe gestanden!“

Zu schwach um zu denken, hörte er auf ihre wohltuende Stimme, aber er verstand sie nicht. Nur eins war ihm deutlich: nun mußte alles noch gut werden! Was er hundertmal geträumt, das war ja nun wahr geworden. In dem glücklichen Rausch, ihre Stimme zu hören, ihre Hände auf seinem Angesicht zu fühlen, löste sich die Spannung seiner Seele, die Kräfte wichen von ihm, und sein Haupt sank tiefer zurück ...

Da war es ihm, als weite sich die Decke des Zimmers, als öffne sich das ganze Haus, als ströme die kühle Nachtluft aus dem All auf ihn herab. Da flog im Traum seine Seele auf.

Frau Agnete horchte auf seine regelmäßigen Atemzüge. Sie hielt die Hand auf seiner Stirn, bis er tief schlief. Dann ging sie an den Flügel und begann leise zu spielen.

Wie ein nordischer Gesang hub es an:

„Ich wandre über die See
Über die weite See.
Die Welle ist erstarrt,
Mein Weg, wie Glas, so hart,
Endlos wie mein Weh —
Blaue Schatten dehnen den Erdenkreis,
Ein einziger Stern strahlt auf das Eis,
So kam ich über die See.

Nach Norden zieht des Sternes Lauf,
Mit ihm ging ich so weit.
Einsame Unendlichkeit,
Nimm nun mich auf!
Fern ist der Himmel so rot —
Ich schaue nicht mehr zurück!
Rückwärts liegt das Glück,
Vor mir der Tod ...“

Als Rudolf nach stundenlangem tiefem Schlafe erwachte, fühlte er im Kopf einen Schmerz und auf der Brust einen dumpfen Druck. Ohne die Erinnerung genau daran zu haben, was mit ihm vorgegangen, kam ihm blitzartig das Bewußtsein, bei Frau Agnete zu Besuch und während ihres Klavierspiels eingeschlafen zu sein.

Mit dem Schreck eines Menschen, der sich nie eine Taktlosigkeit bewußt zuschulden kommen ließ, wollte er auf die Füße springen. Doch sein Wille erstarrte vor einem seltsamen Anblick!

Agnete lag vor dem Ruhebette auf den Knien. Sie hatte das Antlitz, mit den Händen überdeckt, auf seine Brust gelegt und weinte. Rudolf schloß tiefatmend die Augen

wieder, die er weit aufgerissen, und stellte sich schlafend. Er lag sekundenlang in jenem Zustand, der im rasenden Ablauf sich kreuzender Vorstellungen und Ideen dem Menschen es unmöglich macht, einen klaren Gedanken zu fassen. Er gab sich diesem merkwürdigen Vorgange hin, er wußte nicht, wie er all dies deuten sollte, fühlte aber eine Beseeligung, die ihn süß umstrickte.

Was ging in Agnete vor? Warum lag sie auf den Knien vor ihm? Was veranlaßte sie, zu weinen?

Am Fußende seines Lagers brannten die sechs dicken langen Wachskerzen. Ganz allmählich kam Rudolf zur Besinnung, und in seinem vom Traume noch trüben Sinne versuchte er, die Tatsachen sich zurechtzulegen, und er gab ihnen die Deutung, die ihm allein möglich und verständlich schien. Und da ein leidenschaftlich erregter Mann jede Gunst des Augenblicks als Ermunterung auffaßt, so deutete Rudolf dies alles als einen Ausbruch ihrer lange zurückgehaltenen Leidenschaft. Armes Weib, sagte er sich, wie mußte sie, die strenge und herbe Frau, gelitten haben, daß sie nun so fassungslos war. Nachdem sie in den letzten Monaten zur Ruhe gekommen war, hatte sie sich auf ihn besonnen. Sie hatte ihn eingeladen, um die Last von seiner Seele zu nehmen. Diese weihevolle Stunde sollte der Anfang eines neuen Lebens sein.

Aber während sie bangen Herzens ihn erwartete, hatte er die Stunde ihrer Einladung versäumen müssen, war dann gar zu ihren Füßen zusammengebrochen, und die Stunde, die ihr eine neue Liebe bringen sollte, hatte ihr, eine schlimme Vorbedeutung, mit neuem Unheil gedroht. Deshalb lag sie schluchzend ihm zu Füßen.

Ein unnennbares Mitleid überkam ihn, stärker aber als das rührende Mitgefühl in seiner Brust war das Glück der Leidenschaft, das ihn heiß durchdrang! Also doch! Mit der wiederkehrenden Besinnung kamen seine Kräfte wieder.

Leise berührte er ihr Haar, ohne daß sie es bemerkte. Dann legte er die Hand fest auf ihren Scheitel.

Nun zuckte es durch den Körper Frau Agnetens, halb erschrocken fuhr sie auf. Er aber hatte sich, schneller als

sie aufgerichtet, mit beiden Armen ihren Oberkörper umfangen, und nun küßte er sie.

Er sah nicht den Schrecken in ihren Augen, auch nicht ihr bleich verstelltes Gesicht, er spürte nicht die Abwehr in ihren Gliedern, er hörte nicht die Qual aus ihren Bitten und Stöhnen, er nahm sie, wie ein Tauber und Blinder, nur heißer, fester, unwiderstehlicher in seine Arme, überschüttete sie mit Kosenamen und küßte sie wie ein Besinnungsloser immer von neuem.

Plötzlich scholl aber ihre Stimme hell im ganzen Raum wie der Notschrei eines gepeinigten Tieres: „Lassen Sie mich los! Wenn Sie meinen Schmerz achten und mich lieben, so geben Sie mich frei! Ich will es Ihnen ewig danken!"

Sie rangen miteinander. „Lassen Sie mich los —"

Rudolf stand auf den Füßen und sah ihr ins fahle Antlitz. Kein Blutstropfen stand in ihren Lippen! Nur ihre Augen, die tief in Schatten lagen, loderten. Die Hände zusammengepreßt, kam es überstürzend aus ihrem Munde: „Gehen Sie, bitte, bitte! Nein, fragen sie nicht, zürnen Sie mir nicht, ich werde Ihnen später alles erklären, aber gehen Sie jetzt! Haben Sie Mitleid mit mir! Ich muß allein sein! Gehen Sie!"

„Agnete," sagte Rudolf, mit starren Augen sie anrufend. Er suchte nach einem Verständnis ihres Gebahrens und fand es nicht. Er suchte ihre Hand zu fassen, aber sie verweigerte es ihm.

„Agnete," wiederholte er tonlos bittend und suchte hinter ihrer Stirn zu lesen. Sie antwortete aber nicht mehr. Sie hatte das Haupt gebeugt und sah auf den Boden.

Da erwachte der Mann und der Offizier in ihm. Zorn und Scham kämpften in seiner Brust mit quälender Bitterkeit. Mit einem Ruck richtete er sich auf und ging. Mit keinem Blicke hatte sie aufgesehen.

Draußen auf der Straße hatte ein frühzeitiges Schneegestöber eingesetzt. Im abgeschwächten Lärme des Menschengewühls erschien ihm alles undeutlich, taub und traumhaft. Denken konnte er nicht. Ein paarmal kam ihm das Wort Sphinx auf seine Lippen. Er wußte selbst nicht, was er damit sagen wollte. Er schalt Agnete ein rätselhaftes,

launisches Weib, und im selben Augenblicke schämte er sich. Er konnte sie ja nicht schelten, er liebte sie zu sehr. Die Stirn schmerzte ihn. In einem Anfall dumpfen Haders mit sich selbst hielt er sich den Rücken seiner Faust vor die Stirn und ging so ein ganzes Stück, so daß die Menschen sich anstießen und über ihn lachten. Er wußte nicht mehr, was er tat.

Er rannte Damen an, ohne sich zu entschuldigen.

Er begegnete seinem Bataillonskommandeur und vergaß die Ehrenbezeugung.

Er war auf den Fahrdamm geraten und bemerkte es erst, als ihm die Deichsel einer Droschke mitten in den Rücken stieß.

„Wenn ich nur nicht verrückt werde —" sagte er laut.

In seiner Aufregung war er nach einer Wohnung gegangen, die er vor zwei Jahren bewohnt hatte, und kam erst um zwei Uhr nachts heim.

Mit Mantel und Mütze saß er nun in einem Stuhl seines Arbeitszimmers und starrte ins Leere.

Ein einziges Licht brannte spärlich an dem großen Leuchter über ihm.

So fand ihn seine Mutter, die nicht zur Ruhe gegangen war, als sie nach einer halben Stunde in sein Zimmer trat. Sie stand wortlos vor ihm und sah ihm in die verstörten Augen. Sie wußte nicht, was in ihm vorging. Er wich ihrem Blicke aus. Er schien an ihr vorbei oder durch sie hindurch zu sehen. Seine Mutter aber sagte vorwurfsvoll: „Hast du auch an Friedrich gedacht? Hast du es vergessen? Heute ist sein Todestag. Ich war heute nachmittag bei Frau Agnete. Du hättest auch einmal hingehen sollen. Sie hatte das Zimmer mit Efeu geschmückt, genau so, wie damals bei der Totenfeier ..."

Da weiteten sich Rudolfs Augen wie der Blick eines Erkennenden, und sein Mund sprang auf, als müsse er laut schreien ...

Seine Mutter aber umfing ihn mit beiden Armen.

Marienlieder
Von Hermann von Pfaundler

O Maria, wie ist mir weh',
Wenn ich die Kinder knien seh'
Auf deinen steilen Stufen.
O Maria, wie ist mir weh',
Hör' ich die Kinder rufen
Lobgesänge zu deiner Ehr',
Bittgebete um deine Wehr,
Ich kann mich nicht halten, ich knie mich her —
Aber ich kann dich nicht rufen.

Denn dein Bild bleibt vor mir Stein.
Von den selig singenden Kindern allein
Ringt sich ein Flehen zu deinem Verzeihn.

Maria, ich kniete so oft als Kind
Vor dir, wo die Lichter am hellsten sind,
Gläubig, daß ich Erhörung find'!



Meine Mutter fragte nicht: Wirst du mich
ehren?
Sie gab und schenkte sich arm.
Entbehren macht warm!
Und wenn sie das sprach,
Keine Bitternis klang ihrem Lächeln nach.

Alles hat sie gegeben!
Alles hab' ich genommen!

Auch die kleinen Heller für wächserne Kronen,
Die sie dir versprach.

Maria über den Frauen,
Ich bin auch dein Sohn!
Meine Mutter erstrahlte in seligem Schauen,
Gab ich ein wenig Liebe zum Lohn.



Maria wie bist du reich!
Stehn an tausend Wegen Bilder für dich,
Bald prunkend und stolz, bald zierlich und zag,
Und jeden Tag
Knien auf tausend Stufen sich
Kinder und Weiblein und preisen dich.

Maria, wie bist du reich!
Gibst du ein Lächeln deinem Bilde,
Selig werden von seiner Milde
Tausend inbrünstige Herzen zugleich.

Was könnte ich dir sein?!
Deiner Krone löst sich kein Edelstein,
Wenn sich mein Glauben verlor;
Und weiter bestrahlt sie das selige Tor,
Da durfte ich nicht ein.



Ich knie vor deinem Bild,
Alle wilden Gedanken sind weit.
Ich bin innig bereit.
Sei mild!

Schau die alten Weiblein im Kreis,
Ihre verdorrten Finger umklammern
Kerzen und Kränze zu deinem Preis.

Laß mich der Andacht teilhaft sein
Und gib mir ein Gebet,
Das auf versonnenen, weiten,
Hellen, hellen Gebreiten
Meiner Jugend steht.



Maria hielt mir die Gnade bereit,
Doch der Blinde kann sie nicht greifen;
Er fühlt nur durchs Dunkel die lichten Streifen,
Aber die rechten Wege sind weit.

Auf meiner Alpenheimat Schwelle,
Weit in den Bergen, blau und rein,
Da bau' ich eine Marienkapelle
Für die verzagten Mütterlein.

O die werden sich drängen und knien!
Und ich werde zufrieden sein,
Wenn sie die seligen Wege ziehen.
Ach wir Wissende sind Toren
Und die Weisen sind sie allein.



Aber ich fand auch viele, viele
Marienbilder in Groll zerschlagen.
Und andre ragen ohne Ziele. —

Und sie werben von ihren Wänden
Bitten, daß wir Gebete sagen,
Möchten so gern ihre Gnade verschwenden.
Niemand will ihnen klagen.

Alle trag' ich in meine Kapelle,
Und dort werden sie licht und lichter
Und erwärmen sich an der Helle
Gnade nehmender Büßergesichter.

Die Pawlowa — Von Paul Barchan, St. Petersburg

Als die ältliche, bescheidene Hausschneiderin der kaiserlichen Ballettschule in St. Petersburg kam, um Annitschka Pawlowa Maß zu nehmen, war es bereits für alle klar, für die Sechzehnjährige selbst und für all die andern Elevinnen auch, daß es nicht geringerm galt, als den heißersehnten weißen Tunikas. Doch die „Klassendame" schwieg, und die Lehrerin schwieg, und als man Annitschka beglückwünschte, wehrte sie mit verhaltener Seligkeit ab: sie würde es erst glauben, wenn Warwara Iwanowna, die Vorsteherin, erschiene, um es vor versammelter Klasse feierlich zu erklären. Diese weißen Musselin-Ballettröckchen, die höchste Auszeichnung in der kaiserlichen Ballettschule! Mit welchem Künstlereifer, mit welcher jungfrauenhafter Leidenschaftlichkeit arbeiten die von der Natur Begabten auf diese Auszeichnung hin. Wieviel heimliche Tränen, wieviel hochfliegende Träume!

Damals war das Ballett noch nicht in Mode, es war eine unbeliebte, ja von der „Intelligenz" verachtete Kunst. Manchen unter den Zöglingen der Ballettschule kamen Zweifel an der Berechtigung ihres Berufes; solche Nachdenkliche erlebten Zeiten, da sie nicht recht mitmachen mochten. Waren es doch alle armer Leute Kinder, die eigentlich nur der Zufall hierhergebracht und denen ein Brotberuf gesichert werden sollte. Selbst solch eine meisterhafte Tänzerin wie Olga Preobrashenskaja absolvierte ohne jede Auszeichnung die Ballettschule; Michail Fokin war auf der Schule oft nahe daran, das Tanzen aufzugeben, um Maler zu werden. Jetzt freilich ist es anders geworden. Die Triumphe, die zuerst die Pawlowa im Ausland errungen, haben dem Ballett in der Heimat eine große Beliebtheit geschaffen; eine Karte zu einer Petersburger Ballettvorstellung zu erhalten, ist fast eine Unmöglichkeit geworden. So wissen heut bereits die Zöglinge in diesen



Die Pawlowa
des Kaiserlichen Marientheaters
in Petersburg



Die Pawlowa beim Studium

streng bewachten, von der Außenwelt schier klösterlich abgeschlossenen Räumen der Ballettschule, daß eine Welt ihrer harrt, die jungen Herzchen klopfen in banger Freudigkeit dem Glücke entgegen, und es wird mit Feuereifer gearbeitet.

Aber schon damals hatte die kleine überzarte Annitschka Pawlowa den leidenschaftlichen Glauben an ihre Aufgabe, einen geduldigen Willen und geheime starke Intelligenz. Ihre Glieder hatten sich noch nicht zu den edlen Formen gebildet, die sie so unverkennbar machen. Sie war hager, wie aus Streichhölzern zusammengesteckt, ihr langer Hals war sehnig und verlieh dem Kopf etwas Erschrecktes, das dünne, blutleere Gesicht war wach und scharf in einer Art von Askese, die Augen weit und fanatisch, Arme und Beine überdünn und hart. Aber dies alles wurde von einer besonderen Art zusammengehalten. Sie hatte einen eignen Rhythmus sich zu bewegen, in ihren Tanzröckchen zu gehn. Sie zeichnete sich schon damals durch eine besondere Leichtigkeit aus, ja sie war die leichteste, deren man sich entsann. Ihr Sprung war wohl noch leichter und höher als jetzt, nur hatte sie noch nicht die komplizierte Kunst erreicht, den Sprung zu beseelen, das Schweben erleben zu lassen, das Fliegen vorzugaukeln.

Die ehrgeizige Annitschka tanzte lange, bevor sie in der so sehr gefürchteten Examenvorstellung glänzte, in Ballerinenpartien mit dem um eine Klasse ältern Zögling Michail Fokin, der sich schon damals als besonders eleganter Tänzer zeigte. An den Empfangstagen kamen hie und da ihr Vater oder ihre Mutter, in dem kümmerlichen Ernst einfacher, sorgenvoller Leute. Aber die Kleine war nicht mehr Fleisch von ihrem Fleische. Sie war schon erfüllt von jener innern Freudigkeit und Heiterkeit, die diese in Rhythmus, Musik und Körperkultur gebildeten Kinder auszeichnet. Sie machte Pirouettes und Battements und Arabeskes so vor sich hin, aus reiner Freude an der Bewegung, etwa so wie andere Kinder mit den Fingern spielen und einen krummen Rücken machen. In ihr lebte schon eine andere Welt.

Im achtzehnten Lebensjahr, im Frühling 1899, verließ sie die Ballettschule und trat in den Verband des

Kaiserlichen Marientheaters ein. Sie tanzte als Pawlowa II. viele Jahre hindurch, da es eine ältere, ganz unbedeutende (übrigens schöne) Pawlowa I. gab und die Numerierung nach der Anciennität geht. Es war damals für das russische Ballett keine Zeit des äußern Glanzes. Der Kaiser Nikolaus II. besuchte nicht mehr die Examenvorstellungen der Ballettschule, wie es seine Vorfahren getan, und der Herrscher der Russen und seine Gemahlin saßen nicht mehr nach der Vorstellung zusammen mit den Zöglingen beim Abendessen im niedrigen, düstern Speisezimmer der Schule. Europa und das russische große Publikum wußten nichts vom Ballett, niemand im Land war stolz auf diese „Angelegenheit für lüsterne Greise". Das Ballett hatte seine kleine Gemeinde, die die Abonnementsvorstellungen des Marientheaters kaum zu füllen vermochte. Für die Leute, die sich damals für das Ballett interessierten, kannte man keine andere Bezeichnung als Balletoman, da man von einer Manie befallen sein müsse, um für solche Spielerei einen Sinn zu haben. Einige von ihnen schrieben über das Ballett, recht und schlecht, wie wenn man nach einer Vorstellung beim Souper in unbeholfenen Worten erzählte, was heute im Ballett losgewesen sei. Die andern Stammballetomanen ergrauten auf ihren Plätzen, hatten „ihre" Tänzerinnen, jede Tänzerin hatte ihre Partei, die für sie in Wort und Tat einstand, das Ganze war eine Familienangelegenheit. Die Blumen und Geschenke wurden am nächsten Tage in der Zeitung aufgezählt. Die Balletomanen kamen und gingen während der Vorstellung, machten laute Bemerkungen, schimpften, wenn eine Tänzerin kam, die ihnen nicht gefiel oder nicht paßte, sprachen laut einen Kosenamen, wenn ihre Freundin erschien. Um die Qualitäten des Tanzes oder gar des Balletts selbst kümmerte man sich im großen Ganzen wenig. Die Atmosphäre war etwa die: ein Weltüberbleibsel aus den Zeiten der Leibeigenschaft. Den großen Herren tanzten ihre Mädel etwas vor, was lieb, kurzweilig und kitzelig war. Aber der geniale, überproduktive Marius Petipa schuf Ballett auf Ballett, ausgezeichnete und auch schwache Sachen, oft naiv und kindisch in der Fabel, wie die Balletts ver-



Im spanischen Tanz



À deux

gangener Epochen, aber stets von großer Sorgfalt, Schönheit und Vollkommenheit des klassischen Tanzes und mit großem Ernst und Kenntnis die Tradition der französisch-italienischen Schule wahrend. Und mit demselben Ernst arbeiteten die Lehrer Johannsen, Bekeffy, Cecchetti und die Tänzerinnen selbst. Wohl nur die wahrhafte Naivität dieser Künstler und der unpersönliche Charakter dieser Kunst selbst erklären zum Teil, warum unter diesen Verhältnissen die Tanzkunst nicht zugrunde gegangen ist.

Die Gagen waren und sind, weiß Gott, elend: nach Absolvierung der Schule bekommen die Tänzerinnen und Tänzer 50 Rubel monatlich. Tun sie sich etwas hervor, werden sie Koryphäinnen oder Solotänzerinnen, erhalten sie 66 Rubel 33 Kopeken. Selbst solch eine bekannte Tänzerin wie Wera Fokina erhält 66,33 Rubel. Pawlowa erhielt, als sie sich nach dem Ausland wandte, 6000 Rubel. Dabei kosten die Kaiserlichen Theater dem Staate und Zaren fast 13 Millionen jährlich.

Pawlowa II. von damals war noch nicht die Anna Pawlowa von jetzt. Aber es steckte schon vieles von ihrer späteren Größe in ihr, ja in manchem war sie vielleicht damals merkwürdiger. Die Leichtigkeit und Geistigkeit ihrer Struktur hatte etwas, man könnte sagen, Erschreckendes, so unwirklich war ihre hektische Erscheinung, das Herbe und Durchsichtige an ihr und ihrem Sprunge. Aber damals zerbrach man sich wenig den Kopf über sie, begnügte sich zu konstatieren, daß sie eine ausgezeichnete Ballontänzerin sei, d. h. eine Tänzerin nach Art des berühmten Ballon, der sich durch leichte Sprünge berühmt gemacht hatte. Aber das Geistige, das in ihrer Erscheinung lag, steckte auch in ihrem Bewußtsein. Mit großem Künstlerehrgeiz arbeitete sie ununterbrochen an sich und vertiefte ihr Spiel und ihren Tanz.

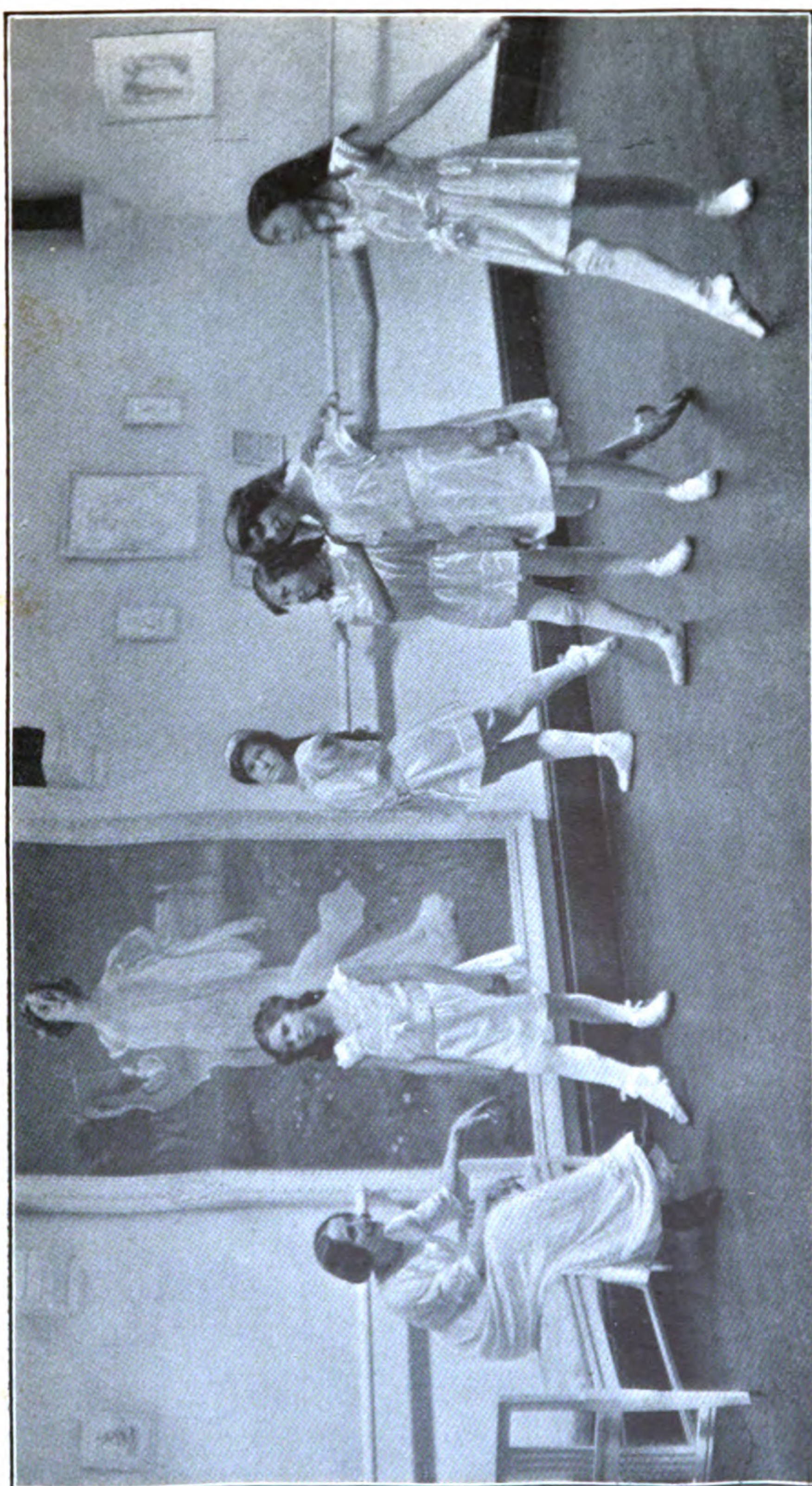
Das Jahr der Revolution brach heran, und auch im Ballett begann es zu brodeln. Der erbitterte und pathetische Kampf um Freiheit und Rechte hatte in so manchen Schichten den dunkeln Drang hervorgerufen, mitzukämpfen. Der sozial-politische Rausch hat auch die Tanzkünstler des Kaiserlichen Marientheaters angesteckt. Eine ungekannte

Macht pochte an ihr Herz, das sonst nur angesichts der Aufgaben ihrer Kunst heftiger schlug. Es bildeten sich gleich zwei Lager: ein konservatives, das sehr gering war und sich passiv verhielt, und ein radikales, das entflammt war und zu handeln beschloß. Dieses wählte zu seinen Wortführern zwei Personen, die geistig unter ihnen am höchsten standen und als Künstler (schon damals) die höchste Achtung genossen: Michail Fokin und Anna Pawlowa. Man verkündete folgende Resolution: während in den Straßen Blut fließe, während die Nation für ihre höchsten Güter kämpfe, sei es sündhaft, sich dem Tanze zu widmen; man müsse ins Volk gehn. Man streikte.

Was die vom Ballett eigentlich erstrebten und was sie angetrieben, wußte man nicht recht auszudrücken. Doch neben dem allgemein politischen Enthusiasmus haben sie einige Reformen innerhalb ihres Instituts, wenigstens für kurze Zeit, durchgesetzt. Mit der Protektions- und Favoritenwirtschaft sollte aufgeräumt werden, eine Kommission, die aus der Mitte der Künstler gebildet war, bestimmte und regelte die Besetzungsfrage, und auch in andern Dingen sollten Willkür und Ungerechtigkeit aufhören.

Als die Revolution verebbt war und man sich ernüchtert fühlte, wandten sich die einmal aufgerüttelten Ballettkünstler mit frischem Eifer und einem unverbrauchten Rest des politischen Enthusiasmus der Literatur und den Künsten zu. Fokin begann das Ballett zu reformieren, Anna Pawlowa bekannte sich als erste zu seinen neuen Ideen. Damals erwachte in ihr der Drang, sich einen größern Wirkungskreis zu erobern, einen stärkeren Widerhall zu finden, die Weihe des Auslands zu erlangen. Dieser Entschluß der Pawlowa mußte als sehr kühn angesehn werden, denn es lagen gar keine Anzeichen dafür vor, daß Europa dem Ballett nicht ebenso verachtend und teilnahmlos gegenüberstehe wie die Heimat.

Sie hatte zuerst mit Verlusten zu kämpfen, aber es trieb sie vorwärts: Berlin, Stockholm, Paris, London. In Berlin huldigte ihr die Sezession, indem sie ihr ein Bankett veranstaltete. Der Erfolg wuchs. Von den angesehensten Künstlerschaften des Auslandes gefeiert, fand sie mit



Die Pawlowa als Lehrerin in ihrem Petersburger Heim



Anna Pawlowa
Aufnahme aus dem Atelier
d'Ora in Wien

fast freudigem Erschrecken ihre Kunst bestätigt. Ihr Selbstbewußtsein war geweckt. Das Gefühl der Verantwortlichkeit, die Repräsentantin einer so edlen Kunst zu sein, verlieh ihr neue Kraft. Als sie dann nach den ersten Triumphen nach Petersburg zurückgekehrt war, begann man hier auf sie mit andern Augen zu sehn, und das Ballett galt im Handumdrehen als eine geachtete Angelegenheit. Die Pawlowa wurde von einem neuen Geist beseelt, ihr Tanz wurde akzentuierter, durchgeistigter, leidenschaftlicher.

Seitdem ist sie ganz, bis auf kurze Gastspiele am Marientheater, dem Auslande verfallen, hauptsächlich London und Amerika. Darin liegen Gefahren. Dieses tägliche Auftreten in den aufreibendsten Tänzen ist eine von Tänzern unerreichte physische Leistung. Ihr starker Wille, ihre nervöse psychische Kraft, aber auch die Abhärtung, in der man in der Ballettschule erzogen worden ist, kommen ihr freilich zustatten. Diese Summe von Arbeit auf so lange Dauer aber hat noch nie eine Tanzkünstlerin geleistet. Und noch nie hat eine Künstlerin eine so große Skala mit solcher Souveränität beherrscht: das Erbe der Maria Taglioni, den zartesten, durchgefeilten und auch empfindsamen klassischen Tanz, den wildesten, leidenschaftlichen Charaktertanz, dann wieder die stilisierten, alle Tradition durchbrechenden Fokinschen Tänze und pantomimischen Studien. Aber das amerikanische und zum Teil auch Londoner Publikum verleiten sie zu Konzessionen. Wie fein durchgearbeitet, wie entzückend in den Details, wie charakteristisch ihr Schmetterlingstanz ist — er steht doch nicht auf jener höchsten künstlerischen Stufe, die einzig die Pawlowa so oft erklommen. Und eine wie bewunderungswürdige technische Leistung ihr Bacchanal ist, so ist er doch eine Bravoursache, an der der wirkliche Liebhaber des Balletts und Verehrer der Pawlowa keine Freude haben kann. Dagegen ist ihr sterbender Schwan von unerreichter Schönheit, Zauberhaftigkeit und Vornehmheit, die allerbeste und kostbarste Pawlowa.

Als Mensch ist die Pawlowa sicherlich die interessanteste Persönlichkeit unter den bekannten Tänzerinnen. Von Natur aus mit einer sehr feinen und raschen Intelligenz

ausgestattet, von echt weiblichem Anpassungsvermögen geleitet, hat sie es verstanden, die äußersten Konsequenzen ihrer Kunst zu ziehen. Sie ist voller Lebensfreude, naivem Enthusiasmus wie die blutjungen Schülerinnen der kaiserlichen Ballettschule. Und sie ist wieder voller Zweifel und Verzweiflung, bereit, die Flinte ins Korn zu werfen, wenn der Überreizten, Übermüdeten, Überanstrengten etwas nicht gelingen will. Sie ist bereit, um ihrer Kunst willen die ganze Welt zu umarmen, ihr Leben zu opfern, das Blaue vom Himmel herabzuholen, ihr Herz in Stücke zu reißen; etwas von einer Heiligen, Bacchantin, Asketin glüht aus ihrem wundervoll modelierten schmalen Dantegesicht. Sie ist vertrauensselig, zutunlich, kritiklos Menschen gegenüber, „fällt leicht herein“, klatscht in die Hände wie ein kleines Kind, wenn einmal auf der Durchreise im Berliner Wintergarten dressierte Katzen sie ergötzen. Mit kindlicher Ungeduld reißt sie ein Paket neuer Photographien auf, als wäre sie nie im Leben photographiert, lebt wie eine Fürstin, verschwendet wie eine Milliardärin und ist berechnend, umsichtig wie eine kleine zahme Bürgersfrau. Sie ist von einer raffinierten, großzügigen Klugheit, von einem schmiegsamen, zähen Willen, und läßt sich doch beeinflussen, überreden, als wäre sie die ahnungsloseste, schwankendste Frau. Und sitzt sie einmal im Marientheater als Zuschauerin während einer Ballettvorstellung, ist sie die stolzeste, unnahbarste Königin der Königinnen, die kleine, zierliche, zerbrechliche Figur von einer unerreichbaren Noblesse, von einer Größe und Fürstlichkeit in wiegendem, selbstbewußtem und bescheiden abwehrendem Gang. Nicht von Geburt — durch Geist, Willen und Talent hat sie alles erreicht.

Sie ist sehr beliebt bei ihren Kollegen und die beste Kameradin. Und ich werde es nie vergessen, wie sie nach Schluß ihres vorjährigen Berliner Gastspiels, bevor sie allein nach Petersburg weiterfuhr, in ihrer Garderobe sich von ihren kleinen englischen Tänzerinnen verabschiedete. Wie diese einzeln in die Kammer ihrer geliebten Meisterin gingen, um ihr Lebewohl zu sagen und wie sie weinend aus der Kammer traten. —



Anna Pawlowa
in russischer Nationaltracht
Farbige Aufnahme von H. Boll, Berlin

Mariage —
Aus einem Sommertagebuch
Von Alexander Castell

Jacqueline war wieder ins Boot geklettert, das Justin der alte Seebär zur Badezeit herumruderte. Jetzt stand sie auf dem Rande der Barke. Wie etwas silbern Rieselndes floß ihr das Wasser über die schmalen Glieder und über das dunkelblaue Schwimmkostüm, das ihren Mädchenkörper zu einer ziervollen und lieblichen Statuette modellierte. Sie hob die Arme über den Kopf, legte die Hände wie zu einem Helm zusammen, ließ sich etwas in die Knie sinken und schnellte dann ins Leere wie eine von einer großen Spannung erlöste Feder.

Gischt und Schaum! Dann tauchten ihre rote, schwarzgetupfte Mütze und ihr von tausend Perlen blinkendes Gesicht über der Flut auf.

Wir andern lagen auf dem Floß. Bébé rollte ins Wasser und schwamm ihr entgegen. Bébé war vierzehn Jahre alt und hatte einen etwas kurzen Atem. So schnaufte er hörbar bei jedem Zug. Das gab seiner ganzen rundlichen Person einen eifrigen, geschäftigen Charakter. Aber er hatte nie so gutmütige treue Augen, wie wenn er Seite an Seite neben uns schwamm. Dann blickten seine Pupillen groß und schwärmerisch mit jenem fast inhaltlosen, staunenden Ernst, wie er oft im Blick anhänglicher großer Rassehunde liegt.

James, der neben mir lang ausgestreckt lag und seinen schlanken Athletenkörper von der warmen Vormittagssonne rösten ließ, drehte den Kopf herum und sagte: „Wenn Bébé ein Motor wäre, wär' er ein schlechtes Fabrikat, er macht zu viel Geräusch."

„Sie sind boshaft."

James hatte wieder seine Augen geschlossen und sich

etwas zur Seite geneigt, als horchte er auf den Takt, mit dem die Flut unten an die Balken schlug.

Jacqueline war jetzt herangekommen. Ich gab ihr die Hand und zog sie herauf. Bébé mußte unten bleiben, denn es hatten nur drei Personen auf dem Floße Platz, das überdies nur ein Ruhepunkt für die guten Schwimmer war, deren Bewegung vom Strande aus mit großem Interesse und, seit Jacqueline mit uns war, auch mit Ferngläsern beobachtet wurde.

„Wo ist meine Frau?" fragte James plötzlich, als wachte er aus einem leichten Schlafe auf.

„Sie pflegt deinen Sohn," sagte Jacqueline. Sie saß mit untergeschlagenen Beinen da und schnitt ein kindlich vergnügtes Gesicht. Dann legte sie die hohlen Hände an den Mund und rief: „Bébé ..."

Bébé ruderte tapfer ins hohe Meer hinaus. Er hatte zuweilen solche Augenblicke, wo er sich auszeichnen wollte, wo er irgend etwas Außerordentliches vollbringen mußte, um uns andern und nicht zuletzt sich selbst zu imponieren.

Justin im Boot nahm das Horn und tutete zweimal. Klagend und gedehnt kam das Echo vom Kasino und den Villen zurück. Auf der Promenade bei den Kabinen bewegten sich rote und weiße Sonnenschirme wie verlockende farbige Pilze hin und her.

Aber Bébé schwamm weiter.

„Meine Frau wird nie vor Mittag mit ihrer Toilette fertig," meinte jetzt James und hatte sich aufgerichtet. Er starrte Jacqueline gedankenvoll an. Diese prustete los: „Du hast sie eben schlecht erzogen ..."

„Das hat ihre Mutter getan," sagte James langsam und fuhr sich mit seinen harten, vom Tennis und Golf schwielig gewordenen Handflächen an den Beinen entlang.

„Das ist alles vom Schicksal so eingerichtet, daß du wenigstens eine einzige Mission hier auf Erden zu erfüllen hast." Jacquelines Gesicht war nach der See hin gewendet, ihre Stimme klang im höchsten Grade mokant.

„Was für eine Mission?" fragte James gedehnt.

„Du bist vom lieben Gott dazu eingesetzt, den ganzen

Tag zu brummen, jawohl!“ Sie nickte dazu energisch als wollte sie sagen: ‚Nun weißt du es.‘

„Auch deine Mutter hat manches an deiner Erziehung versäumt,“ betonte jetzt James mit großem Gleichmut.

„Wenn man dir eine Wahrheit sagt, wirst du sofort gereizt.“

„Ich bin gar nicht gereizt ...“

„Aber beleidigend.“

„Das Schwierigste auf dieser Welt ist zu wissen, was Jacqueline unter einer Wahrheit versteht ...“ äußerte James und lächelte. Dann legte er seine Rechte über die Augen: „Da kommt wenigstens deine Schwester Germaine ...“; es klang, als sagte er: ‚Nun sei zufrieden, mein Kind ...‘ Wir starrten hinüber nach dem Damm, wo Germaine im blauen Kleid zum Kasino niederschritt. Sie winkte mit ihrem Seidenschirm.

Jacqueline rief: „Hallo!“ und sprang ins Wasser. James vollführte einen höchst sportgerechten Hechtsprung. Ich ließ mich von einer größeren Welle gemächlich in die grüne Strömung weiterspülen.

Der Morgen war so blau, die Flut so frisch und kühl, und die weiße Fassade des Kasinos glänzte so brennend weiß im Sonnenlicht.

Ich drehte mich auf den Rücken. Da tauchte vor mir Bébés Kopf auf. So oft mich aber eine Welle in die Höhe hob, sah ich weit drüben das Vorgebirge von Havre wie eine große, braune, von tausend blinkenden Häusern besäte Kuppe aus der hellen spiegelnden Flut ragen.

Da hob Bébé seine linke Hand aus dem Wasser und stieß einen Schrei aus, der bis hinauf in die Felsen hallte.

Es war Spätnachmittag. Teezeit. Ich kam aus dem Wald. Germaine lag in der Hängematte. Sie hielt ein Buch in ihrem Schoß, aber sie hatte offenbar geschlafen. In dem kleinen weißen Hause waren die Stores noch heruntergelassen.

Ich setzte mich in einen der Korbstühle zu Germaine unter die Bäume. Es war warm, fast schwül. Oben, auf

der Straße nach Honfleur hörten wir in regelmäßigen Zwischenräumen Automobile vorbeisausen.

„Wo kommen Sie her?" fragte Germaine und richtete ihren schlanken Oberkörper aus den roten und blauen seidenen Kissen auf.

Ich erzählte. Sie schnitt währenddessen mit einem schmalen weißen Falzbein die Seiten ihres Buches auf. Ich sah nach ihren blassen Händen mit den seltsam langen Fingerspitzen, deren Nägel wie Opale schimmerten. Etwas fast schmerzhaft Sensitives schien mir in diesen Händen zu beben.

„Was lesen Sie?" fragte ich nach einer Weile.

Sie hielt mir das Buch hin: „La maison du péché."

„Das ist ein Buch des Leidens ..." sagte ich ... „lieben Sie es?" Ich hörte wie meine Worte verklangen. Mir schien, als ob sie etwas zu gefühlvoll gewesen wären.

Germaine sah mich ein wenig spöttisch aus den Augenwinkeln an: „Ich verstehe Ihre Sentimentalität gar nicht ... seit dem zwölften Jahr hab' ich überhaupt nie mehr gelitten ... das ist alles Phantasterei ..."

„Woran litten Sie denn damals?"

Germaine drehte den Kopf nach der Zofe um, die eben die Verandatüre geöffnet hatte und mit einem Teeservice über die Treppe kam. „Woran ich damals litt?" Sie sann. „Ich weiß es auch nicht mehr. Ich glaube, ich liebte damals einen Groom im Hotel Ritz. Ich habe den jungen Herrn nie gesprochen, aber er half mir zuweilen ins Jackett, wenn wir dort zum Tee gewesen waren."

„Ja, als Kind empfindet man solche Erlebnisse tiefer, denn als Erwachsener."

„Was den Groom anbetrifft schon."

„Sie machen sich über mich lustig."

„Ist Ihnen das noch nie passiert?"

„Gewiß, ich habe schon immer das Talent gehabt, ein wenig komisch zu sein."

„Sie Ärmster!"

„Bedauern Sie mich nicht, denn es gibt doch im Grunde sehr wenige, die komisch sein können, ohne daß es ihnen etwas schadet."

Germaine reichte mir eine Tasse Tee herüber. „Was Sie für Prätentionen haben ..."

Wir schwiegen jetzt beide. Im Garten nebenan ertönte James' Stimme: „Jacqueline!"

„Er weckt uns immer das ganze Haus auf," sagte Germaine, darauf lauter: „Was willst du?"

„Ich geh' zum Tennis!" Schritte auf dem Kies. Eine Gartentüre klappte zu.

Ich schlürfte meinen Tee und starrte zum Strand hinunter, wo man die rotgestreiften Zelte aufgeschlagen hatte, und wo eine Menge Kinder wie bunte bewegte Punkte im Sand spielten.

Weiter drüben bei den Felsen kreisten Möwen. Ein Schuß knallte.

„Glauben Sie, daß Suzanne mit James glücklich ist?" fragte Germaine nach ein paar Augenblicken.

„Sie hat ein Kind, und Kinder machen eine Ehe immer glücklich."

„Meinen Sie?"

„Jedenfalls für einige Zeit."

„Das wäre nur sehr wenig ..."

„Warum interessieren Sie sich dafür?"

„Ich werde mich verheiraten ..." sagte Germaine mit einem heitern und doch etwas hilflosen Lächeln.

„O!!" Ich starrte in ihre dunklen, großen Augen. Sie hatte auf ihre Brauen etwas Schwarz aufgelegt. Ihre Lippen leuchteten tiefrot. Sonst war ihr Gesicht matt wie Elfenbein.

„Geht Ihnen das so nahe?" Sie sah mich gedankenvoll, mit einem merkwürdig nüchternen, spannungslosen Blick an.

„Ach nein," antwortete ich fast gereizt, „ich war nur überrascht." Ich zündete mir eine Zigarette an und paffte den parfümierten blauen Rauch trotzig in die Luft.

„Wen werden Sie denn heiraten?" hob ich wieder an, als sie kein Wort mehr sprach.

„Einen jungen Herrn, den Sie nicht kennen." Germaine spielte mit ihrem Lesezeichen. „Sein Vater ist im vorigen Jahr gestorben. Er ist sechsundzwanzig Jahre alt

und Besitzer von Fabriken, die sechzigtausend Francs einbringen. Mama findet das eine gute Partie."

„Da hat sie auch recht."

„Er hat zwar sehr blonde Haare und heißt Jacques, aber er ist gut erzogen, und außerdem ist es ja heutzutage selten, daß ein junger Mann in einer solchen Position noch heiraten will."

„Sie meinen, daß er heiraten will, beweise seine gute Erziehung?"

Germaine antwortete nicht. Sie sagte: „Die man heiraten möchte, sind entweder zu leichtsinnig von Charakter, oder sie haben zuwenig Geld ... das sind beides keine Garantien für das Leben."

„Allerdings. Und wann ist die Verlobung?"

„Nächsten Samstag. Jacques kommt übermorgen an. Papa wird auf Ende der Woche aus London zurück erwartet."

„Das geht ja sehr rasch ..."

„Mama ist auch für eine sehr kurze Verlobungsfrist. Sie sagt: Wenn man in diesen Dingen nicht rasch handelt, kommen sie zuletzt doch nicht zustande. Man hat ja nachher genug Zeit darüber nachzudenken."

„Ihre Mutter ist eine praktische Frau," sagte ich leise.

Germaine schaute mich an, und doch war mir, als ob sie an mir vorüber sähe. „Sind Sie traurig?"

„Ich war etwas in Sie verliebt," gestand ich und lächelte trübselig.

„Ärmster," sagte sie wieder, in tröstendem Ton, wie man zu einem kleinen Jungen spricht. „Aber nein," fuhr sie nach einer Überlegung fort, „Sie wären auch kein Mann für mich gewesen."

„Da haben Sie recht!" gab ich gelassen zu.

„Warum habe ich recht?" Germaine war plötzlich fast aufgebracht.

„Sie sagen es ja selbst, daß ich kein Mann für Sie gewesen wäre."

„Nun ja," sie hatte sich etwas müde zurückgelehnt. „Außerdem sind Sie ein Mensch, zu dem ich nie Vertrauen haben könnte. Und zwar sind Sie selbst schuld daran."

„Wieso?“

„Sie lieben es, alles was Sie sagen und tun, ins Ungewisse zu stellen, das fällt auf Sie zurück.“

„Mag sein, jedenfalls hätten wir beide nicht Geld genug, um glücklich zu sein. Das wäre das Schlimmste.“

Germaine antwortete nicht, ich nahm ihre zarte, längliche Hand und küßte sie. Ein wunderlich mildes Parfüm stieg mir ins Gesicht. Ich schloß die Augen. Seltsam stolze weiße Vögel sah ich in der Ferne ziehen. Und das Blut in den Schläfen tat mir weh, während ich sie entschwinden sah.

Da tönten Schritte.

Bébé kam um die Ecke. Ich war aufgestanden. Jacqueline streckte den Kopf aus der Veranda.

„Wo ist Mama?“ fragte Germaine.

„Sie schläft noch.“

Bébé kam heran. Er hatte einen feindseligen, kühlen Blick. Ich verabschiedete mich und ging hinunter nach dem Strande. Es war mir sehr elend zumute.

⌘ ⌘ ⌘

Jacques war schon zwei Tage da. Er wohnte in Trouville, kam aber jeden Vormittag mit seinem Rennwagen gefahren. Wir warteten auf ihn vor Tisch auf der Terrasse vor dem Kasino. Es war Ebbe, und wir konnten jetzt erst am Spätnachmittag baden.

Germaine war begeistert. Eine brennende Ungeduld strahlte aus ihrem Gesicht. James machte Witze ohne mit den Mundwinkeln zu zucken. Suzanne saß neben Germaine. Ihre tiefschwarzen Haare deckten in einer geschweiften Welle ihre Schläfen, ihre dunklen südfranzösischen Augen blickten ruhig und erwartungsvoll. Sie hatte sich diese regungslose Haltung von James angewöhnt. Auf dem Trottoir am Strande schritt das Kindermädchen mit dem Babywagen auf und ab.

Da gab es oben auf der Straße ein Geknatter wie in einem Gefecht.

„Er kommt ...“ jauchzte Jacqueline und lief ihm entgegen.

Staub und Qualm wirbelte auf. Ein Dampf von Benzin und Öl schlug uns ins Gesicht. Dann stand der lange graue gepanzerte Wagen, aus dem nur Jacques' und des Mechanikers Kopf wie aus einer Versenkung hervorragten, still.

Jacques kroch aus dem Sitz heraus und nahm seine Gesichtsmaske ab.

„Wie gut du aussiehst ..." sagte Jacqueline und tupfte mit dem rechten Zeigefinger auf Jacques' von Öl und Staub verschmierten blauen Mechanikeranzug. Dann roch sie an ihrer Fingerspitze. „Ein komisches Parfüm!" sagte sie. Alle lachten.

Jacques hatte seine dicken Lederhandschuhe ausgezogen und gab Germaine die Hand. Ihre Augen glänzten vor Freude. Wir setzten uns. Jacques erzählte. Er hatte diesen Morgen schon dreihundert Kilometer gemacht und war jetzt auf dem Wege nach Cabourg, wo er Mittag essen wollte.

„Diese Schnelligkeit ..." rief Jacqueline. Alle waren begeistert.

Jacques war wirklich ein gutmütiger, hübscher junger Mensch. Er sprach einfach und eher ruhig, obschon das vielleicht gar nicht seine Natur war. Aber auch er hatte schon James seine Haltung abgesehen.

Draußen arbeitete der Mechaniker am Motor herum, füllte das Benzinreservoir, schüttete Wasser in den Kühler.

Jacques schlürfte ein Ei mit Kognak. Er schien jetzt doch etwas ermüdet zu sein. Germaine betrachtete ihn, wie er so zurückgelehnt dasaß, mit einem aufmerksamen großen Blick. Und in diesem Blick war alle Entfernung und alles Fremde, das doch noch zwischen den beiden bestand.

Sie liebte ihn sicher in diesem Augenblick nicht. Sie bewunderte ihn vielleicht, vielleicht seinen Motor, den achtzigpferdigen, der draußen stand. Vielleicht bestaunte sie seine Fähigkeit, wie ein rasendes Untier durch das Land zu fliegen.

Schmerzliche, peinvolle Ungewißheit. Aber was hätte mir auch Gewißheit nützen sollen?

Jacqueline stand neben dem Mechaniker, der die Einfüllöffnungen des Getriebes und der Achsen mit Öl nachfüllte. Sie interessierte sich für alles und ließ sich den Motor erklären und behauptete, ihn anwerfen zu können. Jacques lachte. James sagte wie tröstend: „Sie ist noch ein Kind."

Jacques inspizierte jetzt den Wagen. Der Mechaniker schloß das Motorgehäuse. Band es zuletzt noch mit einem breiten Lederriemen zu.

Dann kroch Jacques in die Höhlung.

Der andere würgte, schnellte die Anwerfkurbel, schrie nach Benzin, hakte die Kurbel wieder ein.

Da krachte die erste Explosion. Ein Hämmern, Donnern, wie mit mächtigen Sprüngen floh der Wagen bergan, Sand und Dampf und eine große graue Wolke hinter sich lassend.

Wir andern folgten langsam nach. Jacqueline stritt sich mit James, der mit Suzanne voraus ging. Sie war gereizt und mißvergnügt. Dann kamen Bébé und Germaine. Ich war der letzte.

„Finden Sie, daß er gut aussieht?" fragte mich Bébé, aber so laut, daß Germaine es hören konnte.

„Ja," sagte ich.

Da äußerte Bébé etwas spöttisch: „Heute will jeder junge Franzose wie ein Amerikaner aussehen, ich finde das komisch."

„Sie sind ungezogen, Bébé," sagte Germaine und drehte sich um.

„Wenn es mir Vergnügen macht, darf ich's sein," behauptete Bébé protzig.

„Natürlich mit vierzehn Jahren ..." antwortete Germaine.

„Ihr alle könnt mir nur mein Alter vorwerfen," stieß er jetzt wütend hervor ... „Was kann ich denn dafür, daß ich noch nicht sechsundzwanzig bin und nicht ein solches Monstreautomobil habe?" Er weinte leise vor sich hin.

„Bébé ..." sagte Germaine mit einem großen, erstaunten Blick. Im Hotel läutete die Glocke zum Déjeuner. Die andern bogen nach dem Villenviertel ab. Als ich mich später noch einmal umschaute, redete Germaine be-

schwichtigend, fast aufgeregt auf Bébé ein. Sie hatte ihm den rechten Arm über die Schultern gelegt. Er schmiegte sich an sie wie ein kleiner unglücklicher Kavalier.

⌘ ⌘ ⌘

Es war Ball im Kasino. Am Vorabend des Verlobungsfestes. Germaine trug ein ganz einfaches blaues Seidenkleid. Sie war blaß und erregt. Sie war schön. Aus ihrem matten Teint strahlten ihre gefärbten Lippen wie Purpur. Sie tanzte eben mit Jacques einen Tango. Wir andern hatten eine Gruppe um die beiden gebildet. Germaine hatte eine seltene wellenförmig elastische Linie in ihrem Körper. Sie war schmiegsam und doch voller Entfernung, hingebungsvoll und doch wie von einer bebenden Furcht beherrscht.

Es tat wir weh, wenn ich sie sah, und doch konnte ich nicht anders als sie anzusehen. O, unheimlich wühlende Eifersucht. Schmerz über Verlorenes, das man nie besessen hat. Die aufreizenden und wieder melancholischen Rhythmen des argentinischen Tanzes quälten mein Ohr.

Ich trat hinaus auf den Balkon. Ich kam zurück in den Saal. Ich war wie auf der Flucht.

Jacques war neben ihr nicht ungelenk. Er hatte die gesunde, etwas breitschultrige Eleganz des Sportsmenschen, die sich alle jungen Herren der Gesellschaft jetzt aneignen. Er war glatt rasiert, lachte gern und etwas kindlich. Er zeigte die Zähne, wenn er lachte.

Wir setzten uns alle zusammen in eine Ecke. Jacques saß neben Germaine. Sie galten jetzt schon als die Verlobten. Ich stieß mit Jacqueline an. Wir tranken alle auf das Wohl und das Glück der beiden. Bébé sah im Smoking rührend und komisch aus. Er durfte neben Germaine sitzen. Sie behütete ihn wie einen kleinen Kranken. Ich glaube, es tat ihr wohl, in ihm etwas scheinbar anderes, das sie von dem erwarteten Ziele ablenkte, zu hegen. Vielleicht war das, wenn sie ihm jetzt mit ihrer leisen Hand über das Haar fuhr, nur ein ganz zärtliches Symbol für ein fremdes Verlangen, das sie noch in sich trug. Aber wer wußte es?

Da sagte Jacqueline leise und drehte ihr Gamingesicht zu mir herüber: „Wenn ich wüßte, daß es mir gelänge,

hätte ich Lust, meiner Schwester ihren zukünftigen Mann zu stehlen ..."

„Wie frivol!" Ich lachte und starrte ins Gewühl. Ich hatte plötzlich Lust, nach dem Spielsaal zu gehen. Aber ich blieb. Das Orchester spielte einen werbenden, bewegten Boston. Ich glaube: „Quand l'amour refleurit ..."

Germaine gewährte mir diesen Tanz. Wir tauchten darin unter wie in einem klingenden, leuchtenden Strom. Wie etwas bezaubernd Leichtes und Beschwingtes hielt ich sie im Arm. Und dabei fühlte ich die ganze Nähe ihres Gesichtes mit einer atemlosen, bangen Erregtheit. Ich versuchte zu reden, aber es gelang mir nicht. Ich fand keine Worte, die diese Qual ausschöpften. Worte, die so brennend waren, wie meine eigene Hilflosigkeit. Das Orchester sang, die Zeit drängte. Da war mir, als ob sie mich plötzlich während des Tanzes anstarrte. Ich senkte den Blick. Ihre weißen Schultern strahlten wie etwas Gleißendes und Blendendes. Mein Auge traf ihren Blick. Ihre Pupillen waren fiebrig und flirrend. Ich neigte mich über sie, als müßte ich sie zu mir aufziehen, hinausheben ... hoch hinaus über dieses Gewühl ... diesen Saal ... und dann war mir plötzlich, als ob ich sie geküßt hätte ... oder war es nicht geschehn? Wie ferne rauschende Wellen, die an ein Boot, an ein Bord schlugen, klang die Musik ... quand l'amour refleurit ...

Als wir zurückkamen, fand es James an der Zeit, aufzubrechen. Es waren alle sehr vergnügt.

⌘ ⌘ ⌘

Ich war nachher den Weg hinauf nach dem Wald gegangen. Als ich zurück kam, war kein Licht mehr im Haus. Nur oben unter dem Dach in den Zimmern der Dienerschaft war es noch hell. Ich wollte mich auf den Gartensockel gegenüber in den Schatten setzen. Da stand jemand auf und trat mir entgegen. Es war Bébé.

„Kommen Sie doch," sagte er wie tröstend und bot mir einen Platz an. Ich war etwas verlegen.

„Sie lieben sie ja auch," fuhr Bébé ernst und mit der Traurigkeit des Knaben fort ... „wir können uns zusammen trösten."

Ich erwiderte nichts. Die Situation war zu seltsam.

Aber Bébé fuhr eifrig fort, und seine Stimme klang rührend, schmerzlich und anklagend: „So wird heutzutage geheiratet. Derjenige, der sie von uns allen am wenigsten liebt, bekommt sie. Und was ist er denn? Ein Mechaniker, ein Chauffeur, aber doch kein Bräutigam."

Ich lachte und umarmte Bébé. „Sie sind ein Kind," sagte ich, „wir beide zusammen könnten ja diese Frau nicht ernähren."

Wir gingen hinunter nach dem Strande und setzten uns auf die Mauer des Dammes. Das Meer war jetzt hoch, und der Schaum spritzte uns manchmal ins Gesicht. Der Himmel war dunkel, und wir starrten nach Havre hinüber und nach dem kreisenden Licht des Leuchtturms, das mit stiller Monotonie in die schwarzen Wolken hineinfloh.

Wir litten beide wie unter einer Grausamkeit des Schicksals, und wir wußten zugleich, daß wir für dieses Problem keine Lösung fänden.

Lebenssprüche

Von

Will Vesper

Über Leid wird nur ein Tor sich beklagen.
Der Wissende wird es mit Freuden tragen.

❦

Ungewiß ist jedes Morgen,
Nur das Heute hast Du ganz.
Mußt Dir von dem Gestern borgen,
Flicht dem Morgen einen Kranz.

❦

Dies hieß Törichtes bedenken,
Daß der Anfang aller Dinge
Anfang auch des Endes sei.
Sollst Dich nicht mit Grillen kränken,
Laufe! Liebe! Sitz' und Singe!
Geht der Tag von selbst vorbei.



Die Korrektur. Gemälde von Friedrich König

Das Münchener Malweibchen

Von Fritz von Ostini

Mit der wissenschaftlichen Genauigkeit, mit der etwa ein Ornithologe die Entenvögel oder die Drosseln ins System einreiht, lassen sich die Familienmerkmale unseres Malweibchens auch nicht annähernd festlegen. Diese Merkmale sind nämlich überraschend verschieden, und man kann höchstens eine Familie Muliercula emancipata Monacensis mit vielen Gattungen und Arten annehmen. Das Malen spielt als Merkmal nur bei der Gattung Muliercula pingens, die wieder in verschiedene Arten und Unterarten einzuteilen ist, eine wesentlichere Rolle. Malweibchen oder, was viel liebloser klingt, Malweiber nennt der Münchener so ziemlich alles, was ihm an weiblichen, meist jüngeren Wesen begegnet, die unter irgendeinem künstlerischen Vorwand im schönen München sich ausleben und in Lebensführung und Exterieur vom gutbürgerlichen Frauentypus abweichen. Der Begriff reicht also etwa von der echten, wildesten Bohême bis zum tätigen und tüchtigen modernen Weibe. Prachtexemplare vom letzteren gibt es, Gott sei Dank, bei uns auch. Prachtexemplare von der anderen Seite, leider, in Fülle!

Die Malweibchen sind, um wieder ornithologisch zu sprechen, teils Standvögel, teils Zugvögel. Diese kommen zum guten Teile aus dem deutschen Norden, manchmal auch aus dem slawischen Osten zu uns; sie bauen im nördlichen München, Schwabing genannt, meist recht primitive Nester, hoch oben unterm Dach, mit Nordlicht. Ihr Gefieder ist bald grotesk auffallend, bald von spatzenhafter Schlichtheit. Zopfschnecken über den Ohren und miederlose Hängerkleider sind häufige, aber nicht allgemeine Kennzeichen. Sie leben im großen und ganzen gesellig, hin und wieder paarweise — besonders die Spezies Muliercula bohemica wird oft mit gleichartigen Männchen in

freier Vereinigung zusammennistend getroffen. In bezug auf Nahrung sind sie nicht anspruchsvoll. In der Zeit von Januar bis März, dem Fasching, entwickeln sie eine besonders rege Lebenstätigkeit, in den Sommermonaten streichen fast alle Arten der Gattung M. pingens von der Stadt aufs Land hinaus. Nur selten schreiten sie zur Gründung eines Dauernestes mit Männchen ihrer Art, sehr oft hingegen ziehen sie nach erfolgter Mauserung wieder in ihre Heimat zurück. Sie tun wenig Schaden, außer an Musikinstrumenten, Schreibpapier und Malutensilien, sind aber selbst durch die Nachstellungen von allerhand männlichem Raubzeug nicht unbeträchtlich gefährdet. Der Nutzen ist nur bei wenigen Arten nennenswert. Selten besteht er in Vertilgung von Ungeziefer. Die Jagd auf die Muliercula emancipata wird das ganze Jahr geübt, recht oft auch von Gerichtsvollziehern und in letzter Zeit von Sittlichkeitskommissaren, wenn deren Gefühl namentlich im Fasching, der Balzzeit, durch mangelhaftes Gefieder und etwas gewagte Tänze gröblich verletzt wird. Ganz besonders leidenschaftliche Jagd auf die Malweibchen machen die 2398 Häuptlinge von Damenmalschulen, die in München und Umgebung ihre Horste eingerichtet haben.

Damit wären wir von der Ornithologie wieder aufs Menschliche gekommen. Nämlich, daß München mit dieser buntscheckigen Vogelwelt so reichlich gesegnet wurde in diesen letzten fünfzehn oder zwanzig Jahren, das hängt zunächst wohl mit der Unzahl hier aufgetaner Gelegenheiten zu künstlerischer Ausbildung zusammen. Der Ruf, daß man hier „die Männer so frank und die Mädchen so frei“ sähe, wie dem Rhein im schönen alten Liede nachgerühmt wird, kam dazu. Heute ist uns Berlin an Frank- und Freiheit ein Gutes überlegen. Aber die Leichtlebigkeit in der Isarstadt hat ein etwas anderes, verlockenderes Gesicht. Sie ist hier ungezwungener und selbstverständlicher, man spürt ihr an, daß sie bodenständig ist. Oder war. Denn schon wird ihr Wesen durch den Zuzug von außen stark beeinflußt, und besonders die Muse von Schwabing spricht durchaus keinen Münchener Dialekt. Es soll das auch weder eine Be-, noch eine Entschuldigung, bloß eine Fest-

stellung sein. Zeiten und Gesichter haben sich eben geändert. Auch vor dreißig Jahren gab's malende Frauen hier, fürchterliche und gute. Aber es waren ihrer zu wenige, als daß sie eine Klasse gebildet hätten. Und ich glaube, die Malweiber von damals waren älter. Man traf sie in der Alten Pinakothek vor Murillos Gassenbuben oder der Madonna della Tenda oder dem Früchtekranz von Rubens, Bildern, die sie schaudervoll, höchst schaudervoll kopierten. Ihr Äußeres war meistens genial-schlampig mit einer Schattierung ins Burschikose. Ein Zukunftsprogramm lag nicht in ihrer Gewandung. Nicht-malende weibliche Bohême gab es überhaupt nicht, keine wenigstens, die sich klassenbewußt als solche bekannte. Heute tritt man in die Münchener Bohême ein, wie in den Tierschutzverein oder den Verein gegen das betrügerische Einschenken der Schenkkellner. Vorkenntnisse und Mitgliederbeiträge werden von dem großen Bunde nicht verlangt. Man wird eben Bohême, und man ist es. Man kann gar nicht so absolut kein Talent haben, daß man nicht in irgendeine Damenmalschule aufgenommen würde. Und selbst wenn dieser undenkbare Fall einträte — man kann doch immer einen Farbenkasten kaufen und so tun, als ob. Jetzt im Zeitalter des Expressionismus schon gar! Man kann nicht gehindert werden, sich auf der Visitenkarte als Malerin zu bezeichnen, wie auch keine dafür gestraft wird, wenn sie sich zur Schriftstellerin ernennt. Nicht einmal ein Fläschchen Reichstinte und einen Bogen Papier braucht sie zudem. Auch Tonkünstlerin darf sich jede heißen — und wenn sie nichts kann, als ein Zehnerl in den Grammophonautomaten werfen. Oder Tänzerin — man braucht heute nur die Strümphe auszuziehen und unter irgendeiner exotischen Devise ein bißchen zu hopfen: gleich, man hat nicht nur das Recht auf den Titel einer Tanzkünstlerin, sondern auch ein Publikum, wenn das Gesicht und die Wa—hl des Programms nur ein bissel hübsch sind. Oder man ist Kunstgewerblerin, wenn man ein schwarzes Quadrat auf ein weißes Blatt zeichnen kann, man ist mit demselben Recht Studentin, wie man Student sein kann, ohne zu studieren; man ist Schauspielerin, Kabarettkünstlerin, oder man hat wenigstens die Absicht,

irgendwas derartiges zu werden, nachdem man sich ausgelebt hat — und man ist Mitglied der großen Gilde. Am Rockschoße einer der von früher her akkreditierten neun, oder einer der vier bis fünf neu hinzugeschaffenen Musen kommt man immer ins gelobte Land der Münchener Bohême.

Viel wichtiger als die innere Legitimation ist die äußere. Die erwähnte Schneckerlfrisur und die Reformkutte sind nicht mehr unumgänglich nötig, wie vor zehn Jahren, wohl aber immer noch sehr beliebt. Im Winter der weiß gewesene oder bunte Sportsweater und die gestrickte Mütze. Wintersport, wenn auch nur platonisch betrieben, das heißt innerhalb des Weichbildes von München durchs Kostüm markiert, gehört nämlich auch zu den Gepflogenheiten des Malweibchens. Wundervolle Gelegenheit zum Sichausleben! Zum Exterieur gehört ferner: kein Damenhut! Ein weicher Herrenfilz mit heruntergeschlappter oder unternehmend nach oben gebogener Krempe, irgendein verknittertes mißfarbenes Ding, das ebensogut ein zusammengefalteter Staublappen wie eine Kopfbedeckung sein könnte, eine Pelzkappe oder sonst etwas, was einem Hute möglichst unähnlich sieht. Auch einigermaßen zierliches Schuhwerk wird verabscheut, derbledernes, eventuell mit schiefen Absätzen vorgezogen. Das zählt sogar zu den Artmerkmalen, die fast allgemein festgestellt werden können. Man will keine trippelnde niedliche Zierpuppe sein. Man will ordentlich dröhnende Männerschritte auf das Pflaster setzen und auch damit beweisen, daß man aus den Fesseln aller Hörigkeit und Haremsmäßigkeit befreit ist. Man beweist seine Unabhängigkeit vom Manne damit, daß man ihm nachahmt!

Das heißt: mit der Unabhängigkeit vom Manne hat es auch sonst so seine Sachen. Um den Mann dreht sich zumeist doch wieder das ganze Denken und Fühlen der Muliercula emancipata, wie das einer rückständigen höheren Tochter um den Leutnant. Nur ist das betreffende Maskulinum etwa ein Literat, oder ein Maler, irgendeine Größe aus der Bohême, aus dem Übermenschen-Kaffeehaus, ein Verzapfer genialischer und weltumstürzender Wahrheiten.

Das Malweibchen will vom Manne loskommen — aber am liebsten durch den Mann selber. Im Anbeten der Genialität ist es groß. Wer eine vergnügte Stunde haben will, besuche eine unserer „modernen Kunsthandlungen", wenn eine der großen neuen Kunstoffenbarungen ausgestellt ist. Vor Cézanne und Van Gogh fand man die Malweibchen seinerzeit direkt sich windend vor Wonne. Stöhnend vor Begeisterung. Verzückt rekelten sie sich auf den Diwans mit dem Ausdruck der Santa Teresa von Bernini, wie unter den wollüstigen Schaudern geheimer Offenbarung. Quatsch natürlich! Die Vorzüge der Cézanne und Van Gogh liegen auf einem Gebiet, das so recht nur dem Schaffenden und dem Snob gar nicht zugänglich ist, und die Malweibchen haben von diesen Vorzügen wohl selten was erfaßt. Aber das Bewundern alles Neuen gehört zum Typ, mehr noch als Herrenhut und Zweikiloschuhe. Vielleicht haben wir hier sogar ein durchgehendes Familienmerkmal: unsere Muliercula ist immer für die letzten Neuheiten der Kultur! Für alle künstlerischen, literarischen und ethischen Neuheiten. Ein Malweibchen ist nie reaktionär — das ist aber auch ein wirklicher Vorzug; wenn es auch oft genug zur Komik führt — hier ist doch im allgemeinen ein Nutzen festzustellen! Früher war der Frauengeschmack viel mehr als heute vom Beharrungsvermögen bestimmt und darum oft genug ein Hemmschuh für alles, was werden wollte auf jenen Gebieten. Heute gibt es auch weibliche Hefezellen — Entschuldigung für den hinkenden Vergleich! — die dazu beitragen, daß der Most sich zum Weine durchgärt.

Im Bewundern großer Männer also sieht das Malweibchen eine seiner ersten Pflichten. Natürlich sind heute Cézanne und Van Gogh alte, abgetane Akademiker. Der Futur- und Kubismus schafft jetzt die Werte, vor denen sie in Wonne zucken. Noch mehr als je vorher, denn eine Kunst, die so absolut auf Redensarten und konfusen, tiefgeistig tuenden Theorien aufgebaut ist, das ist so recht das Lebenselement für diese lieben Seelchen. Wie prachtvoll handhabt sich z. B. das Wort „Metaphysik der Form". Früher mußte man im Schweiße seines Angesichts zeichnen lernen, sogar in den Damenmalschulen. Diese

lästige Zumutung wird jetzt hinfällig. Die metaphysische Form ist viel bequemer als die physische. Wenn heute ein Kubist von Rang und hinreichender Unverschämtheit eine Malschule aufmacht, hat er weiblichen Zulauf in Fülle. Das Malweibchen glaubt nicht nur an alle neuen großen Männer im allgemeinen, sondern natürlich an den jeweiligen Leiter und Meister im besonderen — er ist überhaupt ein Teil von ihr oder sie ein Teil von ihm: das richtige (malende) Malweibchen gehört zu einer Malschule. Einzelgängerinnen passen nicht recht zum Typ. Aber die Richtige, die sich einmal einen Meister ausgesucht hat, schwört zu ihm durch dick und dünn. Sie betet ihn an, als Künstler und als Männchen. Rührend und wahllos. Die Malweibchen folgen ihm zu den sommerlichen Kunstweideplätzen auf dem Lande wie ein Rudel Edeltiere dem Platzhirsch im Oktober. Eifersüchtig untereinander, einig in seiner Vergötterung. Sie wohnen in den elendesten Hütten, begnügen sich mit der jämmerlichsten Verpflegung oberbayrischer Dorfkneipen — wie denn überhaupt das Malweibchen im Entsagen, in der Opferwilligkeit für seine besondere Sendung wahrhaft erhaben ist.

Und nun die Schule selbst! Erstes Streben und Wünschen ist unfehlbar, dem Meister so ähnlich als möglich zu werden. Und das ist etwas Seltsames: es gelingt immer. Es gelingt den Talentlosen, deren Malversuche als fluchwürdiger Frevel am Heiligtum der Kunst mit längeren Freiheitsstrafen und dem Verlust des Rechts, Ölfarben zu mißbrauchen, bestraft werden müßten. Man wird jenen Malversuchen, auch wenn man nicht herausbekommt, was sie vorstellen, stets von weitem ihre Schulprovenienz ankennen. Und es gelingt den Begabteren selbstverständlich erst recht! Zwei Dinge werden sie dem Meister immer getreulich ablauschen: seine Palette und seine zeichnerischen Fehler oder Schrullen. So getreulich, daß er seine eigenen schlechten Arbeiten nicht von den guten seiner Schülerinnen wegkennt. Diese ungeheuerliche Anschmiegsamkeit ist ein bekanntes, schwer zu erklärendes und merkwürdiges Phänomen. Es würde sich für einen Kunstschwindler rentieren, die ganze Jahresproduktion einer Damenmalschule aufzu-

kaufen, wenn der Meister ein aufgehender Stern ist. Man kann die Sachen für ein Butterbrot haben und später, wenn der Mann einmal Rekordpreise erzielt, als seine Originalwerke an den Snob bringen. Er selbst wird die besseren Stücke unbedenklich hinterher signieren und sich wundern, daß er früher vergessen konnte, sein Signum daraufzusetzen. So echt sind sie. So echt wie viele Courbets und Corots im Kunsthandel.

Sie malen mit den Farben des Meisters, sehen mit seinen Augen, verzeichnen mit seiner Hand, spucken wie er, räuspern wie er, reden so klug wie er und beten die gleichen unfehlbaren Franzosen an wie er. Kein Schüler wird alles das so zustande bringen, wie eine Schülerin. Da wäre ein Maler, dessen Arbeiten einen Schmelz, einen Reichtum, eine Zartheit der Farbe haben, um die ihn alle ernsthaften Münchener Kollegen beneiden. Seine Vorzugsschülerinnen malen dann mit fast ebensoviel Schmelz, Zartheit und farbiger Fülle. Er verfolgt etwa die Theorie, daß die Zeichnung im Grunde die Feindin der Malerei ist, weil sie ja immer verhindert, daß einer die farbige Erscheinung auf Anhieb unmittelbar festhält. Darum läßt er bei seiner Studienarbeit die Zeichnung gelegentlich links liegen, und es kommt ihm nicht darauf an, daß auf einen seiner Studienköpfe einmal ein Auge um einen Zoll tiefer sitzt, als das andere. In allen Studienköpfen seiner Maldamen sitzt dann von vornherein ein Auge zu tief oder zu hoch. Das wird geradezu zur Schulmarke. Ein anderer malt mit Vorliebe badende Jungen mit einem wundervollen Zusammenklang delikater, rosiger Fleischtöne und silbriger, lichtblauer Reflexe. Ich glaube, von seinen Schülerinnen hat nie eine etwas anderes gemalt als magere Buben in seichtem Wasser. Mit einem wundervollen Zusammenklang delikater rosiger Fleischtöne und silberiger lichtblauer Reflexe. Und kaum eine wird je etwas anderes zusammenbringen. So wenig als eine von den anderen anderes als Studienköpfe ohne verzeichnete Augen malen wird. Wenn sie die Augen nicht mehr verzeichnen darf, dann versagt ihr womöglich auch die Palette.

Darin liegt die bittere Tragik und doch auch wieder

die Komik des Malweibchens. Es ist nur eine Einheit mit dem Meister zusammen, wird nur in einer sehr winzigen Anzahl von Fällen selbständig ohne ihn. „Je meurs, ou je m'attache“ heißt auch ihr Wappenspruch. Ist die Zeit des Gängelbandes vorbei, so verschwindet sie von der Bildfläche. Eine Zeitlang malt sie noch dem Meister ähnlich — dann immer unähnlicher. Erst hat sie ihn kopiert, dann karikiert sie ihn noch, dann taumelt sie im Irrgarten der Malerei herum, hilflos ohne seinen Ariadneknäul — und mit einemmal ist sie verschwunden. Wie unendlich viele strömen hin zur Quelle, zu den vielen Quellen der Kunst, hier an der Isar; wie viele machen sich vielversprechend bemerkbar — und nur wenige kommen irgendwo an! Gegen die Behauptung, die Geschlechter seien gleichwertig oder doch gleichartig, spricht kaum ein Beweis so deutlich, als diese allbekannte Erscheinung der Naturgeschichte des Malweibchens. Wobei allerdings ein Faktor in Rechnung gezogen werden muß: der Brotneid vieler männlicher Kollegen! Es wird auch den Tüchtigen recht schwer gemacht, auf einen grünen Zweig zu klettern. Mit weit offenen Armen nimmt man die kunstbeflissenen Mägdelein in die Malschulen auf — in die Kaste selber aber will man sie nicht hereinlassen, denn schließlich: einmal könnte doch eine was verkaufen!

Aber seltsam: jene betrüblichen Wahrnehmungen entmutigen die neuen Scharen nicht, die sich entschlossen haben, sich im Malweibchenberufe auszuleben. Im nächsten Semester gibt's noch ein halb Dutzend Damenmalschulen mehr, und alle sind besetzt. Es gibt Studienplätze, wo der Einfall der Malweibchen an die Verheerungen der Wanderheuschrecken erinnert. Ich habe einmal am Ufer eines schönen Voralpensees mit Staunen gesehen, daß sie die Landschaft direkt beschädigt hatten. (Siehe oben unter „Nutzen und Schaden“.) Nicht nur das mit umfangreichen Sohlen zertrampelte Gras der Wiesen. Hauptsächlich die Bäume. In gewissen Lagen war kein schattenspendender Baum, dessen Stamm nicht mit dicken Lagen Palettenscheps beschmiert gewesen wäre. Da die dort hausende Schule stracks aufs Koloristische ging, prangten die schönen Birken



Dame mit Muff
Gemälde von Alfons Karpinski



unt
Un
ma
stri
spe
un
S
P
gi
w
m
so
v
N
n
i
e
d
l
l

und Erlen am Ufer in den Farben der Arra-Papageien. Und beim Mittagessen dann, oben im Wirtshaus lernte man die Damen selber kennen; sie hatten den ölfarbebestrichenen Malkittel auch bei den Mahlzeiten an. Schattenspender von ungeheuerlichen Formen und Zuständen auf ungepflegten Lockenhäuptern, die nackten Füße in schäbigen Sandalen. Nie habe ich Unholderes gesehen, als diese Priesterinnen der Schönheit, die in Schmutz und Fetzen gingen, um originell zu sein. Ich hörte dann, was sie für wenige Nickel zum Essen bestellten, sah, was sie aßen, und mußte mich am Ende doch fragen: Ist nicht vielleicht hier, wie so oft in der Bohême, die unverschämte Orginalität nur eine verschämte Maske für die Armut? Entbehren diese seltsamen Mägdelein für ihre Kunst, so miserabel sie auch sein möge, nicht mit rührender Tapferkeit alles, was sonst einem Weibe in diesem Alter begehrenswert scheint, anständige Kost und erträgliches Quartier dazu? Vielleicht nicht einmal für die Kunst, vielleicht nur für die Ungebundenheit des Künstlers, die sie ein paar Jahre genießen möchten! Im Grunde bewegt sie derselbe Drang, der den studierenden Jüngling etliche Semester kräftig über die Schnur hauen läßt, ehe er hinüberzieht ins Philisterland, und die kurze Wonne ihrer Malereilehrzeit ist ihnen zu gönnen, wie jenen. Bezeichnend genug ist es, daß gerade jene Gegenden Deutschlands, wo die Gesellschaft im Banne der strengsten Formen steht und gerade um das Weib das Vorurteil seine Stacheldrähte gezogen hat, besonders viele Aspirantinnen an die Münchener Bohême abgibt: der Nordwesten, die Hansastädte. Manch eine, die ihr Zigeunertum mit besonderem Schwung dokumentiert, stammt aus einem stillen Pastoren- oder Professorenhaus. Aus jenen Kreisen war auch jenes originelle Mitglied der Gilde hervorgegangen, das auf die Frage nach ihren Familienverhältnissen die vielbelachte Antwort gab: „Meine Mutter ist tot, und mein Vater ist mir unsympathisch!"

Manch eine schwimmt hinunter. Das Sichüberbieten in Ungebundenheit und schrankenlosem Sichgehenlassen ist ein gefährliches Spiel, und es gibt dann schließlich kein Halten mehr, zumal wenn irgendein Streich die Betreffende

sozusagen zum Verlust ihrer Kaste gebracht hat. Die Mehrzahl „schwimmt" nicht hinunter und nicht hinauf. Und büßt doch einmal die Sünden einer wilden Zeit in Sehnsucht und Langeweile. Nur einer kleinen Zahl wird es zum Heil — es reißt sie nach oben. Von unseren arrivierten Malerinnen, die große Damen sind, ist nicht die Rede — sie haben meist zur Bohême keine Beziehungen gehabt und sind nie Malweibchen in unserem Sinne gewesen. Aber es gibt eine Reihe von tüchtigen Mädeln und Frauen, die ihr Talent mit bewundernswerter Energie und recht oft unter heroisch getragenen Entbehrungen zu einer fruchtbaren Pflanze entwickelt haben. Auf die hohe Kunst haben die meist verzichtet; aber im Kunstgewerbe, das heute so unendlich viele Formen und Abstufungen aufweist, haben sie sich Existenzen erobert, zum Teil ganz behagliche. Werke der Nadel, Dekorationsentwürfe, Plakatkunst, Buchschmuck, selbst Metallarbeiten machten ihre Namen bekannt. Köstliche Puppen, so schön, daß die großen Leute mit ihnen noch lieber spielen als die Kleinen, Keramik, die sich neben den besten Schöpfungen männlicher Kollegen sehen lassen kann, produzieren sie. Wenn jemand nach auserlesenen Buchbinderarbeiten fragt, darf man ihn hier an eine weibliche Adresse verweisen — ich möchte recht gerne da allerhand Namen nennen, stünde nicht die fatale Überschrift über diesem naturgeschichtlichen Kapitel. Jene sind zu gut für diesen Titel. Und sind sie wirklich einmal richtige Malweibchen gewesen, so hat das eben nur einen Puppenzustand bedeutet. Zuletzt kroch der hübsche Falter aus.

Auch unter den nicht malenden Exemplaren der Gattung kommt manche zum Ziel. Einige sind Dichterinnen von Rang und Ansehen. Das Brettl und die Tanzbühne haben auch ein paar lanciert. Von der Musik nicht zu reden. Auch zur Studentin führen verwandtschaftliche Linien hinüber, obwohl diese in erfreulicher Weise vom Bohêmetypus sich fortentwickelt. Ihr Typus ist zahmer und weiblicher geworden. Aus den medizinischen Hörsälen sieht man jetzt wohlgekleidete und geschmackvolle junge Damen kommen, die sich mit keinerlei Mannweibgehaben

brüsten und auch mit keiner prahlerischen Freiheit der Sitten. Sie haben Besseres zu tun: sie arbeiten. Die studierende Frau ist eine selbstverständliche Erscheinung geworden — Selbstverständlichkeit aber ist ein Boden, auf dem die Muliercula emancipata nicht gedeiht. Ein Hochschullehrer hat mir allerdings versichert, daß die Qualität der Studentinnen zwar im Durchschnitt besser und vernünftiger, der Prozentsatz der genialen Begabungen aber heute geringer sei als früher. Unter den früheren Studentinnen mit ausgefallen nihilistischer Besonderheit gab es mehr außerordentliche Köpfe.

Vielleicht wird der Typus des Malweibchens auch einmal die große Mauserung durchmachen, die das Einzelexemplar so häufig an sich erlebt. Dann wird's freilich kein Malweibchen mehr geben, sondern malende Frauen und schriftstellernde Frauen, Frauen, die sich auf irgendeinem künstlerischen Gebiet betätigen. Allerdings muß bis dahin noch einiges Wasser die Isar hinunterfließen; denn vorderhand steht das Völkchen noch in vollem Flor. Noch tut ein jeder, der selbst mit der verflixten Malerei nicht vom Fleck kommt, hier eine Malschule auf. Noch lockt der Münchener Künstlerfasching mit seinen Bauernbällen und ihrer Überderbheit und Überechtheit, mit seinen Bacchusfesten und Gauklertagen und anderen Gelegenheiten, bis an, bis über, bis weit über die Grenzen zu gehen, das unmöglich Wenige anzuziehen — selbstverständlich um der idealen künstlerischen Wirkung willen, im reinen Musendienst! Noch lockt sogar die Romantik des Hungers, das Leben von Freiheit, etlichen Würsteln, dünnem Tee und Zigaretten; das Handinhandwandeln mit Mal- und Schreibmännlein vom gleichem Schlag, die alltäglich mit neuen Gedanken die Welt umkrempeln im Café Größenwahn und keine Mühe scheuen, die Seelen ihrer Genossinnen mit der Schneckerlfrisur zu befreien. Aber alle diese schönen Dinge werden einmal banal werden für die Muliercula; für die anderen sind sie längst banal geworden. Der Typus des Malweibchens wird sich überleben, wie sich der des Kunstjüngers mit den Raffaelslocken und dem Samtjackett überlebt hat.

Der Forscher

Von

Hugo Salus

Ein Wirbel- und Gewittersturm entrafft
Den Menschensohn zum Sonnensitz der Kraft,
Und, ganz erfüllt, sieht er in ihrer Stärke
Die Urgestalter an dem Weltenwerke.

Er sieht sie glühn im Elementendunst
Und sprühn im Feuer ihrer Schöpferbrunst,
Nur dies ihr Ziel: in ihrer Kraft Bezirken
Zu schaffen, zu gestalten und zu wirken.

Ein ungeheurer Drang erfüllt das All
Und alles Sein ist nur sein Widerhall,
Und alles Werden, Wachsen und Vergehen
Ist nur ein einzig ewiges Geschehen. —

Doch da, zurückentrückt dem Weltenraum,
Fühlt sich der Mensch — und er erwacht
vom Traum —
Inmitten seiner Brüder und auf Erden
Und hört ihr Lied vom Leben, Tod und
Werden.

Fühlt, wie den Menschlein rings die Sonne
lacht,
Die Blitze drohn, der Donner grollt und
kracht,
Und aller Urgewalten wirkend Wogen
Nur auf ihr winzig Menschentum bezogen.

Da lächelt er. Er fühlt in seiner Brust
Sein Einssein mit der Weltenschöpferlust
Und den Beruf: in seiner Brust tief innen
Dem Weltgeheimnis schaffend nachzusinnen.

Die Verwandlungen — der Maria

Novelle von Karl Hans Strobl

Das Kloster lag in Schönheit und Wildnis verborgen. Der Pfad vom Dorfe her war schmal wie der Weg der Gerechtigkeit und ging durch ein Gestrüpp, so dicht verwirrt und von Blüten so durchwirkt wie die Sünde. Kakteen, Agaven, Palmen und Oliven waren an manchen Stellen so ineinander verflochten, daß Gott selber, der sie erschaffen, sie kaum hätte unterscheiden können. Wo eine Lücke in der Wirrnis war, sah man das Asowsche Meer wie einen blauen Stein. Wenn man lange genug gegangen war, sah man etwas Weißes schimmern. Das war ein Stück einer Marmorwand oder eine Säule oder eine Treppenwange. Denn was man so Kloster nannte, war nur ein Haufen von Trümmern, der sich längst dem Ansturm der wilden Pflanzenpracht ergeben hatte.

Es mußte einmal ein wunderbarer und ausgedehnter Bau gewesen sein, von den Venezianern, den Goten, den Byzantinern angelegt — wer war gelehrt genug, das zu wissen? Die Trümmer waren fast über die ganze Landzunge der Insel zerstreut. Es gab niemanden, der dieses unzugängliche und durch allerlei Dorngestrüpp wehrhafte Ruinenfeld genau kannte.

Soviel war sicher, daß sich nur über einem ganz geringen Bruchteil der alten Klosterherrlichkeit noch ein Dach befand. Das war das Dach, unter dem Gennadios und Gregor hausten.

Gregor und Gennadios waren Mönche der orthodoxen Kirche. Vor Jahren hatte man sie aus ihrem Mutterkloster hierher gebracht, zum Ersatz für den alten Theodoret, der hier als eine Art Heiliger gestorben war. Seitdem hatte sich niemand mehr um sie gekümmert. Man schien sie vergessen

zu haben, und auch sie hatten vergessen, daß es eine Hierarchie gab, Einrichtungen wie Archimandriten, Metropoliten und Synoden.

Mit der Seelsorge hatten sie wenig Kummer. Die kleine Insel war nach Arabat eingepfarrt, und am Sonntag fuhren die Leute aus dem Dorf in zwei großen Kirchenbooten hinüber. Die Sorge um die eigenen Seelen übertrugen sie einander wechselseitig. Jeden Sonntag las ein anderer die Messe auf einem Marmorblock, dem ein Kreuz, ein Lamm und ein Weinstock eingemeißelt waren und den sie, ob nun mit Recht oder Unrecht, für den Überrest eines Altars hielten. Der Messelesende warf über die braune Kutte ein Leintuch, in dem ein Loch für den Kopf geschnitten war, und drehte sich nun murmelnd und sich bekreuzend nach selbsterfundenem Ritus zwischen dem üppigen Gerank, das über den Marmorblock niederfiel und ihn zu verschlingen drohte. Die andächtige Hörerschaft bestand ausschließlich aus dem anderen Bruder. Um den Meßwein brauchten sie keine Sorge zu haben. Der war immer vorhanden und so reichlich, daß es auf ein paar Quartos mehr oder weniger nicht ankam. Wenn einer der Brüder unter der Last seiner Sünden zu seufzen begann, so beichtete er dem andern und erhielt leicht seine Lossprechung.

So waren die beiden hinsichtlich ihres Seelengerätes wohlversorgt. Wozu brauchten sie den Popen in Arabat? Sie hüteten sich, ihre Insel zu verlassen und die Kirche unnötigerweise auf sich aufmerksam zu machen. Es war ihnen genug, durch ihre Anwesenheit die Besitzrechte der Hierarchie zu wahren.

Ihre Tage vergingen ihnen in frommer Untätigkeit. Denn die Tätigkeit, zu der es Gregor trieb, war wohl auch nur eine Art von Untätigkeit. Gregor malte, malte auf Holztafeln mit Farben, die ihm die Fischer von Arabat mitbrachten, mit Pinseln, die er aus den Grannen eines Grases zusammenband.

Überhaupt hätte ein Philosoph bei Betrachtung der beiden Brüder bemerken können, daß der Menschen Art und Wesenheit von Grund aus verschieden ist. Unter denselben Lebensumständen, in ganz dem gleichen tatenlosen Behagen

hatten sich Gregor und Gennadios nach ganz verschiedenen Richtungen entwickelt. Sie standen im gleichen, kräftigen Mannesalter. Aber Gennadios war düster und wortkarg, trug das Gesicht eines Büßers herum, sprach immer vom Tod, der Ewigkeit, von Hölle und Fegefeuer, ohne deshalb aber aufzuhören, an Essen, Trinken und ausgiebigem Schlafen sein Vergnügen zu finden. Gregor erfreute sich an ganz denselben Dingen, aber in Frohsinn und Heiterkeit, genügsam, unwissend und gutmütig. Den schärferen Geist des Bruders erkannte er ohne Sträuben als überlegen an. Aus seinem Trieb zur Malerei schöpfte er keine Berechtigung, sich gegen Gennadios aufzulehnen. Alle übeln Launen des Bruders ertrug er in frommer Gottergebenheit, und wenn es Gennadios hinriß, ihm eine Tracht Prügel zu verabreichen, so nahm er auch dies ohne Murren hin.

Gennadios besorgte nämlich das klösterliche Hauswesen. Und da diese Arbeit, wie an so mancher Hausfrau zu ersehen ist, offenbar Wallungen des Gemütes und ein Überlaufen der Galle hervorbringt und niemand anders da war, der in besagten Wallungen gesotten oder mit der überlaufenden Galle hätte getränkt werden können, so nahm Gregor dies als sein Schicksal willig auf sich.

Und Gott hatte zu seinem Glück sein Herz zu seinem Buckel in ein solches Verhältnis gesetzt, daß er immer noch einmal so freudig malte, wenn er seine Tracht Prügel weg hatte.

So lebten die Brüder im allerherzlichsten Einvernehmen. Sie gingen gemeinsam aus, um sich ihren Lebensunterhalt zusammenzubetteln. Gennadios trug den verdeckten Henkelkorb, Gregor aber hielt, in ein rotes Sacktuch eingeschlagen, seine neuesten Bildchen unter dem Arm. Und jeder, der etwas in den Henkelkorb tat, der mußte ein Bildchen nehmen, ob er wollte oder nicht. Die wenigen Häuser der Insel waren mit diesen Bildchen gespickt bis unter das Dach. Nicht daß etwa die Eigentümer so besonderen Wert auf des Bruders Gregor Kunst gelegt hätten, aber sie wagten auch nicht, ein einziges der Bildchen wegzuwerfen. Denn man konnte ja nicht wissen, wozu

gerade dieser Heilige gut war und ob man sich nicht hüten mußte, gerade ihn zu beleidigen.

Und Bruder Gregor malte alle Heiligen des griechisch-katholischen Kalenders der Reihe nach durch. Wenn er fertig war, so fing er wieder von vorne an. Sie unterschieden sich dadurch voneinander, daß der eine den linken Fuß vorsetzte, der andere den rechten, daß der eine ein grünes Gewand trug, der andere ein blaues. Der Name aber stand in Goldbuchstaben darunter, daß man sich nicht irren konnte.

Das Unglück begann damals, als der Teufel Gregor den hoffärtigen Gedanken einblies, die Mutter Gottes malen zu wollen. Daß ihn nur der Teufel zu diesem Beginnen verleitet haben könne, wurde dem Armen erst später ganz klar. Denn wenn er sich auch weiterhin mit seinen Heiligen begnügt hätte, so wäre ja alles das nicht geschehen, was geschah.

Eines Tages aber ging es dem Bruder Gregor durch den Kopf, daß er nun an einigen tausend heiligen Männern und Frauen so gut mit Pinsel und Farbe umzugehen gelernt habe, daß er sich wohl einmal an die Himmelskönigin heranmachen dürfe. Er erschrak wohl zuerst über diese Vermessenheit, aber zugleich dünkte sie ihm so lieblich, daß er ihr immer weiter nachhing. Freilich war an diesem Unterfangen eine Gefahr und ungewöhnliche Schwierigkeit. Wie konnte er aus seiner Phantasie die Gottesmutter hernehmen, wenn sie sich doch an Majestät und reiner Schönheit über die Schar der gewöhnlichen heiligen Frauen erheben sollte?

Er ging in tiefen Gedanken und mit einer von unklarer Süßigkeit erfüllten Seele den Strand entlang, und der Seewind wehte ihm die braune Kutte um die Beine. Da geschah es, daß sich der Finger Gottes erhob (wie Gregor wenigstens damals meinte), und jenen Deuter gab, ohne den nun einmal der Künstler nichts zu machen vermag. Dieser erhobene Finger aber deutete geradeaus auf die kleine Sonja, die Tochter des Fischers Winnikow, die vor einem Myrtenbusch saß und weinte.

Die kleine Sonja? Sie war ja gar kein Kind mehr,

wie Gregor mit Erstaunen sah, sie war zur Jungfrau herangewachsen. Ihr feines, schmales Gesichtchen, über das die Tränen herunterliefen, war rührend in seinem unschuldsvollen Schmerz, die Hände lagen schmal und braun im engen Schoß und zuckten nur bisweilen. Wie sie so vor dem Myrtenbusch, von dem sich einzelne Zweige liebevoll über ihre Schulter neigten, dasaß, gemahnte sie wahrhaftig an die jungfräuliche Gottesmutter, deren Herz von der Ahnung künftigen Leidens zerrissen wird. Bruder Gregor erinnerte sich, einmal von seinem Abt gehört zu haben, daß drüben weit im Westen große und fromme Maler vergangener Zeiten ihren Marien irgendein Menschenkind zum Vorbild genommen hätten, ohne daß die Heiligkeit ihres Werkes dadurch zu Schaden gekommen wäre.

Er näherte sich dem Mädchen und fragte, warum es weine.

Sonja sah ihn durch Tränen an und gab keine Antwort.

Wenn sie damals gesagt hätte, daß sie deshalb weine, weil sie ihr Vater dem jungen Nikolaus Dragunus nicht zur Frau geben wolle, so wäre Gregor vielleicht von seinem frommen Plan abgestanden. Aber sie sah den Bruder an und fragte sich, was er von solchen Dingen verstünde. Der Vater hatte seine Gründe: der Nikolaus war Grieche, und ein guter Russe wird sich einen Griechen auf zehn Schritte vom Leibe halten. Außerdem hatte sein Vater auf dem Fischmarkt von Arabat seinen Stand neben dem alten Winnikow und unterbot nach rechter Griechenart seit Jahren grundsätzlich die Preise. Aber auch Sonja hatte ihre Gründe, und die waren viel gewichtiger, obzwar sie wesentlich einfacher waren, als die des Vaters: sie liebte Nikolaus und wollte seine Frau werden. Aber wie sollte Gregor alles das verstehen? Sonja gab also keine Antwort und sah den Alten nur durch Tränen an.

Da begann ihr der Bruder liebreich zuzureden, und als er sie so weit getröstet hatte, daß ihre Tränen versiegten, bat er sie, sie möge ins Kloster kommen, damit er sie malen könne.

Sonja lachte, sprang auf, sah den Mönch mit lustig blitzenden Augen an und lief davon, daß der Bruder ganz verstört und enttäuscht zurückblieb.

Am nächsten Morgen aber war Sonja ganz plötzlich da, stand in dem breiten Sonnenlichtstreifen, der durch das große Fenster einfiel und sagte: „Hier bin ich," als ob sie gestern versprochen hätte, zu kommen.

Gennadios machte große Augen, denn Gregor hatte ihm von seinem gestrigen Versuch, den er für vergeblich gehalten, nichts gesagt. Jetzt aber forderte die Lage dringend eine Erklärung. „Ja ... ich will sie malen — als Mutter Gottes," brachte Gregor endlich hervor.

Gennadios erwiderte nichts, ging in die Küche, und man hörte, wie er die eisernen Pfannen wütend durcheinander warf, als ob er die Absicht habe, dem Herd ein zweites Loch zu schlagen.

Gregor aber setzte Sonja auf einen Marmorblock, legte ihr die Hände in den Schoß, holte mit zitternden Händen sein Gerät hervor und begann voll frommer Begeisterung zu malen.

Als Sonja gegangen war, schob sich Gennadios von der Küche hinein, machte ein Gesicht, wie der geflügelte Marmorlöwe draußen auf dem Säulensockel und fragte: „Wo ist denn das Kindlein?"

„Was für ein Kindlein?"

„Was für ein Kindlein ..." äffte Gennadios nach, indem er beide Hände mit gespreizten Fingern vor das Gesicht hob, „das Jesukindlein, was denn sonst?"

Wahrhaftig, es ging nicht ohne das Jesulein. Wer sollte in dem Bild die Allerhöchste Gottesmutter erkennen, wenn kein Jesuskindlein da war? Gregor eröffnete also Sonja am nächsten Morgen, sie müsse trachten, sich ein Kindlein zu verschaffen.

Sonja sah ihn eine Weile ganz still an, als verstünde sie ihn nicht, dann wurden die Augensterne von Tränen überzittert, und auf einmal begann sie herzbrechend zu weinen. Obzwar Gregor keineswegs begriff, was es da zu weinen gab, versuchte er das Kind zu trösten; wer konnte wissen, was in so einem kleinen Herzen vorging. Er legte den Arm zärtlich um ihre Schultern: „Nein ... nein ... laß dir Zeit, ich brauche es ja nicht gleich ... da ist doch die Rosita, die vor ein paar Wochen ein Kind gekriegt hat,

das leiht sie dir gewiß alle Tage für die zwei Stunden ... aber es hat Zeit, wie gesagt ... ich will dich einstweilen so entwerfen."

Es war aber nicht so leicht mit dem Entwerfen. Das mußte Gregor einsehen: das struppige Etwas, das da aus der Holztafel herauswuchs, hatte keine Ähnlichkeit mit dem lebendigen Vorbild. Es war nur gerade so weit gestaltet, daß man wahrnahm, es sei ein Mensch und nicht etwa ein Pudelhund oder eine Fischerbarke. Um wie viel einfacher war es doch, so eine Heilige frei aus der Phantasie heraus und herunter zu malen, als diese holde Wirklichkeit nachzubilden.

Besonders ärgerlich war es, wenn Gennadios hinter den malenden Bruder trat und ihm über die Schulter zusah. O wenn Gregor das höhnische Gesicht gesehen hätte! Aber einmal wandte er sich plötzlich um, weil er bemerkte, daß Sonja ein Lachen kaum unterdrücken konnte. Er ertappte den Bruder wirklich bei diesem niederträchtigen, höhnischen Gesicht, genau, wie er es sich vorgestellt hatte, und dabei war es noch, als habe er über seine Schulter hinweg dem Mädchen zugeblinzelt.

„Schau mir nicht zu ... da kann ich nicht malen," sagte er drohend. Gennadios fletschte die Zähne und ballte die Fäuste, aber er begab sich hinaus. Draußen trieb er sich auf dem Hof in der Nähe des Fensters herum, daß sein Schatten in das Zimmer fiel, und tat etwas ganz Unbegreifliches — er pfiff. Gregor hatte Gennadios noch niemals pfeifen hören, und es schickte sich wahrhaftig auch nicht für einen Klosterbruder, zu pfeifen. Es war Gregor, als sei dieses Pfeifen nur eine bedeutsame Fortsetzung der Grimasse von vorhin, dazu bestimmt, ihn zu verhöhnen.

Nachdem er eine Weile mit verbissenem Ingrimm weitergepinselt hatte, warf er auf einmal den kleinen Grannenbesen hin und sprang ans Fenster. „Pfeif nicht!" brüllte er wütend. Der Bruder saß am Rand des Ziehbrunnens, baumelte mit den Beinen und ließ sich nicht im geringsten stören. Er pfiff weiter, als sei dies eine Art von Gottesdienst, pfiff schrill und ungeölt wie jemand, der sehr viel guten Willen und sehr wenig Übung hat.

Am nächsten Tag aber ereignete sich etwas noch weit Ungewöhnlicheres. Gregor, der ausgegangen war, sich einen neuen Pinsel zu binden, fand bei seiner Rückkehr den Bruder am Ziehbrunnen, eben im Begriff, sich im Eimer Gesicht und Hals zu waschen. Auf dem Brunnenrand lag ein Stück Seife und ein Kamm.

„Was machst du da?" schrie Gregor.

„Ich wasche mich," entgegnete der Bruder.

„Warum?"

„Warum? Warum? ... Glaubst du, ich habe nicht gesehen, daß du vor Tagesanbruch aufgestanden bist und dich gewaschen hast?"

„Du hast mir meine Seife und meinen Kamm gestohlen."

„Ah — sie gehören also dir," lachte der Bruder, „warum versteckst du sie vor mir?"

Da sprang Gregor vor, riß Seife und Kamm an sich und wollte flüchten. Gennadios sah ihm nach, dann besann er sich plötzlich seiner Herrenrechte, raffte einen Prügel vom Boden und lief hinter Gregor drein. Unter einem marmornen Türbogen, in dessen Schlußstein das Lamm mit der Kreuzesfahne eingemeißelt war, erreichte er ihn und begann ihm den Rücken zu salben, so kräftig wie nie zuvor.

Aber da ereignete sich etwas, das die ganze Weltordnung vollkommen auf den Kopf stellte. Gregor ließ Seife und Kamm fallen, wandte sich um, packte mit der einen Hand des Gennadios prügelschwingenden Arm, mit der anderen den ehrwürdigen Bart, und im nächsten Augenblick wälzten sich beide zwischen Nesseln und wilden Rosen einen Schutthügel hinab.

An diesem Tage bekam Gennadios alle Prügel rückerstattet, die er je in Gregor hineingesteckt hatte, Kapital und Zinsen zugleich.

So gründlich hatte sich das klösterliche Leben und die Ordensregel verändert, weil Gregor die Eingebung gehabt hatte, eine Mutter Gottes malen zu müssen!

Sonja aber, der Maria weltliches Vorbild, kam alle Tage und schaute mit hellen Augen auf die bitterbösen

Gesichter, mit denen die Brüder einander bedräuten. Und lachte so lange in die Feindseligkeit hinein, bis die Schatten zerflatterten, die grimmigen Falten aufgingen und das Wohlgefallen an ihrem Wesen über allem war.

Wenn Bruder Gregor zu Ende war, weil ihm Lust und Kraft ausging, an dem gefleckten kleinen Scheusal weiterzumalen, wenn er den Pinsel hinwarf und die Finger an der Glatze abwischte, dann lief Sonja hinaus und trieb sich noch eine Weile zwischen den Trümmern des Klosters herum. Sie verschwand, ohne daß man wußte wohin, und kam erst nach langer Zeit wieder zum Vorschein.

Sie warf sich erhitzt und lachend auf einen Stein: „Bruder Gregor ... dreimal seid Ihr an mir vorübergelaufen, ohne mich zu sehen ...“

„Ja, siehst du ... siehst du,“ sagte er voll Eifer und Stolz, „so groß ist unser Kloster. Wir kennen es selbst nicht einmal ganz. Eine Räuberbande könnte sich drinnen verstecken.“

Eines Tages blieb Sonja aus. Die beiden Klosterbrüder knurrten rauflustig umeinander herum, und es fanden sich auch im Laufe dieses Tages zweimal Anlässe zu herzerquickendem Kampfgetümmel.

Als aber Sonja auch am nächsten Morgen nicht erschien, da war die Rauflust ganz in den Hintergrund der Seelen gekrochen. Die Brüder sahen einander an. Jeder las die Besorgnis vom Gesicht des anderen. Plötzlich griff Gennadios nach dem Henkelkorb und lief hinaus, den schmalen Weg zwischen dem Gestrüpp und draußen dann über den Hügelrücken dem Dorf zu. Gregor lief hinterdrein. In der Nacht war plötzlich eine Nordwind über Meer und Inseln hergefallen. Es war empfindlich kalt geworden, das Meer schäumte tückisch gegen die Klippen, hob weiße Wogenkämme und riß sie in blaugraue Schlünde. Der Sturm pfiff durch die dünnen Kutten der Brüder.

Als sie auf die Höhe der Landzunge kamen, sahen sie, daß unten in der Bucht alle Fischerboote an den Strand gezogen waren. Ein Häuflein Menschen klomm den Hügel hinan. Allen andern voran ein Mann, Sonjas Vater.

„Sie ist nicht bei euch?“ rief er den Brüdern entgegen.

Dem Bruder Gregor begannen die Zähne im Mund zu klappern. Gennadios ließ den Henkelkorb sinken, als sei er plötzlich schwach geworden. „Wo ist sie?" fragte er.

„Dann ist sie fort. Gestern ist sie weggegangen und nicht mehr wiedergekommen. Ein Boot fehlt seit heute nacht. Durchgebrannt ist sie ... mit dem Nikolaus, dem griechischen Schuft ..."

Gregor sah auf das Meer hinaus, über das seine Madonna entschwunden war. Mit dem Nikolaus, dem griechischen Schurken. O! In seiner Herzensangst begann er zu beten, Gott möge der armen Seele gnädig sein, denn wenn sie heute nacht auf der See von dem Nordwind überrascht worden war, dann lag sie jetzt unten bei den Fischen. Gennadios aber stellte den Henkelkorb hin. „Wir müssen sie suchen," sagte er.

Der Sturm blies so heftig, daß ihm die Worte vom Mund weggerissen wurden. Alle die Männer hier oben standen, nur mühsam gegen den Wind gestemmt, schief in derselben Richtung. Der Sturm faßte den Henkelkorb, rollte ihn über den Hügel und warf ihn in die Klippen.

Sonjas Vater machte eine große Geste über das Meer. „Wo?" schrie er ... „Bei diesem Sturm ..." Schließlich hatte er noch drei Töchter, aber nur eine einzige Barke.

Da begann Gennadios zu toben, sie seien alle Feiglinge und Schufte, wenn sie sich nicht sogleich aufmachten, um Sonja zu suchen. Aber die Männer schüttelten die Köpfe, einer nach dem andern und wandten sich ab.

„Komm," schrie Gennadios dem Bruder zu und faßte ihn an der Hand. Sie liefen zum Dorf, das geduckt vor dem Sturm in der Bucht lag. In dem fest verschnürten Tauwerk der weit auf den Strand gezogenen Barken sang und pfiff es. Die Mönche faßten an, einer am Bug und einer am Achter, aber das schwere, ins Land verbissene Fahrzeug rückte auch nicht um eine Linie. Die Fischer standen im Kreis und sahen dem vergeblichen Bemühen zu, ohne Hand anzulegen. Schweißtriefend ließen die Brüder endlich von der Barke ab.

Sie gingen den Strand entlang. Plötzlich blieb

Gennadios stehen, streckte die geballten Fäuste vor sich hin und spuckte verächtlich zwischen ihnen hindurch. „Nein," sagte Gregor, indem er dem Bruder die Hand auf die Schulter legte, „wenn wir sie auch ins Wasser gebracht hätten ... wir verstehen vielleicht unser Seelenschifflein halbwegs zu steuern, aber keine Fischerbarke ..."

Es begann in langen, zähen Stricken zu regnen. Die Mönche liefen den ganzen Tag rund um die Insel, in ihren dünnen, durchnäßten Kutten und suchten; ab und zu trafen sie mit kleinen Trupps von Männern zusammen, die in den Klippen herumkrochen, aber sie wechselten mit ihnen kein Wort. Der alte Dragunus war auch dabei und betrug sich ganz verzweifelt; denn um wieviel mehr ist ein Sohn wert als eine Tochter.

Gegen Abend fanden die Brüder das vermißte Boot. Es trieb zwischen den Taubenklippen, in einem stilleren Wasserfleck, den Kiel nach oben. Man sah, daß es arg zwischen den Felsen herumgeschleudert worden war; das Holz war ganz zerfasert, lange Späne hingen nach allen Seiten.

Da gingen Gennadios und Gregor heim.

Zu den vielen ungewöhnlichen Dingen, die sich in der letzten Zeit im Kloster zugetragen hatten, kam jetzt noch eines. Gennadios legte sich hin und wurde krank. Der Sturm des Unglückstages hatte seine Gesundheit weggeblasen, der Regen hatte sie unterwaschen. Er hatte trübe, glänzende Augen, ein krampfhafter Husten quälte ihn, sein Atem ging rasselnd und mühsam. Es fror ihn. Gregor bereitete ihm sein Lager in der Küche und unterhielt den ganzen Tag auf dem Herd ein prasselndes Feuer. Jetzt lag die Last des ganzen Hauswesens auf seinen Schultern, und unter kummervollem Schnaufen holte er die mageren Vorräte aus der Kammer hinter dem Wohnraum, um an ihnen seine Kochkünste auszuüben. Selbst wenn es sein Herzeleid zugelassen hätte, so hätte er doch keine Zeit gefunden, seine fromme Malerei fortzusetzen. Das Bild der Himmelskönigin stand im Wohnraum, einsam, und wenn Gregor an ihm vorbei ging, sandte er einen Blick und einen Seufzer hinüber. Zu einer bestimmten Stunde des Abends

aber, wenn die Sonne einen blanken weißen Marmorpfeiler im Hofe beschien und das Licht zurückgeworfen in die Zelle drang, da war ein unirdischer Schein um das Bildnis, wie ein Abglanz der Himmelsherrlichkeit, daß alle Farben zu gleißen begannen und es wie ein Lächeln über die Züge der Maria ging. Seltsam genug war es, daß dem Gregor nun, da das irdische Vorbild entschwunden war und keine beständige Vergleichung mit ihm die Unzulänglichkeit der Kraft mehr dartat, das eigene Werk wuchs und sich verklärte. Es geschah, daß, wenn er am Herd stand und in den aufsteigenden Dampf starrte, zwei Augen ihm entgegensahen, als grüße ihn die Himmelskönigin hinter wehenden Himmelswölkchen hervor.

Seine wehmütige Freude über dieses Gnadengeschenk aber vormochte seine Sorgen um den Bruder Gennadios nicht zu überwinden. Dem Kranken ging es von Tag zu Tag schlechter. Er warf sich zähneklappernd und im Fieber Undeutliches murmelnd herum und lag dann wieder stundenlang unheimlich ruhig, mit glasig starrenden Augen und blauen Lippen, zwischen denen eine rauhe, mit weißem Belag überzogene Zunge hervorquoll. Inbrünstig betete Gregor zur Mutter Gottes, sie möge den Bruder wieder gesund machen, fest entschlossen, sich wieder prügeln zu lassen, wie zuvor, ohne sich jemals zur Wehre zu setzen.

Eines Nachts, als Gregor am Lager des Kranken eingeschlafen war, fühlte er sich plötzlich am Arm gerüttelt und fuhr auf. Gennadios saß auf dem Strohsack, sein Gesicht war nur ein weißer Fleck inmitten der schwarzen Haarwildnis. Der Oberkörper war angestrafft und vorgebeugt, der Blick in die Finsternis gebohrt.

„Es ist jemand gekommen," stammelte er. „Die Himmelskönigin ist dagewesen. Siehst du den Himmelsglanz ... es war wie gläserne Glocken."

Gregor erschrak über den heftigen Ausbruch des Fiebers. Um den Kranken zu beruhigen, erhob er sich und ging in den Wohnraum. Der war ganz von Mondlicht erfüllt, holdselig lächelte die Allerheiligste von der Staffelei, daß es den Bruder mit wunderlicher Gewalt ergriff.

Als er zu dem Kranken zurückkehrte, lag Gennadios

ausgestreckt mit einem seligen Schimmer auf dem Gesicht, als sähe er geradeswegs in den Himmel hinein und höre den Schritt der Himmlischen, der wie feingestimmte gläserne Glocken klang. Auch noch am nächsten Morgen lag dieser Abglanz überirdischer Herrlichkeit auf der welken Krankenfarbe. Es war ihm, als schwebe er auf weichen Wolken, die derben Küchengeräusche des Bruders drangen aus unendlicher Ferne zu ihm. Plötzlich griff eine Hand durch das Wolkengewimmel und faßte seinen Arm.

Bruder Gregor kniete an seinem Lager, und in den Augen leuchtete wirre Verzücktheit seiner einfältigen Seele. „O Bruder ... ich war in der Vorratskammer ... sie ist wirklich in der Nacht dagewesen ... sie ist gekommen ... sie hat ein Opfer von uns angenommen. Das geräucherte Schaffleisch ist fort ... ein Stück Käse fehlt und Reis ... die Himmlische ist herabgestiegen und hat uns begnadet ... Sie schaut nicht auf die armselige Gabe ... sie schaut auf das fromme Herz."

Aber da wandte sich ihm Gennadios zu und sprach in mystischer Gewißheit: „Die Himmelskönigin und Sonja sind eines, mein Bruder, ... die in Gestalt der Maria zu uns herabgestiegen ist, ist die, die deinem Bildnis die Gestalt gegeben hat. Sie ist eingegangen in das ewige Licht und strahlt zu uns wieder herab ..."

Gregor starrte den Bruder an. In seinem Kopf begann es zu arbeiten, und es erhob sich ein Dröhnen, das den ganzen Körper durchzitterte. Alle Heiligenlegenden, die er jemals gehört hatte, quollen aus dem Dämmern der Erinnerung hervor, ein buntes Gewimmel von Farben und Gestalten. Was Gennadios da gesagt hatte, überstieg seine bescheidene Fassungskraft, aber war das Wunder nicht eben das Unbegreifliche?

Stumm trugen die Brüder ihr großes Glück. Sie rührten nicht mit Worten daran, fühlten nur in bescheidener Hingebung, daß sie begnadet waren. Und je schwächer Gennadios nach jedem neuen Fieberanfall wurde, desto inniger richtete er seine Gedanken auf das Wunder.

In den Nächten warteten sie. Es war ein Weben in den vom Mond eingesponnenen Klosterruinen, ein leises

Regen von unzähligen sanften Geräuschen, aus dem jeden Augenblick der klingende Schritt der Himmlischen hervorkommen konnte. In der dritten Nacht aber war es, als rege sich etwas nebenan. Im Mondsilber wandelte ein Schatten. Dann hörten die Brüder, die einander bei der Hand hielten, ein leises Scharren in der Vorratskammer. Sie begannen zu beten, den Gruß an Maria, der zugleich ein Gruß an die Tote war.

Daß sie sich nicht getäuscht hatten, wies sich am nächsten Morgen, als Gregor fand, daß die Himmlische wieder ein Opfer entgegengenommen hatte: Reis und Käse und Speck.

Ihre Herzen sangen, Gregor ging mit scheuer Ehrfurcht um das Bild der Himmelskönigin, das nun so schön war, als wäre es aus des heiligen Lukas eigener Hand hervorgegangen.

Gennadios war sehr schwach geworden. Sein Atem war oft nur ein Röcheln, dann stiegen leichte Blasen in seinen Mundwinkeln auf. „Ich werde sterben," sagte er, „sie erwartet mich auf der silbernen Brücke ... Der Himmel ist ganz blau, unser Kloster ist auch da, aber in seiner alten Herrlichkeit auferbaut, kein Trümmerhaufen, nur ist alles aus weißen Wolken."

Das war ja, als habe er wirklich schon einen Blick in den Himmel getan. „Sie wird dich gesund machen," sagte Gregor. Aber Gennadios schüttelte den Kopf.

Am dritten Samstag nach Sonjas Verschwinden bat der Kranke, der Bruder möge ihm die Beichte abnehmen. Gregor sah, daß es zu Ende ging. Er kniete neben dem Sterbelager des Bruders und hörte an, wie der sich seiner Sünden anklagte: des Jähzornes, der Hoffart, der Völlerei, die manchmal auch den Meßwein nicht geschont hatte.

Als Gregor ihm die Lossprechung erteilt hatte, bat er mit zitternder Stimme: „Bruder, nun gib mir einen Backenstreich."

Gennadios sah ihn mit verlöschenden Augen an: „Ich will nun keine Sünde mehr begehen."

„Nicht im Zorn, Gennadios," drängte der Bruder, „nein, in Liebe. Ich kann dich nicht gehen lassen. Schlage

mich ein letztesmal — in Liebe und Vergebung." Und er hielt ihm die Wange hin.

Da hob der Andre die matte Hand und legte sie an das Gesicht des Bruders, über das die Tränen rannen.

In der Nacht hörten sie wieder den leichten Schritt der Himmlischen. „Sie kommt, um zu sehen, ob ich bereit bin," flüsterte der Sterbende. Dann versank er in bewußtloses Dämmern.

Bei Tagesanbruch ballte sich das Grauen zu drückenden Lasten in Gregors Seele zusammen. Er erhob sich von den schmerzenden Knien. Ein letztes Gebet vor der Königin des Himmels, eine letzte Anrufung um Hilfe!

Als er in den Wohnraum trat, entglitt ihm ein Schrei. Vor der Staffelei mit dem Bild stand ein Blumenstrauß. Zart und hingebend lagen die Farben nebeneinander in dem silbergrauen Morgenlicht. Es waren Blüten, wie sie draußen in der Klosterwildnis über Marmortrümmern leuchteten. Bruder Gregor stand, von Glück überflossen. Er sah, wie die Himmlische aus seinem Bild herabstieg, draußen in der Nacht über den Büschen schwebend, die Blumen zum Strauße fügte und dann wieder in das Bild zurückkehrte.

Es wurde plötzlich hell. Ein erster Sonnenstrahl hing drüben im Hof an dem Torbogen mit dem Christuslamm, unter dem die beiden Mönche zum erstenmal gerauft hatten.

Gregor nahm den Blumenstrauß und trat auf die Schwelle. Hinter ihm drein kam das Licht im breiten Strom, und es war, als sei in der Unendlichkeit die diamantene Pforte aufgetan worden. Der Sterbende sah dem Bruder mit hellen, wachen Augen aus blaugrauen Schatten entgegen. Er streckte die Hand aus: „Es ist ihr ... Gruß ... auf den Weg ..." Die Farben der Blumen strahlten über das armselige Lager und das verfallene Gesicht. An jedem einzelnen Blatt hing der Tau der Nacht. „Besprenge mich, Gregor," flüsterte der Sterbende ... „es ist geweihtes Wasser."

Da schüttelte Gregor den Blumenstrauß über ihm, daß die glänzenden kühlen Tropfen auf die abgezehrten Hände und das wachsgelbe Gesicht fielen. Und in jedem

Tropfen erglänzte im Niederfallen für einen Augenblick ein winziges Bild der bunten, lichtgetränkten Welt, von der Gennadios jetzt zu scheiden hatte.

Gregor legte den Strauß in die Hände des Bruders, dann holte er das Bild der Himmelskönigin und stellte es vor dem Lager auf.

So starb Gennadios — den Blick auf die Himmlische gerichtet, den Blütenstrauß zwischen den mageren Fingern.

Gregor drückte dem Toten die Augen zu und verweilte stundenlang im stillen Gebet. Dann machte er sich auf den Weg ins Dorf, um den Leuten die Nachricht vom Tode des Gennadios zu bringen.

Der alte Winnikow saß neben seiner Barke auf dem Strand, flickte an einem zwischen zwei Rudern aufgespannten Netz und pfiff, daß die Luft zitterte. Als der Schritt des Bruders zwischen den Kieseln klirrte, wandte er sich um. Gregor sah in ein mit Gott und der Welt zufriedenes Gesicht. „Eine schöne Herberge das ... euer Kloster," sagte er, „wir werden einmal Ordnung machen müssen. Sie hat ja ihre Tracht Prügel bekommen. Aber was soll man tun, jetzt muß man sie Hochzeit machen lassen."

Gregor gab keine Antwort, sah ihn nicht einmal an. Sein Blick ging über ihn hinweg, auf jemanden, der aus Winnikows Haus getreten war und jetzt langsam den Strand herabkam. Es war Sonja in aller ihrer jungen Holdseligkeit, mit brandroten Flecken auf den Wangen, in denen die Handschrift des Vaters zu erkennen war, aber strahlend vor Glück und in bräutlich süßer Beklommenheit.

Sie streckte die braune Hand aus. In des Mönches Kopf warfen dröhnende Schläge alles durcheinander, was sich in den letzen Wochen an Wundern und Geheimnissen darin aufgebaut hatte. Als Sonja in dieses Gesicht sah, in dem keinerlei Begreifen stand, lachte sie laut auf: „Ich bin ja nicht tot ... sollen wir sterben, weil wir uns lieb haben? Wenn man tot ist ... ist alles aus."

Vater Winnikow knurrte von der Seite. „So ein Frauenzimmer ist imstande, die ganze Welt zu betrügen, wenn sie einem Kerl nachläuft!" schrie er, aber man sah, daß es ein Wehren war gegen eine Weichheit.

„Ihr habt mich ja selbst auf den Gedanken gebracht ...“ sagte Sonja, und in ihren Augen lachte der Sieg, „wer wird uns in eurer Wildnis suchen. Heute noch komme ich zu euch. Ich bringe euch wieder, was wir uns in den Nächten geholt haben. Der Hunger hätte uns sonst zu bald ins Dorf getrieben.“

Bruder Gregor sah sie immer nur an. Maria saß oben im Himmel, ganz fern von hier, zwischen weißen Wolken. Und Sonja stand da, mit dem blauen Meer um die Schultern, mit blinkenden Zähnen und war des Nikolaus Dragunus Weib geworden, in den Nächten, in denen Bruder Gennadios mit dem Fieber rang. — —

Sie begruben den Bruder Gennadios in dem Friedhof auf Arabat. Sonja weinte hinter dem Sarg her, als sei ihr ein Vater gestorben, und Nikolaus, der neben ihr schritt, machte ein ernstes Gesicht. Nach dem Begräbnis ging sie mit ihm zum Popen, um das Aufgebot zu bestellen.

Als Gregor heimkam, leuchteten die Marmortrümmer des Klosters kahl und fahl, wie eine tote Welt. Er trat vor sein Bild und sah ein wüstes Farbengewirr, eine armselige Pinselei ohne Leben, einen vergeblichen Versuch, die himmlische Schönheit ins Irdische zu bannen.

Im Herbst schrieb Gregor mit steifen Fingern einen Brief, in dem er sich seinem Kloster in Erinnerung brachte. Und im Frühjahr wurde er abberufen, einige Tage, nachdem ein Kindlein bei Sonja angekommen war. Sie stand mit dem Kind am Strand und winkte dem Boot, in dem der Mönch saß, lange nach. Mit Gold und Purpur lag der Abend um sie.

Die Leute aber sagten, der gute Gregor habe sich von der Insel weggewünscht, weil er es nicht ertragen könne, allein zu sein und keine Prügel zu bekommen.



Die Weisheit des Nanak

Indische Legenden

von Georg Busse-Palma

Nanak in der Moschee

Der weise Nanak, der ein Prediger war
In Indien in einem Moslimreich,
Ward angeklagt, er wär' des Glaubens bar,
Denn Muselmann und Hindu gält' ihm gleich.
Es käme, spräch' er, doch nur darauf an,
Daß man mit Gott verständlich reden kann.
Gott hör' nur Herzen, niemals Worte an.

In die Moschee rief ihn der Fürst darauf,
Ihn zu bespitzeln, wenn der Priester sprach.
Doch als der sprach, da lachte Nanak auf,
So laut, daß er den Sprecher unterbrach.
„Sag', Nanak, lachst du über das Gebet?" —
— „Ich lach', weil Gott kein Wort davon versteht,
Weil es dem Kazi nicht von Herzen geht!

„Frag' selbst ihn, Fürst, ob er kein Grundstück hat,
Das einen ungedeckten Brunnen hält.
Dort springt ein Füllen feist und hafersatt —
Weh' mir! denkt er, wenn es ins Wasser fällt!
Müßt' er nicht beten, lief er schleunigst hin.
Wahrlich, ich sag' dir: schon von Anbeginn
Trug er sein Füllen statt des Herrn im Sinn!"

Erschrocken mußt' der Kazi dies gestehn.
Und Nanak schloß: „Nun, Herr, lacht' ich mit Recht?

Wie könnt' Gebet zum Ohr des Höchsten gehn,
Wenn ird'sche Angst des Beters Seele schwächt?
Gebet braucht Flügel, Flügel aus Gefühl.
Von wo es herweht, ist ein Zufallsspiel.
Moschee und Tempel gilt bei Gott gleichviel!"

Nanak in Mekka

Als Nanak einst nach Mekka kam,
Verhungert fast und staubbedeckt,
Hat er sich schwach und lendenlahm
Im Hof des Tempels langgestreckt.
Er war so müd' vom Wandertag,
Daß er kaum wußte, wo er lag.

Voll Ingrimm schrie das Volk ihn an:
„Mit Füßen stehst du, fauler Knecht,
Die Kaaba, Gottes Wohnhaus, an!
O schäme dich und leg' dich recht."
Doch Nanak bat: „Seid gut und dreht
Sie dorthin, wo sein Haus nicht steht!"

Man kehrte seine Beine fort.
Doch seht, die Kaaba — Schreck und Graus! —
Zog mit ihm fort, von Süd nach Nord,
Und wo sein Fuß lag, stand das Haus.
Bis man ihn angstdurchbebt verschont.
Da sprach er sanft: „In allen Winden
Vermögt ihr keinen Raum zu finden,
Wo Gott nicht wohnt!"

Nanaks Rückkehr

In gelben Lumpen kam er angefahren
Und wie ein Bettler stieg er an den Strand.
Doch alle Inder, die am Hafen waren,
Umringten ihn und küßten sein Gewand.

Und rechts und links in dichtgedrängten Scharen
Lagen die Weiber mit der Stirn im Sand
Und hatten ihm aus ihren offnen Haaren
Bis vor sein Kloster Teppiche gespannt.

Wie Nanak starb

Für Nanak auch kam eine letzte Stunde.
Er fühlte selbst, daß seine Zeit entflohn.
Moslims und Hindus standen in der Runde
Und stritten sich um die Bestattung schon.
Begrabt ihn! sprachen die Muhammedaner.
Verbrennt ihn! rief der Hindu fromm.
Bis Nanak einmal noch als Friedensmahner
Die Augen hob, darin das Licht verglomm.

„Laßt ab, ihr Jünger, von dem nicht'gen Streite,
Doch pflückt mir Blumen, die mich stets gefreut.
Der Moslim leg' sie rechts an meine Seite,
Der Hindu links und seid dann still für heut.
Ist morgen früh des Hindus Strauß noch grün,
So schickt den Leib mir nach auf Feuerschwingen.
Doch blieb dafür des Moslims Blume blühn,
So grabt mich ein, um euer Land zu düngen."

Er zog das Linnen hoch bis übers Haar.
Man sah ihn nicht mehr. In den Morgenstunden
Hat ihn vergebens seine Jüngerschar
Darin gesucht und hat ihn nicht gefunden.
Man hatte nichts zu graben noch zu brennen.
Doch blühten beider Blumen farbenreich.
So ließ sie Nanak noch im Tod erkennen:
Gott will die Perle, Schalen sind ihm gleich! —



Die Verklärung Napoleons

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Der Kaiser Napoleon würde als französischer Souverän in St. Denis zu bestatten sein, doch für ihn paßt sich nicht ein allgemeines Grab der Könige. Möge er weiter herrschen und kommandieren, dort" (im Invalidendom), „wo die alten Soldaten Ruhe finden und wohin diejenigen blicken, um Begeisterung zu schöpfen, die das Vaterland zu verteidigen haben ... Die Kunst aber wird herbeieilen, um in dem Tempel, den die Religion dem Gott der Heerscharen erbaute, ihm ein Grabdenkmal zu errichten, das seinem Namen angemessen ist, soweit dies möglich sein kann ..."

So tief, wie diese Worte es taten, hat doch der Korse nie vor sich die Könige erniedrigt. Nicht zu Erfurt, als er sie noch mit dem Argwohn des Emporkömmlings haßte, nicht zu Dresden 1812, als der Schwiegersohn des alten Habsburg begonnen hatte, sich unter ihnen, oder vielmehr über ihnen, zwanglos und gnädig zu fühlen.

Der am 12. Mai 1840 jene Worte zu der französischen Deputiertenkammer spricht, ist der Königliche Minister des Innern, Herr von Rémusat. Er begründet den Gesetzentwurf, die Gebeine Napoleons von St. Helena zu überführen, im Namen des Königs, indem er „dessen Gedanken Worte leiht". (Dem König hat den Gedanken Herr Thiers geliehen, der neue Ministerpräsident.)

Wenn man Ludwig Philipps Gedanken, wie man sich beliebt macht, allein gewähren läßt, bewirkt es der König mit dem hängebackigen Bankiersgesicht durch seinen Regenschirm; mit dem geht er bei schlechtem Wetter aus und leitet überraschte Bürger, die keinen bei sich haben, am königlichen Arm nach Hause. — Die Erklärung aber, daß dem Kaiser Napoleon kein allgemeines Grab der Könige zuzumuten sei, traf in Wahrheit die Meinung Frankreichs. Es ist etwas Unmögliches in der Vorstellung einer Gräberreihe:

Ludwig XVIII., Napoleon, Ludwig Philipp. Nur daß der Erfolg von 1840 doch nicht so lange vorgehalten hat, um noch dem Orléans das Grab in St. Denis zu sichern. Der König des Juste-Milieu ist in der Nähe von Windsor als Graf von Neuilly gestorben.

Der 12. Mai 1840 zählt zu den großen einhelligen Tagen, wie sie der Parlamentarismus zuweilen erlebt. Von Satz zu Satz wiederholt sich der brandende Beifall auf sämtlichen Bänken, und die Deputierten rufen ungeduldige „Ja! ja!" in die Ministerrede hinein.

Nur denke man nicht, daß irgend etwas davon echt ist. So, wie dieser Minister, spricht keine herzenswahre Begeisterung, weil sie untrennbar ist von Männlichkeit. So spricht der Advokat, der Abgeordneter geworden, und der Abgeordnete, der es zum Minister des parlamentarischen Régime gebracht. Ein solcher auch nur macht am Schluß der Begeisterung die Hand auf wie ein Rhapsode, der sein Honorar will, und hängt an die für einen Königsminister würdelose Rede die Feststellung, daß endgültig nun die Monarchie von 1830 die Erbin der Erinnerungen sei, die den Stolz von Frankreich bilden. — Der Name Rémusat darf nicht auf erinnerungsvollen Bonapartismus deuten. Der Vater des Ministers fiel bei Napoleon wegen Unfähigkeit in Ungnade, und die Mutter hat ihre Memoiren, als sie sie 1818 zum zweiten Male niederschrieb, verschärfend revidiert. Aber auch die von den Bänken der Kammer sich durch die Andauer ihrer Bravos übertrumpfen und am Schluß die Erbin der napoleonischen Erinnerungen begrüßen, folgen keinem Impuls, der herzlicher ist, als der des Rémusat und des Orléans. Es sind die Politiciens des Frankreichs von 1830 bis 1848, die Deputierten der herrschenden Geldbourgeoisie, die ihr symbolisches Haupt in dem Hundertmillionär Ludwig Philipp findet, dem Prinzen, der dazu geworden durch die väterliche Verpachtung des Palais Royal zu Spielhöllen. Etwa 200000 Franzosen, die weit überwiegend in den Städten wohnten, waren unter dem „Bürgerkönigtum" zum aktiven Wahlrecht durch einen hinlänglichen Steuerzettel legitimiert. Sie sind das „pays légal", jenes herrschende Frankreich, das mit dem Kultus der Demokratie

spielt, auf ihren Namen sich begründet und nichts so wenig will als sie. Eine Art Liberalismus, die zu allem, was in die Doktrin der Freiheit und der Gleichheit fällt, ihr ungeduldiges „Ja! ja!“ rufen muß und, sobald die Phrase nicht anwesend ist, von den „gefährlichen Klassen“ redet.

Das seit dem Directoire zum zweitenmal ans Ruder gelangte Optimatentum der Geld- und Sachwaltergeschäfte hat niemals unter den Monarchen Europas einen so entschiedenen und weltgeschichtskundigen Widersacher gehabt, als den Mann des Brumaire, den Konsul und Imperator. Gegen jene Klassenherrschaft spricht der Despot Napoleon von der Demokratie, deren Haupt er ist (wobei er sich denn auch als die Vernunft der französischen Demokratie betrachtet, damit sie vorhanden sei). Das zur Macht verkörperte Prinzip des regierenden Geldes meint er, wenn er immer wieder England die Ochlokratie nennt, deren völkerverderbendes Vorbild durch das Spartanertum Frankreichs unschädlich zu machen ist. Gegen die Bourgeoisie-Ideale will er den Marschallstab in den Tornister des tapferen, opferbereiten Infanteristen legen; sie hat er im Sinn, wenn er mit der gelegentlichen Unverständlichkeit der viel denkenden Kaiser den verblüfften Hanseaten sagt, der Handelsgeist müßte zurückgeschraubt werden auf die Bedingungen der Völkerwanderung, — zu der es nach dem Vermorschen des römischen Reiches infolge der verlorenen altrömischen Traditionen gekommen ist.

Aber unter dem Bourgeoisiekönigtum wachsen nun eben doch jene „gefährlichen Klassen“ groß, die es erkennen, was sie an einem Napoleon verloren haben und die durch die Überführung des Toten versöhnt werden sollen. Das sind nicht bloß die demokratischen; diese, weil prinzipbefangen auf die Republik schwörend, sind es sogar am wenigsten. Es sind die herabgedrückten eigentlichen Bildungsklassen, für die es eine ideenhafte Größe des Volkes und des Staates gibt und deshalb die Größe der vollbringenden Persönlichkeit. Dichter, Historiker, Schriftsteller, Soldaten sind ihre Führer, — die Politiciens machen erst mit, wenn es von dorther Parteistützpunkte zu gewinnen gibt. Der Gefesselte von St. Helena hat wohl am frühesten erkannt, wie dies noch

kommen werde; neben der Bemühtheit um seinen Nachruhm hat ihn, der noch einen Sohn, den „Herzog von Reichstadt", hatte und der an dieses Kindes Mutter sein Herz nach der Sektion zu senden befahl, schriftstellerisch nichts so beschäftigt, wie die Darlegung, daß die Dynastie Bonaparte die wahre nationale Demokratie sei. So formt er die Weissagung von St. Helena, die nicht auszulöschende Zukunft der „Napoleonischen Ideen" als der Bürgschaft des wahren Gemeinwohls. Er hätte sie die monarchischen Ideen nennen können, wäre er nicht der Unterlegene des alten Europa, wäre er ein zur Ruhe gesetzter Philosoph von Sanssouci gewesen. Tatsächlich ist er ja nicht dem alten absolutistischen Europa unterlegen, das sich vor ihm bückte, sondern einem neuen, ihm unbestreitbar geistesverwandten, dem der Stein und Scharnhorst, der Völkererhebung zur nationalen Kraft und Freiheit. An seinem Sinne gemessen bleibt das Kaisertum des dritten Napoleon nur ein absolutisierter Orléanismus, verbrämt mit bonapartischen Emblemen und Gloirezutaten, in letzter Linie aber begründet auf eine zuvor doch nicht erreichte Entfaltung der nationalen Börsenspekulation. So steht denn bezeichnend am Schluß des zweiten Kaiserreichs der Gegenschlag der Commune. Aus jenem Grunde hat aber auch der Tag von Sedan nicht den toten Napoleon besiegt und hat in der Seele der Völker den Napoleonkult nicht in Vergessenheit begraben, weder in Frankreich, — noch bei uns.

Ich denke hier, wie sich wohl von selbst versteht, nicht an jene Gattung Napoleonschwärmerei, die nur die geblendete Anstaunung des Mächtigen ist. Ich meine eine Würdigung des Großen, die den Impulsen begriffner Geschichte nachgibt. Napoleon hat auf sie den Anspruch wie Alexander, wie Cäsar, Karl der Große, Friedrich von Preußen. Nur daß er uns näher rückt, wie sie alle, und jedes Blatt seiner Geschichte offen vor uns liegt, daß jeder Primaner sieht, wie hier ein einzelner die Arbeit von Jahrhunderten bewältigt hat — nicht in dem allein, was nur Übergang ward, was wieder zusammenbrechen mußte, sondern auch in dem, was unentbehrlich übrigblieb.

Über dem Vergleich mit dem „Meteor", wie ihn die

Historiker nach seinem Untergange nannten, dem über die Ufer schwellenden, alles verwüstend mitreißenden Gebirgsstrom, als den ihn die Legitimisten sahen, vergißt man allzu leicht den befreienden und schöpferischen Bonaparte. Auch das Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts, nicht bloß wegen der heilsamen geographischen Durchforstung 1803 bis 1806, steht außer auf Preußen zu Teilen auf ihm, auf der längst überfälligen gründlichen Erneuerung des inneren Staatslebens, die der Zerstörer des hl. römischen Reiches und Wiederaufbauer des Rheinbundes erzwang. Drum hat er auch auf St. Helena, bis zum scheinbar Unsinnigen, Preußen am bittersten gehaßt, mehr als den Zaren, mehr als das bundbrüchige Österreich, ja mehr als England. In dem Staat der Steinschen Reformen, des Scharnhorstschen, Blücherschen Heeres, der Schillschen und Lützower todesmutigen Freiwilligkeit erblickt er mit der brennenden Eifersucht des Überflügelten die echte Volkwerdung dessen, was er die napoleonischen Ideen im Gegensatz zu bourbonischen und republikanischen nennt: Gemeinsinn aller Stände, überhöht durch abstrakte Tugenden und Ziele, geführt durch die Vernunft, den Willen und die Kraft der Staatsgewalt. Ihn berührt es ja weniger, wie vieles davon schon friderizianische, ja ältere Deutungen gewesen sind, er sieht sie, auch nicht mit Unrecht, wach geworden seit Jena. Für ihn, der auf das Jahr 1813 starrte, war undenkbar, daß ein solches Volk jemals wieder die Fichteschen und Arndtschen Ideale werde hingeben können für die englischen. Den politischen Erfolg von 1813 und 1815 hat England, aber der Zerstörer der ideellen Völkerführung durch den Geist Napoleons ist das unscheinbare Preußen.

So sieht er's. Es bleibt drum nicht weniger grotesk, versuchsweise sich einen Napoleon an die Spitze des Volkes von 1813 zu denken. Da klafft die ganze Unmöglichkeit auf, und da stoßen wir auf die Verbote durch das Geschichtliche und das Menschliche, auf die sehr schmale Begrenztheit eines Napoleonruhms im Heimatland der Deutschen. Die deutsche Erhebung seit 1813 hat ihr Schönstes aus deutscher Geschichtlichkeit in Poesie und Ethik, und jene verzerrte Napoleonschwärmerei, die uns die Selbstachtung ver-

bietet, ist nicht aus jener edelsten deutschen Saat aufgegangen. Sie bedurfte des im Mißbrauch der Sprache so genannten Jungen Deutschlands, dem das schöne Deutsche so sehr fehlt, wie das Schöne einer ungestümen, aber reinen Jugend, dem der Stolz der echten Jugend fehlt, statt dessen es die Eingebildetheit und die Verworrenheit besitzt.

Der Neuaufstieg Napoleons in den Völkerempfindungen wird erkennbar um die Zeit, da Englands Gefangener auf der fernen verlorenen Insel im ungeheuren Ozean verstarb. Den Toten, der nun in dem kleinen Felsental über Longwood ruht, beginnt man unbefangener zu sehen. Die Karikaturen von meist englischer Fabrikation, die stechfliegengleich den Kaiser umschwärmt, sind ad acta gegangen, nur Sammler, besonders fürstliche, haschen noch nach ihnen. Viel Menschliches ist vergessen. Es beginnen die Geschichtswerke zu erscheinen, die Frankreich seine große Zeit erzählen. Wie sie das Bild der Revolution davon befreien, daß man nur immer allein die Guillotine sieht, so begründen sie den Fortschritt von ihr zum Kaiserreich aus philosophischen, aber gemeinverständlichen Gesetzlichkeiten, wie namentlich das Ansehn Mignets sie zu konstruieren lehrt. Der Erfolg dieser Bücher im lesenden Publikum ist ungeheuer. Dem steht gegenüber der marklose Royalismus der letzten Bourbonen, den die Verfassung, die „Charte", noch mehr anachronistisch macht, wobei deren Formeln doch für eine echte, bis in den Grund fassende nationale Wiederbelebung wertlos sind. Die kann nur aus dem Lebendigen kommen, und dieses befriedigt sich letzten Endes weder im Liberalismus des ôte-toi que je m'y mette, noch in der öden Unwahrheit auftauchender Geschichtsdilettantismen, daß nur die Masse lebe und alle Einzelmenschen ihre mechanischen, zwangläufigen Teile seien, — diesem mit Unrecht sich so nennenden geschichtsphilosophischen „Positivismus", worin die Formel der Volkssouveränität auf dem Wege der Deduktion verrückter wird, als sie es je in den Wirklichkeiten werden kann. Dem aus der Revolution kommenden Jahrhundert blitzt das Gegenteil seiner politischen Doktrinen auf: die schöpferische Bestimmung des Genies, der Völker und Ideen in sich verkörpernden Helden,

der großen Einzelpersönlichkeiten. Vielsagend ist es, daß diesen auch aus dem konstitutionellen England ein geistiger Herold entsteht, der alle die Systemmacher glänzend überragt: der Schotte Carlyle. — Der Tod des Herzogs von Reichstadt im Jahre 1832, „Napoleons II.“, wie ihn ein kleines Häuflein von Verwandten und Anhang bezeichnete, war an sich kein sonderlich wichtiges Ereignis. Aber er trägt eine neue Note des Tragischen in die Erinnerung an den Mann, der Frankreich einst die Herrschaft Europas ersiegte. Der Franzose des schalen Bürgerkönigtums liest seine Gedanken an den Kaiser aber auch aus den Mienen und Worten der Fremden, gerade derjenigen, die die Seinestadt nicht bloß der Moden und des Vergnügens wegen besuchen. Er vernimmt sie insbesonders daraus, was die nach Paris wallfahrtenden literarischen Jungdeutschen heimwärts nach Deutschland schriftstellern und gern dann auch wieder übersetzen und für Frankreich drucken lassen, wie es Heine tut. Heine ist von ihnen der Bedachteste, die Gestalt Napoleons zum Hohn der deutschen Gesinnung und der deutschen Staatsoberhäupter als Marionette zu hantieren. Er begeht darin auch das Unrecht gegen sich, als den Dichter, der in einem seiner schönsten Gedichte („Nach Frankreich zogen zwei Grenadier'“) der Erschütterung bei Napoleons Tode 1821 in mitreißender Gefühlsursprünglichkeit die Form gefunden hat, — weit machtvoller, als des Freiherrn von Zedlitz „Nächtliche Heerschau“, die zwar durch ihre gespenstische Fassung gleichfalls höchst volkstümlich ward und ihren Dichter zur Berühmtheit machte. Das Wesen Heines springt hier erbarmenswert zutage, wie ihn, der durch den gewaltigen Franzosen eine sonst seltne Erhebung zum Großen in sich erlebt hat, die Herzens- und Seelengröße in der Erhebung der Deutschen nur feindselig nachhaltig aufregt und er den Namen Napoleons zum kleinen Instrument dieser Gehässigkeiten macht. 1813, so erzählt er den Franzosen, ist eine deutsche Legende; „Gott“ — den er in Ausnahmefällen immer brauchen kann —, der Schnee und die Kosaken hatten die besten Kräfte des Kaisers zerstört, daraufhin erhielten „wir Deutsche den allerhöchsten Befehl, uns vom fremden Joch zu befreien,

und wir loderten auf in männlichem Zorn ob der allzulang ertragenen Knechtschaft, und wir begeisterten uns durch die guten Melodien und schlechten Verse der Körnerschen Lieder, und wir erkämpften die Freiheit —"

Was noch im Franzosentum Schwungkraft in sich trägt, findet sich zu Impulsen der großen Zeit zurück, zum Sinnbild Napoleon, das über sie strahlt. Die neufranzösische Malerei, die die Schönheit des inneren Ungestüms, der Kraft, des Temperaments zum Inhalt macht, — die Poesie, der Roman, die aus den Liebeleien, Tändeleien, Geldheiraten den Weg zum Heroischen und Nationalen wiedersuchen, alles wird, ob in noch so abseits liegenden Themen, zur Deutung auf den Titanen, den die Nation verloren hat. Frankreich vollendet in dieser Zeit (1836) den altbeschlossenen Triumphbogen auf der Place de l'Étoile. Seine Pfeilerreliefs verherrlichen des Generals und Kaisers Schlachten, und François Rudes Allons, enfants de la patrie, der Auszug von 1792, der nichts mit Napoleon zu tun hat, übt doch in seiner erregenden Monumentalplastik die unmittelbarste Suggestion auf ihn. Im Park von St. Fixin bei Dijon findet desselben Meisters aufwachender, auferstehender Napoleon seine Stelle. In den Tagen der Einweihung des großen Triumphbogens unternimmt der Sohn Hortensens von Arenenberg seinen ersten, halbkindischen Versuch, von Straßburg aus Herr des von den bonapartischen Erinnerungen erfüllten Frankreichs zu werden. Bezeichnend begnügt man sich, ihn als Bestrafung nach Amerika zu spedieren, mit der Verpflichtung, daß er dableibe; Straßburger Geschworene sprechen die Mitschuldigen frei, die zweifellose Hochverräter und Fahneneidbrecher sind.

Zu lächerlich übermäßig war die Distanz zwischen dem großen toten Kaiser und dem gelüstigen Neffen, dem süddeutschen Gymnasiasten und strebsamen Schweizer Artilleristen, als daß der Phantasiestreich am Straßburger Rhein den Marsch des wiederkehrenden Imperators hätte aufhalten können. Und was ihm am meisten den Weg ebnet, um Frankreich im Volk zurückzuerobern, ist die sich selbst unterbietende Monarchie, die durch die Bescheidenheit ihrer Hoheit das Volk zu gewinnen sich vortäuscht. Was in

Deutschland der Kyffhäusertraum vom schlafenden Kaiser bedeutet, das ist in Frankreich die Sehnsucht nach einem Wiederbringer der Größe, die sich aus der Napoleonslegende nährt. Wenn in Deutschland die bändereichen Historikerwerke über die Stauferzeit zu Lieblings- und Hoffnungsbüchern werden, so geht in Frankreich der kluge Thiers an seine mit herzhaftem Advokatismus geschriebene Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs. Die Julimonarchie hat gedacht, den weiter und weiter gähnenden Abgrund der nationalen Unbefriedigung zu schließen, wenn sie die von St. Helena geholten Gebeine in seine Tiefe senkt und sich zum Küster am napoleonischen Sarkophag bestellt. Für sie ein Momenterfolg, ein stetig nur wachsender für den in die Mitte von Paris gebrachten Toten. Wie ihn die abholenden Offiziere bei der Graböffnung auf St. Helena (im innersten der vier Särge) wiedergesehen hatten — erschauernd erzählte man sich's: — in seinen Stiefeln, der weißen und grünen Uniform, dem hinzugelegten Hut, so ging er nun wie ein lebender Mahner gespenstisch um, so stand er auf in neuen unzählbaren Bildern, Lithographien, historischen Gemälden, Statuetten, Porzellanfigürchen. Das alles ist diesmal weit, weit mehr als eine kurzlebige Sensation; und in der Deputiertenkammer des Bürgerkönigtums spricht 1842 ein wirklicher Mann, Alexis de Tocqueville, der Geschichtschreiber der Gründe der großen Revolution, das Wort aus der Seele des französischen Patriotismus: Noch sehe ich niemanden, der stark genug wäre, unser Herr zu werden!

Er rief nach ihm, wie in Deutschland Strachwitz und Geibel den Zwingherrn der deutschen Größe prophezeiten. Aber Tocqueville konnte ihn nicht in Louis Napoleon anerkennen, obwohl er in den Wirren der Februarrepublik dessen Minister zu sein versucht hat.

Das zweite Kaiserreich hat außerordentlich Wertvolles für die Erschließung der urkundlichen und persönlichen Quellen über Napoleon getan. Es hat sich durch ihn Nimbus zu geben gesucht, freilich die Unmöglichkeit des Vergleichs nur desto drastischer gemacht. Der napoleonische Erinnerungskult hat beides überdauert. Weil seine lebendigsten

Gründe nicht in die Parteiung hineingehn, nicht einmal in die Völkergegensätze. Seine Kraft ist das Völkersehnen nach gigantischer, kühner, steiler Heldengröße. Zu fernab liegt für ein anschauendes Wünschen der dionysische Alexander, zu fernab auch Cäsar, von dem die Schulpaukerei kein rechtes Bild fertigbringt. Und gegen Friedrich und gegen Bismarck gehalten bleibt einem Napoleon die höhere Gemeinverständlichkeit des Schrankenlosen.

⌘ ⌘ ⌘

Das volkspsychologische Begehren nach tatgewaltigen Persönlichkeiten läßt sich, zumal wenn es sich um keinen Lebenden handelt, wenig beirren durch verübtes Unrecht oder durch Sünden, die in den Hauskatechismus fallen. Und um dies einmal zu sagen: bis zu gewissem Grad ist auch die Kritisierung der ganz Großen mit solchen Gründen eine Form von höherem Klatsch. Ich weiß, wie gewagt es ist, diese Ansicht auszusprechen, und muß mich mit denen begnügen, die mich verstehen. Wir wollen uns auch nicht bei denen aufhalten, wo die nicht mehr begrenzte Souveränität der Persönlichkeit auch in der Entfesselung ihrer privatesten Macht- und Eroberungstriebe maßlos sich nachgibt, wie dies bei Napoleon der Fall ist. Die Rassen-Varietäten müssen als mitbedingend angesehen werden, und weit mehr noch die Zeitanschauungen, die nichts weniger als konstant sind. Man kann sich der menschlich Größeren freuen, die darin das reine Bild hinterlassen, ohne den Perikles, Lorenzo Medici, Karl V., Napoleon, oder auch dem für weibliche Zärtlichkeit und Schönheit so gerne empfänglichen Karl, dem großen Karolingen, die Berechtigung weltgeschichtlichen Ruhmes abzusprechen. — Durchsichtiger erörtern läßt sich das Gebiet der öffentlichen Frevel, bei Napoleon am nachhaltigsten repräsentiert durch die Wegschleppung des bourbonischen Prinzen Herzogs von Enghien aus dem badischen Ettenheim, seine justizmörderische Erschießung zu Vincennes, die den Zweck hatte, bourbonische Konspirationen einzuschüchtern durch die Ergreifung dessen, der zwar ungenügend belastet, doch am leichtesten zu haben war. Die ähnlich vorbeugende, demonstrative Erschießung Palms ist dem Kaiser, da es sich nur um

einen wackeren deutschen Buchhändler handelte, nicht in ähnlichem Maße übelgenommen worden.

Napoleon selbst hat sich mit derartigen Erinnerungen auf die Weise auseinandergesetzt, daß er das „Verbrechen“ erst erkennt, wo eine Möglichkeit des Vermeidens vorgelegen hätte: in der Politik ist es wie im Kriege, daß man Böses zufügen muß, und es gibt darüber keine Regel, ein Gewaltakt wird „excusable qu'autant qu'il est absolument nécessaire“. Man wird ihm zugeben müssen: der Privatmann trägt keine Verantwortung für die politische Sicherheit, gleich dem napoleonisch bedingten Herrscher, der das Handeln für ein ganzes Volk auf sich persönlich nimmt. Es entsteht das Problem, ob man diesen schlechthin in alle Gesetze einbegreifen kann, die die bürgerliche Gesellschaft aufstellt, damit innerhalb ihrer Gliederungen sich die zweckmäßige Ordnung, Fügsamkeit, Friedlichkeit, Rücksicht und Harmonie aufrechthalten lassen. Die Nationen als Ganzes sind noch niemals nach der Tugend des neidlosen Wohlwollens miteinander verfahren. Es ist besser, sich darüber klar zu sein, als darüber zu jammern. Wo ständen wir in Deutschland heute, wären wir nicht genugsam gewarnt und gezwungen worden durch Englands gesamte neuere Geschichte, die sich aufbaut auf Ränke und Treulosigkeiten, die über Napoleons dialektische „Notwendigkeit“ hinaus ins Gewohnheitsmäßige gehn! Die Völkergemeinde darf von der anderen Seite auch nicht zum Asyl alles Sorglosen, Trägen, Schlaffen und Verlebten werden, es bedarf des gewalttätig eisernen Besens, der sie zeitweilig auskehrt und Raum für die Verjüngung schafft. Wenn die dynastische Autorität sich zur Erhaltung des Gesunden jahrhundertelang unfähig macht, so sendet die all-erhaltende Fügung, die die weiterbildende Schöpfung ist, den weltgeschichtlichen Chirurgen.

Der Kampf, die Verdrängung ist in der Welt von Anbeginn, und die Geschichte der Menschheit besteht darin, daß sie von den frühesten Stufen, von Familie und Sippe an bis zum heutigen Großstaat fortschreitend größere Komplexe geschaffen hat, innerhalb welcher man Friede und Ordnung hält, weil man darin gemeinsam zu Schutz und Trutz verbunden ist und allmählich auch zu höheren Zielen.

Über diese Komplexe hinaus finden die Ordnungsgesetze keine Zuständigkeit; sie sind Konventionen, Übereinkünfte, auch wenn sie nach einer langen Entwicklung nicht jeder mehr dafür erkennt.

In so vielen Fällen, daß ihre geschichtliche Darlegung ein ganzes Buch erfordern würde, begründet sich die Wohlfahrt der Völker, ja die Friedenserhaltung auf die Frevelkühnheit ihrer Führer. Nur ist nicht alles in demselben Grade ruchlos, als es heute scheint. Als der Ostgote Theodorich, der Dietrich von Bern der germanischen Bewunderung, begriff, daß die ursprüngliche Abmachung unhaltbar sei, mit Odowakar gemeinschaftlich das Menschengemisch in Italien zu regieren, da erwies er ihm aus einem altgermanischen, von jedem im Volk gewürdigten Denken die Rücksicht, daß er ihn persönlich mit der Waffe niederstieß und einen König nicht von minderbürtigen Händen abwürgen ließ. Das wird ihm denn nun bei den Schwachhistorikern zum Vorwurf der ganz besonderen Abscheulichkeit. David, Konstantin, Chlodwig gehören zu den entschlossensten Frevlern der Geschichte, und wiederum ist es ein Grund des Gemeinnützigen, der mit ihnen so leicht versöhnt hat: ihr religionsgeschichtlicher Verdienst.

Die Erörterung über die Befugnis der Staatsräson, sich über das Sittengesetz zu stellen, das sie doch auch zu hüten hat, ist alt; schon der edle Platon bringt dafür sehr freie Gesichtspunkte bei. Die Renaissance hat diese Auseinandersetzung am wichtigsten vollzogen im „Principe" des feinen und patriotischen Machiavelli, und jedermann weiß, worin sie gipfelt: in der Forderung einer unerschrockenen Nichtrücksichtnahme des Fürsten auf die bürgerliche Rechtsordnung, sobald das für die Selbstbewahrung des Staates, seine Stärke und Ordnung notwendig ist. Es läßt sich ja alles hier nur skizzieren und leider nicht genügend abgrenzen. Machiavelli wird heute endlich wieder besser verstanden, als zur Zeit der Wiederbegründung der Staatsidee, die in Auflehnung wider den nur selbstbezweckten Fürstenabsolutismus geschah. Mit dem „Principe" kommt auch jene Unterscheidung des mal, der gemeinnützigen Übeltat, vom crime überein, wie sie Napoleon in Anspruch nimmt.

Diese weitumschauenden Auseinandersetzungen sind nicht müßig, wenn man objektiver in die Psychologie des Napoleonkults eindringen will. Denn darum handelt es sich, nicht um die Definition einer Herrschermoral. Das Volk bleibt sich in seinen Maßstäben auch keineswegs gleich, es geht gleichfalls mit der Geschichte; in späteren Jahrhunderten hätte es aus dem Mörder Odowakars nicht mehr die überragende Epengestalt Dietrichs von Bern erschaffen, der alle hochberühmten Helden — so auch am Hofe Etzels in den Nibelungen — überwindet. Das Sittliche dringt trotz allem vor und breitet sich stetig über die Menschheit aus. Es ist hochwichtig und unentbehrlich, daß auch die Großen und die Höchstgestellten das Medusenhaupt der letzten Verantwortung, die stetig sich verschärft, niemals aus dem Angesicht verlieren. Aber es liegt auch eine ethische Geschichtsbegreifung darin, wie Bismarck einmal sagte: wenn dem König Wilhelm die hohe Damenpolitik drohend mit dem Weltgericht kam, dann faßte er ihn nachher am preußischen Portepee.

Geschichtliche Beckmesserei im Bunde mit gutmeinendem, aber höchst beschränktem Patriotismus hat die Antilegende von dem Egoisten und Bösewicht Napoleon geformt, was er beides nicht gewesen ist. So urteilt mancher, ohne zu wissen, wie einstmals auch die Seele des hochstrebenden, aber unverstandenen und gesellschaftlich mißhandelten Offiziers selbstlos begeisternde menschheitliche Ideale erfüllt haben, über welche die in Paris regierende Macht- und Vergnügungswelt des Directoire die Achseln zuckte. Es gibt wohl Erlebnisse und Erkenntnisse, die an einem bestimmten biographischen Punkt den seelischen Umschlag in die Menschenverachtung bewirken, in eine solche, die fortan das entschlossene Ich in den Mittelpunkt stellt und bei ihr das Gute und das Böse monopolisiert. Es ist wahr, daß Napoleons Lippen das Wort Canaille mit häufigem Unrecht verlassen hat und er seine Ansicht von den Fürsten, Beamten, Hofleuten, Politikern insgemein leicht auch auf den einzelnen, der sie nicht verdiente, übertrug.

Wir können uns gewiß nicht für alle Verhimmelungen

eines feindlichen Bedrückers erwärmen, wie die napoleonische Erinnerung in Deutschland reichlich hervorgebracht hat und im Gedenkjahr 1913 wieder herangezüchtet. Auch nicht für Sentimentalitäten an falscher Stelle, wie einst Moritz Saphirs gefühlvolle Totenklage um die Dynastie Napoleon, die dann in Almenräders Komposition ganz Deutschland am Klavier und in den Musikvereinen sang. Aber das ist nicht zu übersehn: Napoleon ist nie der Vertreter einer selbstsüchtigen Einzelschicht gewesen, und sein Ehrgeiz ward von Erfolg zu Erfolgen identischer mit den Lebenszielen der ganzen französischen Nation. Wir sind uns jetzt klarer geworden, nicht zum wenigsten durch die sorgfältige französische Historikerarbeit unter der jetzigen Republik, wie hoch er als Aufbauender, als Gesetzesschöpfer, als Wirtschaftspolitiker des Gesunden, Ausgleichenden einzuschätzen ist. Für diese Werke, die fragmentarisch blieben, hat er vergeblich um die beruhigte Friedensrast gerungen.

Für die aber, die auf dem historischen Fundament der Monarchie und nicht auf dem halbflüssigen Boden des Cäsarismus stehen, gibt es aus nichts soviel zu lernen, als aus der nicht erlöschenden Erinnerung Napoleon. Oder, wie man es auch sagen kann, mahnend zu lernen aus dem Widerspiel, das diesen Kult am meisten berechtigt und großgezogen hat: aus dem Königtum mit dem Regenschirm des unköniglichen Entgegenkommens und mit dem Kurszettel als der höchsten Charte. Von jener Julimonarchie, die sich mit ihrem größten Antipoden abzufinden gedachte, indem sie ihn auf eine einzigartige Weise inmitten des ihn heimfordernden Volkes bestatten ließ, und über deren eigne Gebeine der Flugsand der Geschichte weht.



Schicksalslose

Novelle von Toni Schwabe

Es war eine jener kleinen Privatpensionen, die zwischen dem Tiergarten und den beiden Wertheimen, sowie dicht unter dem Dach und somit allen Anforderungen ihrer Besucher gemäß gelegen sind.

Es gab dort ausländische Offiziere und inländische Korsettfabrikantinnen — es häuften sich die Dichter und Musikschülerinnen — und der Indier oder Chinese war eine nicht weniger alltägliche Erscheinung als das Genie. In keinem Falle bildete ein Mensch, der dorthin mit einem Schicksal kam, eine irgendwie augenfällige Ausnahme. Im Gegenteil: es war dort Gepflogenheit, mit zwölf, mit zwanzig, ja mit Hunderten von Schicksalen belastet zu sein.

Man trug sie gedankenlos — man trug sie gebeugt. Man war interessant durch ihren merkbaren Glanz — oder man durfte sich ganz ungeniert hineinsinken lassen. Keiner der Anwesenden würde etwas davon bemerken.

Zuweilen auch stand die Last unmittelbarer Geschehnisse wie atemlose Gewitterluft über dem gemeinsamen Mittagstisch, während sich in allen Ecken schon wieder neue Schicksale zusammenballten. — —

Ruja Baidin kam ohne Schicksal dorthin. Sie wollte nichts anderes als Musik studieren. Daß sie außerdem verheiratet war — nein, das konnte man nicht ein Schicksal nennen, denn alles in ihrem Leben war bisher immer nur selbstverständlich gewesen — sowohl, daß Carl Constantin sich nach einigem Aufwand an Blumenarrangements und schöner Literatur mit ihr verheiratete, als daß sie danach ihm gehörte. Sowohl, daß er nun acht Stunden täglich auf seinem Bureau zubrachte, wie auch, daß sie während dieser Zeit eine gewisse innere Unruhe zu bekämpfen hatte, die vielleicht aus Beschäftigungslosigkeit herrührte.

Sie ging dann durch die Zimmer mit ihrer kleinen

braunen Geige auf der Schulter. Die sang und sang. All dieses rätselhaft Unruhige sang sie, mit dem Ruja allein nicht fertig werden konnte. Und dann war sie wieder still, und wenn Carl Constantin nach Hause kam, konnte man sie zurücklegen in ihr buntes Seidentuch, als wäre nichts geschehen.

Dennoch war es etwas so Herrliches, an dieser Unruhe weiter zu spinnen, daß Ruja eines Tages erklärte: „Nun gehe ich etwas — ein klein bißchen nach Berlin, um Musikstunden zu nehmen."

Carl Constantins Hände zitterten. Er war sehr groß und stark, und er hatte eine laute Stimme. Er schrie: „Was willst du? Unsinn! Was willst du?!! Als ob du nicht spielen kannst! Besser als irgendeiner in ganz Berlin! Was willst du noch lernen? Quatsch! Du wirst nicht gehen! Berlin würde dir schlecht bekommen!"

Sein hübsches Gesicht war rot. Seine Hände zitterten. Acht Tage später befand sich Ruja Baidin in der Pension mit den Schicksalen.

Die Korsettfabrikantin erzählte interessant aus Paris. Sie bedauerte, daß Moulin rouge doch so gar nicht mehr dasselbe wie früher sei. „Spießbürgerlich ist es dort geworden — rein spießbürgerlich. Man könnte mit der Lupe suchen nach einem richtigen Genie!"

Der Tenor sagte: „Daß auch der Ida nie die Kartoffelknödeln geraten!"

„Is scho wahr! Sauschlecht ißt man heut wieder amal bei uns!" bestätigte die Pensionsinhaberin.

Draußen wurde geklingelt. Ein Messengerboy brachte einen Rosenstrauß für Fräulein Jellineck. Fräulein Jellineck nahm die roten Rosen, lief auf ihr Zimmer und weinte.

Die beiden Schauspielerinnen, von denen die eine Gräfin, die andere blond war, machten einander merkwürdige Handbewegungen, welche die sehr intimen Zeichen einer ihnen beiden verständlichen Sprache waren.

Der Türke, der in seiner Heimat einen höheren Titel führen sollte, sah mit runden schwarzen Augen und lernbegierig den Tisch auf und ab. Dabei aß er zierlich und



Vlissinger Fischfrau
Gemälde von Hans Herrmann

anständig vor sich hin, so wie er es wohl in Europa gelernt hatte.

„Bei Ihnen in der Türkei dürfen Sie dieses Zeug da nicht essen, nicht wahr?" fragte ihn der Tenor.

Der Türke lächelte. „Bei uns, wir essen nicht Schawein. Wenn wir kommen in Ausland, wir tun, was ist Sitte in Ausland."

„Gnädige Frau wollen sich in Musik ausbilden?" fragte aus interessantem Schweigen heraus ein schöner, dunkler Mann, der an Rujas Seite saß. Er war etwas der Typ von Sudermann.

Sie antwortete mechanisch, was sie sich zu sagen vorgenommen hatte: „Ich möchte etwas mehr Technik haben, um freier zu spielen." Das war gelogen. Sie liebte ja nur die große Unruhe des Spielens.

„Bei wem bilden sich gnädige Frau aus?" fragte der interessante Mann mit seiner tiefen, dunklen Stimme weiter.

„Es ist der Lieblingsschüler von Joachim, bei dem —"

„Es ist doch merkwürdig, daß alle Lieblingsschüler Deppen sind!" platzte der Tenor heraus. „Tatsache! Wer hat schon gehört, daß irgendein Schüler irgendeines berühmten Musikers selber was geworden wäre?!"

Ruja errötete. Sie hatte diese lästige Angewohnheit aus Biala mitgebracht.

Der interessante Mann schwieg hinter seinem schönen, dunklen Bart. Er sah sich irritiert nach Betty um, die vergessen hatte, ihm zum zweitenmal anzureichen. Gleich danach wurde er zum Telephon gerufen, worauf er mit diskretem Gentlemanlächeln verschwand. — —

Erst am zweiten oder dritten Tag bemerkte Ruja auch Herrn de Foe. Doch das war nicht sehr wichtig. Er machte einen so unscheinbaren Eindruck, daß man ihn förmlich darauf ansehen mußte, ob auch etwas Ungewöhnliches an ihm sei. Dann allerdings sah man, daß er ein bißchen merkwürdige, wenig aufmerksame Augen hatte. Dennoch war Herr de Foe ausgerechnet Maler.

Es begegnete Ruja, daß sie beim erstenmal, als sie de Foe bemerkte, plötzlich sehr lebhaft an Carl Constantin

denken mußte. Zog sie etwa einen Vergleich? Sie dachte, welch hübscher Mann Carl Constantin wäre, und daß es eine gewisse Wohltat sei, wenn man so jeden Tag als Selbstverständlichkeit seine Augen auf etwas Schönem ausruhen lassen kann.

Sie wollte einen Brief an Carl Constantin schreiben und ihm von all den fremden, wunderlichen Leuten hier erzählen. Den würde er lesen, wenn er aus seinem Bureau kam — gerade einmal durchlesen — und ihn dann zusammenfalten und in das Käftchen legen, wo auch ihre anderen Briefe aufbewahrt wurden.

Wenn sie aber — angenommen, sie täte den Unsinn und schriebe, was man im Zusammensein ja gar nicht aussprechen kann — schriebe also zum Beispiel: ich liebe Dich — liebe Dich — liebe Dich —!

Nun? So würde er beim Lesen ein klein bißchen lächeln und denken: ‚Ach Unsinn, du kleine exaltierte Ruja —‘

Ja — wie ist das nur mit solchen Worten? Vielleicht sind solche Worte nur für diese interessanten schwarzen Herren am Telephon. Sie gebrauchen sie natürlich gegen ihre Geliebten, von denen sie immer mehrere zugleich haben. Carl Constantin aber versicherte ihr oft, daß er exaltierte Gefühle mißachte und daß die seinen, so gar nicht exaltierten, die einzig sicheren, zuverlässigen und ehrenhaften seien. Sie waren auch miteinander übereingekommen, daß, wenn einer von ihnen beiden zur Untreue neigen könnte, dieser eine bestimmt Ruja sein würde. Denn irgend etwas Aufflatterndes, Wankelmütiges lag nun einmal in ihrem Charakter. Carl Constantin war unbedingt zuverlässig.

Ruja schrieb ihren Brief. Er schloß: „Hier haben alle Menschen Schicksale — nur ich bin schicksalslos.“ Und plötzlich glitt ihre Feder weiter, und an den langen und sehr vernünftigen Brief kam ein recht unbegreiflicher Nachsatz. Der hieß: „Ich wollte, Du wärest mein Schicksal. Ich wollte, Du nähmest mich in Deine schönen, starken Hände, nähmest mich mit all meiner grenzenlosen Unruhe. Zerbrechen dürftest Du mich — wenn Du mich nur liebst — nur liebst — — —.“

War das ein Brief? Ein Brief an Carl Constantin?

Man konnte ja einfach den letzten angefangenen Bogen weglassen; dann ging es bis „nur ich bin schicksalslos." Hier war der Brief ja fertig. Sie schrieb noch an den Rand: „Ich habe Dich zuverlässig lieb. Deine Ruja."

Dieser Stil würde Carl Constantin besser gefallen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Herr Bauer aus Iffendingen wollte täglich abreisen, aber er ging nicht. So erzählte er Ruja. Es war rein unmöglich, denn er mußte einen Tag nach dem andern zugeben, um noch zu erfahren, wie dieses und jenes Schicksal ablief. Herr Bauer war ausdrücklich gekommen, um Großstadtstudien zu machen. Und wo wäre hierfür ein besseres Feld gewesen, als in der Pension Immenfluh?

„Ich habe mir nun fest vorgenommen, abzureisen, sobald das mit dem Diebstahl herausgekommen ist," sagte er. „Das ist dann wenigstens einigermaßen ein gewisser innerer Abschluß. Neue Ereignisse, die sich inzwischen noch anbahnen, habe ich mir fest vorgenommen, gar nicht erst zu verfolgen — man fände ja sonst überhaupt kein Ende. Es ließe sich sozusagen an dieser Pension das Perpetuum mobile demonstrieren — und irgendwann muß man doch zurück nach Iffendingen."

„Und wann, sagten Sie, wäre für Ihre beabsichtigte Reise der richtige Zeitpunkt?"

„Es muß noch herauskommen, ob die Schauspielerin, die Gräfin ist und sich jetzt zum Übergang auf altjüdische Figurentänze vorbereitet, die Toiletteseife der Korsettfabrikantin wirklich entwendet hat und ob die griechischen Medaillen, die Frau Immenfluh dem Konsul Papulias bis auf seine Rückkehr verwahren sollte, durch einen Geheimschlüssel aus der Schatulle entfernt sind. Wir haben uns verabredet — und selbstverständlich muß ich für diese Erzählung Ihre vollste Diskretion erbitten, meine Gnädigste — wir haben uns also verabredet, demnächst eine Falle in Form eines Zweimarkstückes zu stellen, das des Abends unter anderem abgezähltem Geld in einem Portemonnaie auf dem Nachttischchen neben meinem Bett deponiert werden soll."

„Des Abends? Neben Ihrem Bett?“ fragte Ruja erstaunt und zusammenhanglos.

„Allerdings!“ Und plötzlich errötete Herr Bauer aus Issendingen jäh. Dann fügte er entschuldigend hinzu: „Man muß eben allerlei mitmachen. So ganz, ohne sich selbst etwas mit daran zu beteiligen, läßt sich die Großstadt eben nicht studieren.“

„So —“ sagte Frau Ruja Baidin aus Biala kühl und ausdruckslos.

Herr Bauer hatte noch eilige Besorgungen in der Stadt zu machen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ruja spielte. Sie stand in ihrer schiefen Kammer, die kleine braune Geige zwischen Schulter und Kinn gedrückt, und spielte.

Unruh — Unruh — Unruh — sang die Geige.

Der Tag war schwül, und ihre Hand, die den Bogen führte, verlor an Zuverlässigkeit. Da legte sie die Geige weg, nahm schnell den Hut und zog Handschuhe an, wie man es in Biala zu jedem Weg auf der Gasse tut, und ging hinaus.

Auf dem Flur begegnete ihr Herr de Foe. Er sagte: „Ich hörte Ihnen zu, wie Sie spielten — Verzeihen Sie mir.“

„Ja,“ sagte sie flüchtig und ging schnell an ihm vorüber.

Als sie mittags wieder zurückkam, lag ein Brief auf ihrem Tisch — ohne Poststempel.

Sie sah auf die große regelmäßige Handschrift — dabei spürte sie, wie ihr das Blut gegen die Halsader schlug —

Der Brief begann: „Sie sind so unendlich reizvoll, meine schöne Tischnachbarin ...“

Sie las nicht weiter. Nein — sie las wirklich nicht weiter. Zu ihrem eigenen Erstaunen war sie enttäuscht und ohne jede Spur privatester Neugierde. Knüpfte der schöne Mann mit dem schwarzen Bart — sie wußte jetzt, daß er Herr von Riesenect hieß — auf diese Art seine diskreten Verhandlungen an? Waren das Schicksale?

Sie riß den Brief spielerisch in lange, schmale Streifen, hier und da durchriß sie ein vielsilbiges, langhin gestrecktes Wort — „Überlegenheit" — „Konventionelle Schranken — —"

Sie lächelte, sah dieses Lächeln im Spiegel, und lächelte sich selbst noch einmal zu. Dann kam ihr ein kleines Gefühl von Melancholie, als wäre sie in Biala, wo man auch immer umsonst oder mit dem Spiegel gelächelt hatte.

Bei Tische fühlte sie sengende Blicke auf sich gerichtet. Sie kitzelten fast ein wenig, so daß man lachen mußte. Aber das ließ sich ganz gut unter einer kleinen Plänkelei mit der blonden Schauspielerin verstecken, die heute ohne ihre Gefährtin zu Tische gekommen war.

Herr de Foe hatte Augen, die einem wieder auf eine andere Art lästig fallen konnten — obwohl er gerade nicht mit seinen Blicken aufdringlich wurde. Ruja fand, er hätte zu gleichgültige und zu ernsthafte Augen. Man wird so nicht gerne angesehen.

Nach der Suppe kam das Mädchen Betti und meldete, daß Fräulein Kappauf da wäre.

Frau Immenfluh erblaßte, stand heftig auf, wankte — und setzte sich wieder.

Nach dem Reispudding flatterte eine blonde und sehr niedliche Minette durch das Eßzimmer und verschwand in Frau Immenfluhs Privatgemach. Frau Immenfluh folgte ihr demütig und beflissen.

Danach hörte man das Geräusch niederklatschender Karten und dazu eine hohe, etwas singende Stimme, die verkündete: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben! Das ist der Herr Freund! — Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben! Der kommt von weit her! Ich seh ihn auf dem Wasser schaukeln! Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben! Viel Geld! Hohe Orden — — — — Hihi!! Karo 8 — nein, die Bedeutung sag' ich nicht! — — —"

Es gab wenigstens noch drei oder vier Türen, hinter denen Fräulein Kappauf danach noch das Schicksal begünstigte.

„Glauben Sie, den Verdienst könnte ich auch einstecken!"

sagte Fräulein Engel zu Ruja, die beide als letzte noch am Tisch geblieben waren. Ruja ließ sich Kaffee geben, und Fräulein Engel rauchte ihre Shagpfeife. „Der Frau Immenfluh sag' ich, daß ihr griechischer Konsul, der mit dem Pensionsgeld davonging, mit einem Heiratskontrakt zurückkommt. Über die andern alle bin ich nicht weniger orientiert. Da ist der Herr von Riesenec, der immer die Dreizahl vollständig haben muß. Fräulein Jellinek leidet an den Stimmungen eines Ästheten. Die Korsettfabrikantin besitzt ein Männerkostüm, in dem sie Mitglied eines Spielerklubs ist. Der Tenor hat ein kleines Gspusi, mit dem er mir jede Nacht den Schlaf stört. Der Türke bildet sich überall — am meisten auf der Friedrichstraße, und seine Titel stehen keineswegs unter Heimatschutz. Herr Bauer aus Issendingen ist ein Erzlump, dem nichts nachzuweisen ist — und Herr de Foe — ja — Herr de Foe ist ohne Interesse. Er malt. Er ist schicksalslos sozusagen."

„Mein Gott, und woher wissen Sie all diese schrecklichen Intimitäten?"

„Des will ich Ihnen offen sagen: Jedesmal, wenn ich an einen neuen Ort komme, versichere ich mich zunächst aller Schicksale. Dann habe ich sie sämtlich in der Tasche, und niemand, der bei mir einregistriert ist, kann mir was anhaben."

Sie stand auf, spritzte etwas Tabaksaft auf den Teppich der Frau Immenfluh, verwahrte das Pfeifchen sorgfältig in der Jackettasche und ging überlegen lächelnd aus dem Zimmer.

Ruja sah ihr nach. Das war also eine Art Buchhalterin. Sie mußte lachen. Sie war es aus Biala nicht eben ungewohnt, sich mit den meisten Eindrücken an sich selbst zu wenden. So bog sie sich ganz leise hin und her, so wie das Schilf schaukelt, wenn etwas Wind geht, bog sich und lachte vor sich hin.

„Kann man so lachen, wenn man ganz mit sich allein ist?"

Oh — das war ja der andere Schicksalslose! — Herr de Foe —

„Doch," sagte sie belustigt — „doch!"

Und dann sah sie diesen jungen Menschen, der so merkwürdig unscheinbar war, ein bißchen keck an und sagte: „Wissen Sie, daß wir beide, Sie und ich, auf einer ganz abgetrennten kleinen Insel hier nebeneinander existieren?" Sie dachte: Mit ihm kann man reden wie man will — es schadet nicht viel.

Aber er sah mit seinen merkwürdigen Augen lange und ernsthaft auf sie hin. Mein Gott, war dieser Mensch unglaublich ernsthaft!

Er sagte: „Wissen Sie denn überhaupt von dieser abgetrennten Gemeinsamkeit?"

Sie war verwirrt. „Dieses Wort brauchte ich nicht, Herr de Foe."

„Und was war es, das Sie meinten?"

Sie strich sich leise mit der Hand das Haar von den Schläfen. Sie sagte: „Oh — gar nichts Besonderes — nur aus irgendeinem dummen Gespräch heraus dachte ich einen Augenblick an eine Gemeinsamkeit der Schicksalslosen."

Er lächelte ganz wenig. Dabei gefiel er ihr für einen kurzen, heftigen Augenblick. Er sagte: „Schicksalslose? Muß denn ein Schicksal so notwendig im Äußerlichen beruhen? Wenn ich nun von einer anderen Gemeinsamkeit wüßte?"

Sie war verwirrt. Wie ärgerlich leicht sie doch verwirrt war! Sie dachte: ‚Was denn für eine Gemeinsamkeit sollte es noch geben? Gar keine! Nein: gar keine gibt es!'

Er sagte: „Es gibt eine Gemeinsamkeit — die Gemeinsamkeit der Unruhigen. Und die ist unweigerlich zwischen uns. Verstehen Sie wohl? Der Unruhigen, die stets in einem Warten leben, die nur durch dieses Warten — andere nennen es auch Sehnsucht — ihr Leben haben. Wenn Sie so wollen, sind es Schicksalslose, denn ihr Schicksal kann ein Lächeln sein — oder der Blick eines, der vorübergeht — — Lauter Schicksale, die es unter ‚denen' nicht gibt."

Sie erblaßte gewaltsam und machte eine jähe, fliehende Bewegung.

Er sagte leise und gutmütig: „Mein Gott, war ich nun auch noch so unglaublich unfein, Sie zu erschrecken?"

Sie atmete auf, wie ein Kind, das man beruhigt hat — und kam sich plötzlich etwas lächerlich vor. Seine Stimme machte ihr Zutrauen. Sie sah ihn ruhig, neugierig an und sagte: „Woher wissen Sie das alles?"

„Woher ich das weiß? Ich hörte Sie Ihre Geige spielen."

Sie sagte: „Ja — natürlich."

Sie sah wieder auf ihre Hände. Sie streckte ein wenig die Finger. Auch den mit dem breiten goldenen Ring.

Dann sah sie auf — gerade in sein Gesicht. Er hatte wieder das suchende Lächeln. Er sagte: „Und doch sind Sie ganz bestimmt eine Frau, die sehr geliebt wird."

Sie schwieg. Da war wieder alles zusammengebrochen.

Ein Gefühl steinerner Schwere war in ihrem ganzen Körper. Nein, sie war keine Frau, die geliebt wurde. Was aber ging das diesen fremden Menschen an? Warum beleidigte er sie mit allen möglichen Erkenntnissen, die sie gar nicht brauchen konnte?

Sie sagte mit einer kurzen, harten Stimme: „Was wir da reden, ist ganz ohne Belang. Bis zum Abend haben wir es beide vergessen."

„Wenn Sie es so wollen," sagte er leise und obenhin.

Sie schwieg und ging still und etwas müde aus dem Zimmer. Sie dachte: ‚Nun ist es also vorbei und überwunden — —'

— —

Beim Abendessen spürte sie es wie eine körperliche Berührung, als Herr de Foe ins Zimmer trat. Er kam hinter ihrem Rücken herein. Sie wußte sofort, daß er es war. Eine Flut unruhiger Wärme überlief sie und zuckte ihr in den Fingerspitzen. Sie erschrak sehr darüber.

— —

Carl Constantin schrieb:

„Meine liebe Ruja!

Es ist äußerst ungemütlich für mich, solange allein zu sein. Das Essen schmeckt mir nicht recht, obwohl Du

der Ernestine doch für jeden Tag aufgetragen hast, was sie mir kochen soll, woraus ich Deine Liebe zu mir ersehe. Ich möchte aber, Du kämest nun bald wieder. Die Zeit wird mir lang, und ich weiß nicht wohin mit den freien Stunden. Ich erwarte immer vergebens, daß Du mir entgegentrittst, wenn ich aus dem Bureau nach Hause komme. Deinem Papagei geht es gut, nur schreit er viel, er kann mich immer noch nicht leiden. Ein blödsinniges Vieh! Ich sehe nicht ein, warum ich ihn füttern muß. Ich habe Wichtigeres zu tun. Die Kanada-Aktien steigen weiter. Ich glaube, ich habe diesmal Dein Kapital recht gut angelegt. Wir haben jetzt einige neue Damen im Verein, eine Frau Jadeck, die viel gelesen hat und recht gebildet ist. Sie würde Dir gefallen! Und ein Fräulein Markowacz, die reizend fesch und munter ist. Natürlich kümmere ich mich nicht weiter um sie. Ich bin vollständig ausgefüllt von meiner kleinen Ruja — wenn sie nur da wäre!

Anliegend ein Paar Handschuhe aus dem Geschäft von Caré, wo Du so gern kaufst.

Dir küßt die Hand

Dein getreuer Mann."

Es geschah Ruja, daß sie plötzlich auf die Handschuhe aus feinstem lavendelfarbenen Glacéleder ein paar Tränen fallen ließ. Die sog sie zwar schnell mittels Löschpapiers wieder heraus — aber ein wenig beunruhigt war sie doch, ob auch keine Flecken bleiben würden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Berühmtheit war in der Pension angekommen — ein Herr von jener anziehenden Doppeltheit des Ruhmes die einerseits die Leistungen, anderseits das Sensationelle des Schicksals anbetrifft.

Lächelnd sagte die Korsettfabrikantin: „Man sieht es ihm ja nicht an, aber er soll einmal wunderschön und der Liebling des Königs Ludwig gewesen sein."

Der Liebling hatte sein Greisenhaar zu einer kleinen rotgefärbten Perücke aufgebauscht. Er wiegte sich beim Gehen in den Hüften, lächelte viel und hatte eine feine und

reine Art zu sprechen, die ihn stets vor seiner Umgebung auszeichnete. Wenn er von dem bayrischen Ludwig sprach, so nannte er ihn still und selbstverständlich „mein König". Darin lag ein gewisses bescheidenes, aber unweigerliches Besitzergreifen. Er sagte: „Mein König hatte Freude an meiner Stimme!" — „Mein König liebte die rotgoldene Farbe meines Haares."

Der gefärbte Haarschopf wurde zur Pietät.

Am ersten Abend begann sofort ein Sängerwettstreit. Das heißt, der Tenor setzte sich an das Klavier im Berliner Zimmer und sang die betreffende Arie aus dem „Troubadour", in der sein hohes C bekanntermaßen brillierte.

Der Liebling saß dabei und lächelte bescheiden. Der Tenor selbst war genötigt, ihn aufzufordern, nun auch seinerseits — —

„Stellens Ihr Licht nicht gar so untern Scheffel, Herr Kollega! Wir sind hier sozusagen verpflichtet, für die höhere Gaudi des anwesenden Publikums Sorge zu tragen. — Ist nicht wahr, gnä' Frau?"

Die Korsettfabrikantin sagte: „Wir sind alle aufs äußerste interessiert, Herrn de Lamelles Kunst bewundern zu dürfen."

Der Liebling machte eine hofmännische Verbeugung, trat an das Klavier, blätterte ein wenig in den umherliegenden Notenblättern und suchte sich eins davon heraus.

„Verzeihen Sie, das sind meine Noten — das heißt, die ich singe — für Altstimme gesetzt," sagte Fräulein Jellineck.

Der Liebling verbeugte sich lächelnd.

„Wenn Sie gestatten —"

Und er setzte sich zu Fräulein Jellinecks Noten an das Instrument und sang mit einer vom Alter unberührten tiefen Frauenstimme das Gondellied aus Hoffmanns Erzählungen. —

„Belle nuit,
O nuit d'amour — — —"

Es gab keinen Tenor mit einem hohen C mehr —

Derselbe stand draußen in der Küche und wollte durch-

aus behaupten, daß diese Pension der sonst hochachtbaren Frau Immenfluh ein Abnormitätenkabinett sei. — — —
— —

Das Zimmer der beiden Schauspielerinnen, das neben dem von Ruja Baidin lag, war plötzlich leer geworden — ebenso das des Herrn Bauer aus Iffendingen.

Es ist anzunehmen, daß Herr Bauer nach Iffendingen zurückreiste, obwohl sich das Rätsel von der Toiletteseife, den Denkmünzen und dem Zweimarkstück als Falle nie völlig zur Zufriedenheit der Beteiligten lösen ließ. Das Zweimarkstück nämlich war zwar aus dem Portemonnaie verschwunden, fand sich dann jedoch auf dem Waschtisch im Seifennäpfchen wieder — eingewickelt in einen Papierstreifen, auf dem ein sehr albernes, geschmackloses Witzwort stand, das man von einer Schauspielerin, die doch immerhin eine Gräfin war, selbst wenn sie altjüdische Figurentänze einübte, gewiß nicht erwarten durfte. Es hieß: „Au revoir."

Am andern Tage reisten die Schauspielerinnen — ebenso Herr Bauer. Dieser vermutlich nach Iffendingen.

In das freigewordene Zimmer der Schauspielerinnen zog Herr de Foe. Ruja hörte seinen langsamen Schlenderschritt, wenn er des Morgens aufstand und im Zimmer hin- und herging. Es gab sich, daß sie immer ganz von selbst wach wurde, sobald dieser eine fremde Schritt, der sie doch gar nichts anging, zu hören war — während all die anderen Schritte, soviel sie wollten, an ihrer Tür vorüberlärmen konnten, ohne daß ihr fester Morgenschlaf dadurch unterbrochen wurde. Es war so, als wären all ihre unkontrollierbaren Sinne darauf gestellt, jeden Eindruck, der von diesem einen Menschen kam, unweigerlich für sich zu beanspruchen.

Dabei suchte sie jedem Gespräch mit de Foe auszuweichen. Aber dennoch — es gab die Sprache einer kleinen braunen Geige — —
— —

Sie schrieb an Carl Constantin:

„Die Handschuhe sind so wunderschön, mein lieber Carl Constantin! Wenn Du wüßest, wie es mich gerührt hat,

daß Du sie mir schicktest! Nur ein kleiner Fleck ist leider hineingekommen — ich bin sehr unglücklich darüber, aber ich will es Dir nur gleich schreiben, damit Du es nicht erst erfährst, wenn ich zu Hause komme. Es ist gewiß immer besser, man sagt alles rechtzeitig — nur daß einem doch zuweilen hierzu die nötige Kraft fehlt. Es muß sehr schön sein, wenn ein Mensch so stark ist, daß es nichts in seinem Leben zu verbergen gibt. Oder daß er nichts in dieses Leben einläßt, was ihn je vor seinem eigentlichen Ich beschämen könnte — — —"

Sie hielt inne. Was schrieb sie denn da? Ein Fleck auf neuen lavendelfarbenen Handschuhen ist gewiß nichts Schönes, aber doch kein Anlaß, in derartige Lebensbetrachtungen überzugehen. Und dann: Was ist denn eines Menschen eigentliches Ich, das nie beschämt werden sollte? Bei ihr zum Beispiel: War es die Liebe zu Carl Constantin, die unverändert durch ein ganzes Dasein getragen werden würde, ohne sich je diesem Dasein so ganz einpassen zu können wie etwa — ja: wie die Stimme der kleinen braunen Geige, die alle Unruhe in Klang und Sanftheit wandelte? Oh über diese Unruhe, die immerzu aus dem Herzen sickert! Gibt es nichts als die Schale der Musik, sie darin aufzufangen?

Sie trennte die zweite Hälfte des Briefbogens von der ersten und schrieb auf den frischen Bogen nun noch einige Worte von der zweiten Hälfte, die dann weggeworfen wurde. Schrieb: „erfährst, wenn ich zu Hause komme."

Und dann weiter: „Ich wollte gern noch ein ganz klein wenig hier bleiben, lieber Carl Constantin. Ich sende einen Zettel mit, auf dem allerhand für Ernestine aufgeschrieben ist, was den Haushalt betrifft. Meine Geigenstunden machen mir unendliche Freude. Ich höre auch oft gute Musik hier, die ich in Biala nie haben könnte. Gießt Wanda auch die Rosen im Garten bei dieser Hitze genügend? Ich träume so oft von dem Garten — dann blüht er ganz maßlos wild und wunderschön, und wenn ich aufwache ist es, als wäre noch irgendein verlorener Duft im Zimmer. Es ist gut, daß Du dann nicht siehst, wie ich weine, Lieber, denn das mochtest Du immer so schlecht

an mir leiden, und Du tadeltest stets, daß es keinen vernünftigen Anlaß für solche Tränen gäbe —"

Ruja hielt ein und dachte für sich weiter: Was eigentlich war dann für Carl Constantin ein vernünftiger Anlaß für Tränen? Vielleicht der Tod eines Menschen — oder seine plötzliche Verarmung. Für eine Frau: die Krankheit ihres Kindes und dergleichen. Einmal aber hatte er auch geweint, als er nicht in den Stadtrat gewählt wurde. Es hatte ihn fürchterlich verstimmt, daß sie es sah — und daß sie den Grund erriet, obwohl sie ihn so wenig begriff. Er leugnete ihn auch heftig — —

Nun, es war eine seltsame Geschichte gewesen.

Aber gab es denn überhaupt vernünftige Gründe für dieses eine Gefühl? Kamen nicht Tränen immer aus irgendeinem unbegreiflichen Ungestillten, und ihr „Grund" lag immer nur gleichsam als ein zufälliger Anlaß irgendwo nebenher?

Aber jetzt mußte sie wirklich den Brief endlich fertig schreiben!

— —

Frau Immenfluh war krank. Sie hatte einen Nervenanfall gehabt — daran schloß sich eine Leberkolik. An diesem allem war der Türke schuld.

Die ganze Pension nahm Partei für Frau Immenfluh und gegen den Türken, und man beschloß, um Frau Immenfluh etwas die Hausfrauenpflichten zu erleichtern, daß alle Hausgäste, jeder auf seine Entschließung, das Mittagessen auswärts einnehmen würden.

Die Krankheit der Frau Immenfluh aber kam folgendermaßen zustande:

Betti erschien des Morgens bei Frau Immenfluh und erklärte höhnisch, der Türke verlange vier Semmeln zum Kaffee „und auch sonst alles doppelt".

Frau Immenfluh faßte sich an den Kopf und rief: „Sagens das noch einmal, Betti — das kann nicht möglich sein!"

Betti fühlte sich in einer moralischen Machtstellung. Sie schrie brutal: „Er ist nicht alleine!", schrie, als sei Frau Immenfluh plötzlich zur Tauben geworden.

Diese erfaßte nur die eine schreckliche Tatsache und gar nicht Bettis Stellungnahme dazu. Sie klagte ratlos vor sich hin: „Ja, mein Gott! Was machen wir denn da? Nein, daß mir das auch passieren muß in meinem anständigen Haus!"

„Je ja!" sagte Ida.

„In einem Haus, wo so etwas passiert, da konveniert mir das nicht — da ziehe ich!" sagte Betti und sah Frau Immenfluh hochmütig an.

Frau Immenfluh aber jammerte nur: „Ach das Kreuz! Das Kreuz! Und so ein anständiges Haus wie das meinige!" und dergleichen mehr.

Da rief Betti den Herrn von Riesenecк zu Hilfe.

Herr von Rieseneck erschien in einem buntseidenen Pyjama. Es war noch früh am Tage.

Er dirigierte Frau Immenfluh an die Tür des Türken, um durch diese zu verhandeln. Zunächst mußte Frau Immenfluh erklären, daß dieses Zimmer ausschließlich an eine Person vermietet sei, und zwar an die des Türken. Nicht aber an eine zweite Person, welche sich sofort scheren möge —

„Sogleich!" kam von drinnen die höfliche Stimme des Türken.

Ein Etwas mit käsegelber Chyprine und blau untermalten Augäpfeln wehte vorüber. Frau Immenfluh mußte die Augen niederschlagen und sich die Nase zuhalten. Herr von Rieseneck mußte es nicht. Gott sei Dank, als sie fort war.

Jetzt wandte sich Frau Immenfluh wieder an den Türken. „Ich habe mit Ihnen zu sprechen!" sagte sie.

„Sogleich!" antwortete der Türke.

Wenige Minuten darauf erschien er fertig angezogen und zum Ausgehen bereit — auf dem Kopf das kleine rote Fes, das seine allgemeine Beliebtheit stets nur gesteigert hatte.

„Mein Haus ist ein anständiges Haus!" begann Frau Immenfluh.

„Jawohl!" sagte der Türke höflich.

Da nun weder die Anständigkeit, noch Herr von Rieseneck über die Situation Macht gewannen, griff Frau Immenfluh zu ihrem heimatlichen Dialekt. Sie trug einiges

auf Münchnerisch vor, woraus zu entnehmen war, daß der Türke eine ausländische Physiognomie, hingegen Frau Immenfluh keinen Harem hätte.

Beides war nicht anzuzweifeln.

Der Türke ging ruhig durch das lange Berliner Zimmer und durch den Korridor auf den Ausgang zu.

„Pfui!" rief Herr von Riesenecк aus seinem orientalisch gemusterten Pyjama hervor.

„Pfui!" wiederholte Frau Immenfluh eindringlich.

„Pfui! Pfui!" riefen Betti und Ida angeregt von der Küche her.

Und plötzlich öffneten sich den ganzen Korridor entlang überall Türspalten, und das ganze anständige Haus verfolgte den letzten Gang des Türken mit einem allgemeinen „Pfui! Pfui! Pfui!"

Ein sonderbarer Rauschzustand überkam Frau Immenfluh, der ihr in diesem Augenblick das Gefühl einer Genugtuung gab, wie sie es nie noch in all den Jahren ihrer beruflichen Tätigkeit genossen hatte.

Erst eine ganze Weile, nachdem die Rhythmen verklungen waren, kehrte ihr das Bewußtsein der nüchternen Tatsächlichkeiten wieder. „Trug der net was unterm Arm?" fragte sie ein wenig mißtrauisch.

Ja, andere hatten dergleichen auch bemerkt.

„Zahlt hat er a net!" schrie Frau Immenfluh.

„Aber er muß doch seinen Koffer abholen lassen!"

„Grad den hat er ja keinen!"

Hieran schloß sich der Nervenanfall und ihm folgend die Leberkolik der Frau Immenfluh.

— —

Dieses Ereignis bildete den Anlaß, daß Ruja Baidin aus Biala mit einem ganz fremden Mann aus der Großstadt hinausfuhr — eins, zwei, drei oder vier Stationen weit. —

Daß sie dort an einem kleinen und durchaus belanglosen Bahnhof ausstiegen und einen Fußweg, der quer durch den Wald führte, einschlugen.

„Nach welcher Richtung liegt der See?" fragte Ruja. Sie fand, daß etwas gesagt werden müßte.

Herr de Foe antwortete mit Zuverlässigkeit in der Stimme: „Wir finden ihn ganz bestimmt!"

Natürlich! Es stand ja auch an sämtlichen Wegweisern.

Der Wald roch stark und heiß nach Kiefernharz, roch nach dem schweren Blut der Bäume, das der Sonnenbrand heraussaugt und langsam, langsam rinnen und versickern macht.

Ruja dachte: ‚Nun ist es doch, daß ich mit dem fremden Mann gehe —'

Nein, sie dachte: ‚Was soll denn sein? Ich gehe mit einem der Pensionsgäste in Seeluft Mittag essen. Nur ein ganz klein bißchen geh ich durch diesen merkwürdigen Wald!'

„Nun sind wir schon gleich an Seeluft," sagte de Foe, „und wir haben eigentlich noch gar nicht Mittagszeit."

Ruja sagte: „Ja — es ist noch früh."

„Dieser kleine Busch von Kiefern und Birken durcheinander gibt Schatten."

„Ja —" sagte Ruja.

So mußte es denn sein, daß sie sich unter diesen kleinen Busch von Kiefern und Birken legten und den Mittag abwarteten: Ruja Baidin und der fremde Mann.

Plötzlich bemerkte sie, daß gar kein Sprechen mehr zwischen ihnen war. Sie dachte: ‚Man muß etwas reden — warum sagte er denn gar nichts — und dieser stille Wald — —'

Nein, sie dachte: ‚Warum sollen wir reden? Dieses Wundervolle ist nur einmal da, nur einmal, nur einmal.' —

Und sie lächelte hinauf in die kleinen Kiefernkronen und in das ewig zitternde Laub der Birken.

Er sprach wohl mitten aus seinen Gedanken heraus. Er sagte: „— — das war schon damals, als ich Sie zum erstenmal spielen hörte —"

„So bald schon?" sagte sie. Und sie dachte: ‚Mein Gott, hing damals schon das Schicksal über mir?' Und sie sah es wie einen großen weiten Mantel, in den man bestimmt eingehüllt werden muß — sah so das Schicksal und



Diana. Gemälde von Ilma Ewers=Wunderwald

erstaunte ein wenig. Vielleicht aber auch konnte es wie das kleine bunte Seidentuch sein, in dem sie nach jedem Spiel ihre Geige verwahrte. Ja — vielleicht auch das.

Er sagte: „Kennen Sie dieses Gedicht — von Rainer Maria Rilke ist es — ich habe es gestern gefunden. Es beginnt: Unruh will ich über dich bringen —

„Unruh will ich über dich bringen,
Schwingen will ich dich, umrankter Stab.
Wie das Sterben will ich dich durchdringen
Und dich weitergeben wie das Grab
An das alles: allen diesen Dingen."

Irgendwann, während er das sprach, kam ihre Hand, die mit den abgefallenen Kiefernnadeln spielte, in die Nähe von seiner. Da war es, als ob das Leben aus ihren Fingern glitte und zu ihm hinüberfließen wollte. Ganz schnell zog sie diese verräterische Hand zurück.

„Allen diesen Dingen —" O Gott, ja — — „allen diesen Dingen — —"

Warum denn nur war plötzlich alles erfüllt von diesen Dingen? Es war ein Vormittag — im Wald — nicht sehr weit von der Landstraße — sie würden nachher in Seelust Mittag essen. Das alles war doch so gar nichts Ungewöhnliches. Alle anderen aus der Pension taten dasselbe. Und wenn Fräulein Jellineck nicht im letzten Augenblick ein Stadttelegramm bekommen hätte, nach dem sie ohne Begründung davon und die Potsdamer Straße hinunterlief — wenn das nicht gewesen wäre, so würden sie jetzt zu dreien sitzen, wie es die ursprüngliche Verabredung war.

Hätte sie nun, weil irgendein Fräulein Jellineck ihrem andersgearteten Schicksal nachlaufen mußte, dem Herrn de Foe erklären sollen, daß jetzt auch sie, die verheiratete Frau Ruja Baidin, sich von dem kleinen Vorortsausflug zurückziehen wollte? So kleinstädtisch war man nicht einmal in Biala, und selbst Carl Constantin würde —

„Wir wollen jetzt nach Seelust gehen," sagte sie.

In zwei Minuten waren sie dort. Sie bestellten bei dem Kellner Kalbschnitzel — natürlich Kalbschnitzel — etwas anderes Unvorbereitetes gibt es doch nie an solchen

Orten. Auch nicht, wenn es auf der Speisekarte steht. Kalbschnitzel sind einmal das einzig Zuverlässige im Leben. Aber dann gab es auch noch Erdbeeren —

Die hatten den Reiz des gänzlich Unvorhergesehenen.

Sie saßen durchaus nicht allein! Nein, gleich am nächsten Tisch befand sich eine Familie mit einem Keuchhustenkind, und etwas weiter davon entfernt hatte irgendeine Marie-Liese einen Ball, der mit Gas gefüllt war und deshalb besonders hoch springen konnte, und noch ein wenig entfernter mäkelte „aber Juliettchen, sei artig!" an dem Essen herum.

Es war nicht hübsch neben dem Keuchhustenkind. Man zahlte den Kellner, und ging wieder in den Wald.

Das Gras unter den Bäumen war ganz trocken und hart geworden — es sprang, wenn man es biegen wollte, entzwei. Und am Morgen hatte es sich noch ganz schwankend hin- und hergebeugt. Das Laub der Birken raschelte lauter und durstiger — und überall roch es nach dem wilden hingegebenen Rausch des fließenden Kiefernharzes.

Das war der Nachmittag im Wald — so ging er dem Abend entgegen.

Sie kamen in eine kleine Stadt, die mit vielen dunklen Türmen gegen einen seltsam hellen Himmel stand. Dort aßen sie zu Abend — in irgendeinem Gasthaus unter Lindenbäumen. Dann gingen sie den Weg durch die kleine Stadt zurück. Dabei kamen sie zwei- oder dreimal über Brücken, unter denen ein dunkles Wasser floß. Und wenn man über das Geländer hinuntersah, dann zitterte dort im trüben Wasser das Bild von zwei Menschen, die ein wenig zu nahe nebeneinander standen.

Nun war nur noch ein kurzer Weg durch den Wald bis zur Station.

Ruja dachte: ‚Jetzt ist es nur noch ganz wenig Zeit, daß wir zusammen sind.' —

Es wurde ein wenig dämmerig — noch nicht sehr, denn Juliabende halten ihr Licht gar lange. Am Wasser spielte ein Vorübergehender die Ziehharmonika.

Es war der „Böhmer-Wald". — Natürlich, und dann „Ich schieß den Hirsch —" und zuletzt begann eine schlep-

pende Frauenstimme ein altes törichtes, kleines Volkslied zu singen:

„Oh daß wir scheiden müssen —
Laß mich noch einmal küssen
Deinen roten Mund —."

Dieses kleine Lied ist sehr sentimental — und eigentlich singt es auch kein Mensch mehr, nachdem es die Dollarprinzessin und „Mädlein klein — Schick dich drein" gibt.

Hier aber wurde es von einer ganz unbekümmerten, schleppenden, im Gefühl ertrinkenden Stimme gesungen.

Wie langsame Windstöße zogen die Töne durch den Wald:

„Oh daß wir scheiden müssen —
Laß mich noch einmal küssen
Deinen roten Mund — —".

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie gingen plötzlich Hand in Hand. Ja, es war geschehen und ließ sich nicht mehr aufhalten. So unaufhaltsam war es geschehen, wie ein Welteneinsturz oder ein Jüngstes Gericht — —

Es war ein Ding außer menschlichem Ermessen.

‚Carl Constantin', dachte Ruja. Aber dieser Name hatte weder Sinn noch Klang behalten. —

Sie versuchte ihre Hand wegzuziehen. Es half nichts. Diese sehnsüchtigen, sehnsüchtigen Hände griffen immer wieder zusammen. Sie sagte zu sich selbst — wie um sich zu beruhigen: Mehr wird nicht sein. Mehr als dieses wird nie sein. Aber zugleich wußte sie, daß eben dieses — gerade dieses — alles war.

O über diese sehnsüchtigen Hände!

Und irgendwo klang es: ‚Mein Leben geht zu deinem — dein Leben kommt zu mir.' —

Und einer spürte in des andern Hand die seltsam zuckende Glut des unruhvollen Blutes.

Warum auch mußte an diesem Tag der ganze Wald vor der Sonne verbluten? Und warum gab es dieses törichte kleine Lied, das vom Scheiden sang?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie sie wohl heim kamen?

Im Flur begegnete ihnen Fräulein Jellineck. Fräulein Jellineck ganz glücklich verstört. Sie sagte: „Mein Gott, wie lange sind Sie fort gewesen! Nur diesen einen Tag?! O Gott nein! Zwölf Jahre müssen es her sein — zwölf Jahre sicher!"

Und sie versank mit einem sehr niedlichen Lächeln in die Geschehnisse dieser zwölf Jahre, die ihr der eine Tag gebracht hatte.

— —

Am andern Morgen sandte Ruja Baidin ein Telegramm nach Biala:

„Ankomme heute abend.

Ruja."

Es ist nicht schön, Koffer zu packen, wenn man weiß, daß all die Sachen nie wieder da in der schiefen Kammer hinter unzureichenden Vorhängen und in einem allzuschmalen braunen Schrank hängen werden! Aber immerhin braucht man sie ja nicht alle auf einmal in Biala auszupacken, so daß einige noch etwas länger als die anderen das Unangerührte seit diesem letzten Tag festhalten dürfen.

Dann ging Ruja und sagte Fräulein Jellineck Adieu, und der Korsettfabrikantin und Fräulein Engel und Frau Immenfluh — die Ärmste lag noch immer mit ihrer Leberkolik — und sie gab dem Liebling die Hand, die dieser bewegt drückte und mit seinen rotgefärbten Lippen küßte.

Sie sah auch Herrn de Foe. Ob man von jemandem Abschied nehmen kann, ohne ihm die Hand zu geben? Wenn es doch ist, als sollte man sonst am Feuer rühren?!

Und er nahm doch ihre Hand — ganz einfach — er nahm sie. Es war an dem einen Fenster, dem einzigen des langen Berliner Zimmers. Es führt nach dem Hof hinaus und ist noch ganz in die letzte Ecke eingebaut — in diese Ecke für musikalische und gesellschaftliche Veranstaltungen. Die Portierskinder spielten unten im Hof mit dem Hund aus dem dritten Stock. Ein wenig Sonnenschein fuhr dazwischen — —

Mein Gott, warum nahm er denn ihre Hand! Es war doch genug schon gewesen — übergenug! Warum denn

— wenn ihr die Hand doch willenlos wurde und zu zittern begann — —!

„Leben Sie wohl, Herr de Foe —"

Er griff nach dieser unbeherrschten, o so unbeherrschten Hand —

„Sagen Sie — bitte sagen Sie mir — wird nun — nichts anderes sein, als daß Sie mich vergessen?"

„Nichts anderes, Herr de Foe."

„Ja," sagte er. „Wenn Sie es so wollen —"

Sie hörte sich sagen: „Es gibt nichts anderes"

Er sagte: „So leben Sie wohl — und alles Wunderschönste auf Ihren Weg!"

„Leben Sie wohl — —"

Sie war in der schiefen Kammer, und ihr Gepäck sollte heruntergeholt werden. Sie saß nur gerade noch auf dem Koffer und sagte, sie müßte den Deckel niederdrücken, denn das Schloß wollte nicht einschnappen. Betti wollte helfen und fand, daß das Schloß schon geschlossen war. „Ach so," sagte Ruja und stand auf. Es war auch schon höchste Zeit. Unten wartete das Auto.

Rote Rosen lagen draußen im Flur auf ihrem Mantel.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Haus in Biala war einiges anders geworden. Möbel waren umgestellt, und Ernestine, die immer ein wenig Rujas Anbeterin gewesen war, machte ihr verlegenes Gesicht.

Carl Constantin war überaus höflich und bedrückt. War er gleich von Anfang an so gewesen? An die ersten Augenblicke entsann sich Ruja gar nicht.

Sie lief hinaus in den Garten. Der war sich gleich geblieben. Nur die großen Rabatten mit den Kartäusernelken, den Schwert- und Feuerlilien blühten unterdessen — blühten mit all den Blumen, die Ruja im vorigen Herbst mit dem Gärtner Wolf gepflanzt hatte.

Sie dachte: ‚Wie schön das ist, daß ihr blüht — wie schön das ist! Sagt ihr nicht, daß ich euch etwas getan habe? Nein? Euch nicht? Wie gut das von euch ist.'

Aber was war das eigentlich mit der Veränderung im Haus? Sie mußte Ernestine fragen. „Sind Gäste hier gewesen, während ich fort war, Ernestine?"

Ernestine wurde rot und fing an zu weinen.

„Mein Gott, was ist denn, kleine Ernestine?"

„Immer war Besuch da — immer! Hab ich gesagt zu Wanda, wir wollen scheuern und waschen die Stühle, eh unser gnä Frau kommt zurück! Sind wir nicht fertig geworden, weil war so plötzlich die Telegramm!"

„Laß doch, du brauchst nicht weinen! Ist ja alles gut. Brauchst nicht erzählen — ich weiß schon selbst."

Carl Constantin war sehr höflich. Am zweiten Tag brachte er einen Arm voll Geschenke nach Haus. Er zeigte ihr lebhaft und anregend die einzelnen Gegenstände. Zu Mittag gab es Sekt. Es war ein Sonntag.

„Warum sollen wir nicht am Sonntag Sekt trinken?" sagte Carl Constantin mutig und herausfordernd.

Am Nachmittag saßen sie beide auf dem Balkon, und Carl Constantin erzählte seine Börsenspekulationen.

Ruja stand auf und strich ihm über das harte, krause Haar. „Ich möchte dich etwas fragen, Carl Constantin," sagte sie.

„O ihr Frauen, mit diesem ewigen Wissenwollen!" fuhr er auf.

„Gar nicht, Carl Constantin — aber ich glaube, du fühlst dich wohler, wenn ich weiß, was hier geschehen ist."

Carl Constantin machte sein wütendes Gesicht, mit dem er einem jungen Cäsaren glich — machte sein wunderschönes Cäsarengesicht. „Gar nichts ist gewesen — gar nichts! Was soll ich denn machen, wenn du mich so lange allein läßt?! Und wenn doch die Frauen so entgegenkommend zu mir sind! Ich finde, du kannst mir nicht den geringsten Vorwurf deshalb machen!"

Ruja sagte sehr leise: „Ich mache dir auch keinen Vorwurf."

Halb mißtrauisch, halb erfreut sah er auf. War das auch nicht etwa eine gekränkte Redensart von ihr?

Aber sie blickte nur mit einem sehr stillen, unbewegten Gesicht ein wenig traurig vor sich hin.

Dann fragte sie: „Was hast du denn mit ihr gehabt?"

„Nun — was solls denn sein? Halt alles, was man so haben kann, wenn man im Herzen doch nur seine Frau liebt!"

„Ach so," sagte sie.

Er sah sie prüfend an. Sie kam ihm verändert vor. Er sagte: „Und du, Ruja — hast du mir auch nichts angetan?"

Sie schwieg. Ein Verdacht kam ihm, saß ihm an der Kehle und schnürte ihm die Luft zusammen. Er mußte aufkeuchen.

„Was hast du getan, Ruja?! Was hast du — —"

Da brach sie zusammen und weinte.

Er wußte nun alles. Aber ganz mechanisch fragte es noch einmal aus ihm heraus: „Du mußt mir alles sagen, Ruja — alles! Was war es, das du getan hast?"

Sie hörte auf zu weinen und sah ihn mit dunklen Augen an.

Sie sagte: „Ein anderer Mann hat meine Hand gehalten und ich seine —"

Carl Constantin griff sich an die Stirn. Dann faßten seine beiden Hände aufgeregt nach Rujas Händen.

„Sonst nichts?!" — rief er — halb in Freude, halb in Angst. „Sonst nichts, meine Ruja?!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie sah ihn an — ganz unbewegt — nur die Augenbrauen ein wenig hochgezogen —

Dann sagte sie leise und mit einer seltsam festgehaltenen Stimme: „Sonst — nichts."

Bettlerin

Das sitzt bei Nacht vor unsern Türen
Und ist das Glück und ungerufen,
Und auf der untersten der Stufen
Hockt es demütig wartend hin,
Daß wir's als Braut in unsre Kammer führen.
Wir aber rufen: Bettlerin!

Christoph Flaskamp

Die Silhouette

(Weimar, am 18. Oktober 1813)

Von

Alice Freiin von Gaudy

Des Herbstes frühe Abenddämmerungen
Durchfließen das Gemach. Ein letztes Rot,
Das auf den Birkenschreinen spiegelnd loht,
Hält kronengleich des Dichters Haupt umschlungen.

Die großen Augen, jene ewig jungen,
Träumen ins Weite... Ob von Kampf und Tod?
Drei Völker ringen fern in höchster Not —
Wem blüht der Sieg? Wer unterliegt bezwungen?

Da stört die Schlummerstille jäh ein Ton.
Ein Schattenriß ist von der Wand gefallen.
Der Nagel rollt — und Goethe blickt erwacht.

Er hebt das Bildnis auf. „Napoleon?"
Ein fremdes Grauen scheint im Raum zu wallen,
Wie Geisterkunde aus der Völkerschlacht...



Ideale der Eleganz

Von Karl Fr. Nowak

Ihre Geburtsstunde schlug, da auch der Begriff der Gesellschaft und mit ihm der Begriff des Luxus geboren war. Vielleicht ahnte man sie zum erstenmal im alten Athen, dessen natürliche Anmut in allen Dingen freilich eine Art Rassengut war. Doch zuversichtlich und bewußt betonten sie erst der Weltglanz und der Weltreichtum des kaiserlichen Roms, das längst die harten Klassenunterschiede und Klassenübergänge hatte, an denen ihr Wesen deutlich sichtbar wurde. Römische Poeten schwärmen von den Toilettenkünsten vornehmer und galanter Damen, am Tiber, in Ostias Seebädern stehen die ersten, verspielten, zärtlichen Boudoirs ... Geschäftige Sklaven zittern vor der Strafe, da sie mit heißem Eisen ein Löckchen ihrer Herrin etwa nicht ganz zu modischem Schwung zurecht drehten ... Lucian träumt von Pantheas weichen, schlanken Händen, seufzt verliebt über das Inkarnat ihrer sanft gepflegten Nägel, und die Nagelkultur der Cynthia verführt den liebesgefangenen Properz zu den abenteuerlichsten, unerwartetsten Wünschen ...

Schon taucht in Roms verschwenderischem Luxusmärchen, in der Millionenstadt mit den Schätzen der ganzen unterjochten Welt, neben der eleganten Dame der elegante Kavalier, der Dandy, der Stutzer auf. „Das Haupt mit zierlichen Locken geschmückt, alle Düfte des Orients um sich verbreitend, die weiß schimmernde Toga mit peinlicher Ängstlichkeit nach der neuesten Mode gefaltet, tritt er in das Boudoir einer Dame. Behutsam eilt er an den Sklaven vorüber, damit sie ihm seine zierlichen Falten nicht streifen, und ebenso sorgfältig läßt er sich im Sessel nieder. Im feinsten Griechisch, wie es nur je von attischen Lippen strömte, und welches die Umgangssprache der vornehmen

Welt geworden, bringt er die gesamten Tagesneuigkeiten Roms gleichsam wie eine lebendige Zeitung vor die Ohren der lauschenden Dame. Calpurnius hat eine neue Villa gekauft, zweihundert Löwen sollen das neue Kampfspiel des Zirkus verherrlichen, der Lieblingssklave des Kaisers hat seine Jugendlocken als Weihgeschenk in die asiatische Heimat gesandt, und was das Allerneueste ist: die schöne Cynthia reist mit dem jungen Pollio nach Bajä, um in dem üppigen Luxusbad alle Reize der neuen Bekanntschaft zu kosten." Es ist der Bericht eines liebenswürdigen Satirikers, der die Heiterkeit der Ironie geschickt dem nutzlosen Ärger der Modeeiferer vorzieht, die schon im Spätrom der Cäsaren des wahren Bürgertums bescheidene Tugend als unerreichbar gewordene, ideale Forderung mit sauerbitterer Miene predigen. Aber ist's nicht auch, wie die Schilderung eines galant lächelnden, pikant plaudernden Schriftstellers aus dem „grand siècle"? Die Worte historisch umgefärbt, mit kleinen Änderungen könnten die Worte mühelos der späteren Epoche eingerenkt werden ...

Seit je hat alle „Eleganz" die gleiche entscheidende Voraussetzung: die gesellschaftliche Beziehung, das gesellschaftliche Wechselspiel von Herr und Dame. Mittelalterliche Chroniken berichten vom Prunk der Trachten, von der Verschwendung der Farben, vom Aufwand der Stoffe, und hundert Kanzeltiraden erbitterter Prediger wettern gegen den Unfug, gegen die Zuchtlosigkeit, die der böse „Hosenteufel", der Kleidausschnitt, die Schmucklust der hochgeborenen und bürgerlichen „Frauenzimmer" herbeigeführt. Erst als dies „Frauenzimmer" im Sinn verfeinerter Gesellschaftskultur zur Dame sich gewandelt hatte — die Römerin der Verfallszeit war schließlich eher Kurtisane als Dame —, wurde der Reichtumsüberschwang in jeder Form, der Überschwang an Tracht und Haltung und Sitte, zur Eleganz im neuen Sinn. Noch ein wenig steif, schwer beweglich in ihrer würdevollen Grandezza, schreiten die Damen spanischer Hofetikette im sechzehnten Jahrhundert an Granden und König vorbei. Sie ist noch ungelenk, diese hastende Pracht der ersten Reifrockperiode, mehr pompös als wirklich anmutig, mehr grandezzahaft

als wirklich elegant. Und er mag schon sein, daß das rechte Fluidum des Begriffes, die Ausdeutung von Eleganz auf jede Lebensregung, jede Lebenssphäre, in der Tat erst ganz den weiten, hellen Raum des achtzehnten Jahrhunderts durchflutete, als die Dame bedingungslos, widerspruchslos die Herrschaft über Taten und Dinge, über Anschauungen und Werte antrat, als das Weltreich der Liebe schrankenlos errichtet ward und alles und alle nur in einen Dienst zärtlich niederzwang: in den Dienst der Dame ...

Seit dem „grand siècle" wissen wir von Eleganz. Im ganz bestimmten Umriß unserer eigenen Auffassung, die über die Kunst, sich zu kleiden, hinausgeht und die ganze Lebenshaltung prüft. Die Marquisen und Herzoginnen des Rokoko, seine Chevaliers, seine Prinzen waren nicht bloß elegant, weil sie Bänder und Schleifen zu setzen wußten, weil sie die Zierlichkeit abmaßen, mit der ein graziöser Stoßdegen gegen Seidenstrumpf und Schnallenschuh mit hohen Stöckeln abfiel. Und nicht bloß deshalb auch, weil sie raffiniert im Bau gepuderter Perücken, raffiniert im Anbringen von Tupfen und Schönheitspflästerchen waren, weil die Damen genau die Schminknuance auszurechnen wußten, die unter bestimmter Belichtung die verführerischste Jugend, die leuchtendste Frische vortäuschten, oder weil sie allwöchentlich fast neue Moden auf den Thron erhoben und sich von ihnen beherrschen ließen ... Alles im achtzehnten Jahrhundert vereinigt sich zum erstenmal völlig zum Wesen der Eleganz: das Kleid, die Geste, die Gespräche, die gesellschaftliche Begegnung, das empfindsame Werben der Liebe und ihr ironisches Genießen, die Erscheinung daheim, bei Hofe, im Palais der Freunde, in der Öffentlichkeit! Der ganze Lebenszuschnitt ist's: die Kunst, ihn zu besitzen, und die vielleicht noch schwerere Kunst, den Besitz nicht zu betonen, ihn zu verschleiern ...

Madame de Girardin hat das Epigramm geprägt: „Es gibt nur eine einzige Art, ein schönes Kleid zu tragen, das ist: zu vergessen, daß man es anhat." Kein Wort könnte besser die ganze elegante Haltung der großen Damen und Herren des Dixhuitième erschöpfen, als dies von ihnen

sicherlich vorgeahnte Axiom aller distinguierten Gesellschaft. Gewiß waren der Aufwand, die Sorgfalt in der Beschaffung äußeren Materials ungeheuer, war die Suche all der Verwöhnten und ihr Hingegebensein nur an die möglichst delikate, möglichst kostbare und verblüffende Wirkung des Kostüms fast kindlich ... „Wie kommen in diesem allgemeinen, tyrannischen absoluten Trumpf des französischen Geschmackes," heißt's einmal bei den Brüdern Goncourt, „die Modewarenhäuser und großen Schneiderinnen zu Geld und Vermögen! Wann hätte es eine Herrschaft wie die einer Bertin gegeben, die von ihrer Zeit der ‚Minister der Moden' genannt wird! Was für Eitelkeiten, was für Vermessenheiten der Modekünstler treten da zutage! Die Anekdoten und Erinnerungen des Jahrhunderts haben uns die Antwort der Bertin an eine Dame aufgehoben, die mit dem, was man ihr zeigte, unzufrieden war: ‚Zeigen Sie doch Madame die aus meiner letzten Arbeit mit Seiner Majestät hervorgegangenen Modelle!' und ihr prächtiges Wort an Monsieur Toulongeon, der sich über die Höhe ihrer Preise beklagte: ‚Bezahlt man denn Vernet nur seine Leinwand und seine Farben?'" Es ist die Zeit des großen Reichtums im Reiche der Mode, die Zeit, in der man von der Gesellschaft der Rougehändlerin der Königin, vom „Cercle" der Madame Martin im Temple spricht. Auf allen Gebieten betreten wir ein Reich von Künstlern, von genialen Modistinnen ebensogut, wie von höchst vollkommenen Schuhmachern, die es in einziger Weise verstehen, einen Fuß zu „montieren", ihn in das rechte Licht zu setzen, ihm Kleinheit, Grazie, Form, jene vom achtzehnten Jahrhundert so gerühmte, begehrte und so oft besungene Gewandtheit zu geben, schließlich jenes gewisse Etwas des Füßchens von Madame Levêque, der Geschäftsinhaberin des Seidenhauses zur Ville de Lyon, die Retif de la Bretonne den Pied de Fanchette inspirierte. Indes waren all die Herrlichkeiten, so wie man sie trug, so wie man sie zeigte und sich in ihnen bewegte, zur Selbstverständlichkeit geworden, die keiner betonte; zur Selbstverständlichkeit, die jeder am andern sah — ebenso wie der längst gewohnte (wenn allmählich auch unsolide) Reichtum und Luxus, der

von verfeinerten, toten Geschlechtern heraufkam, in ausgelassenem, selbstverständlichem Verschwenden sich ausgab. Es war ein Grandseigneurtum und das edelste Raffinement aller Formen, obendrein ein Zynismus, der über den möglichen Zerfall allen Inhalts in Zukunft keck lächelte: eine Grazie, die über Moraste voll spielerischer Sicherheit hinschwebt, die Grazie einer schwärmerisch bewahrten, konventionell gewordenen, großen Lüge, die eines Tages dann der Sturm der Revolution zerweht. Überall war die Anmut, die Leichtigkeit Gesetz: im Verneigen, Haschen und Gewähren, im Tändeln und Geplänkel ... Elegant sein, hieß nicht bloß, sich mit verblüffenden Raffinements äußerlich zu präsentieren. Elegant sein, hieß zugleich: verwegen im Esprit sein, liebenswürdig, dennoch stolz, voll heiterer Causerie und sentimental, wenn es die Stimmung gebot, zu allen Abenteuern und Affären gelaunt, auch wenn sie zuletzt mit dem Degen ausgetragen werden mußten, großartig in allen Geldgeschäften, vertraut mit den begehrtesten Romanen, den gefeiertsten Schriftstellern und allen Boudoirgeheimnissen des Königs, des Adels, der Gesellschaft, ein Freund und Gönner der Maler, der Schauspieler, der Künstler. Und noch ein Wort gibt's aus dieser Epoche, vielleicht die kürzeste Fassung für den Inhalt ihrer Eleganz: „laisser aller" ... Im Überfluß verwöhnt sein, nicht merken lassen, daß man ihn je entbehren müßte — die Kleider, die Pagen, die Zofen, die Coiffeure, die Karossen, die Feuerwerke, die Soireen, die Abenteuer im Alkoven, die Duelle, das Spiel —, ihn vortäuschen, wenn man ihn doch schon entbehren mußte, immer nur dem Großherrentum, dem Großdamentum als selbstverständlich verwandt sein, war aller Vorbild rings um die Pompadour und Dubarry. Vielleicht stieg manchmal über dem Fastnachtstanz doch auch die Vision eines nahen Endes empor. Aber Oskar Wildes letztes, bitteres Wort fällt einem bei der Betrachtung ein: „Ich sterbe über meine Verhältnisse" ... So treibt auch der Taumel der letzten, aristokratischen Elegants des grand siècle der Revolutionsrichtstatt zu ...

Die französische Revolution spielt zum Kehraus der Eleganz d. h. der Eleganz des ancien regimé. Eine

Weile noch huschen durchs Ausland die Zeugen einer begrabenen Zeit, hochmütig dekadente Emigranten im Stil des parfümierten Feiglings, den Sophus Michaelis in seiner „Revolutionshochzeit“ zeigte, indes daheim zu Paris die Jakobiner, sofern die Schrecken des Beiles noch Raum für andere Taten ließen, die Überkommenschaften verhaßter Vergangenheiten in überschwengliche Rüpelei umkehrten. Wie jede Reaktionserscheinung, hatten auch die nunmehr republikanischen Moden, die in der Hauptsache kühne Mißversteherinnen antikisierender Gewandung auf den Boulevards spazieren führten, hatte die ganze neue republikanische Eleganz ein Dasein nur von begrenzter Dauer. Schon der Glanz des ersten Kaiserreichs, dem Pomp, Reichtum, Prunk und Blendwerk noch nötiger dünkte, als den Sonnenkönigen von Frankreich, war sorgfältig genug überwacht, um karikaturistische Herausforderungen zu meiden. Nur die Eleganz des achtzehnten Jahrhunderts lag zerrissen, beschmutzt, in hundert Fetzen zerstückelt, die sich nicht wieder zusammenflicken ließen, auch von solch fabelhafter Schneiderin nicht, wie's die Bertin war ... Aber an der Schwelle des neuen Jahrhunderts stand mit dem neuen Geist der Zeit auch schon die neue Eleganz: die Tracht und Haltung des bürgerlichen Jahrhunderts ...

In den Tagen des Wiener Kongresses scheint's, als flammte noch einmal die Erinnerung von drüben her, auf. Kavaliere mit Escarpins und Galanteriedegen spielen mit Schnupftabaksdosen, hantieren mit Lorgnetten. Karossen gibt's und Läufer, Redouten und höfische Feste in Laxenburg. Gerade genug, daß die Allonge-Perücken abgeschafft wurden, daß die weißen, bepuderten Köpfe fehlen ... Vielleicht, weil der gräßliche Bonaparte, von dem man just befreit aufgeatmet hatte, der am stärksten, gehaßte Dolmetsch der Revolution und all ihren fürstenbedrohlichen Ideen war, vergnügte man sich einmal noch in den Erlustigungen und flüchtigen, modischen Anklängen alter Manier. Aber im Wertherfrack, im gelben Beinkleid und mit hohen Stiefeln, in der Literatentracht von einst, die Goethe nach Weimar gebracht hatte, stand schon der bürgerliche Elegant neben dem Adligen. Plötzlich wird, um eine ganze Generation

früher, als das Volk selbst, die Mode demokratisch. Da die Modejournale in solch unruhigen Zeiten, wie's eben Revolutionen und neu gegründete Weltkaiserreiche nun einmal sind, von Paris her ausbleiben, geht man in Wien, in Berlin, in ganz Deutschland daran, sich in Modedingen zum erstenmal und für kurze Zeit wenigstens ohne französisches Vorwort zu behelfen. Nach den Kriegen ist man ruhebedürftig, ist idyllsüchtig und empfindsam, man kramt in alten Großväter-Erinnerungen, man denkt an Werther, denkt an Lotte, und friedfertig-sentimental, wie die ganz unkriegerischen Gemüter, wird auch die Mode. Die Stoßdegen wandern in die Ecke, die Vatermörder gucken aus den Rockkragen hervor ... Was die Goncourts vom Gesicht der großen Dame von Frankreich sagten: daß es auch nur ein Teil der Mode war, von dem man einmal feuriges Temperament, dann die Feierlichkeit einer niedersteigenden, beglückenden Göttin, zuletzt Rührung im Ausdruck forderte, — das Wort gilt auch von der Mode selbst. Sie streift das Kavaliermäßige oder zum wenigsten das Aristokratische ab, sie sucht das Idyll. Und muß innerhalb der neuen Richtung, muß nach dem völligen Umschwung erst wieder ihre besondere Art finden, elegant zu wirken ...

Das Biedermeier gibt der europäischen Gesellschaft durch einige Jahrzehnte noch das kräftigste Hilfsmittel, dessen sich die Moden aller Epochen zuvor fast ausschließlich bedienten: die Farbe. Es ist nicht mehr das Schimmern und Flimmern der Seiden und Samte, die das Rokoko hätschelte und streichelte, aber noch sind's die Tage, die sich hundert farbige Nuancen für einen Frack ausdenken, eine Weste durch matte, vornehme Muster zu einem Kunstwerk und einen Schlips zur lyrischen Schöpfung erheben. Es ist die Zeit der letzten Möglichkeiten, die dem Dandy den Weg zur Weltberühmtheit durch nichts anderes als sein Dandytum freigeben: George Brummel, der einen hübschen Teil seines Lebens dem Spiegel schenkte, über einem neuen Krawattengedicht sich gern einige Wochen den schön frisierten Kopf zerbrach, George Brummel ist für die Eleganz dieser Epoche das Symbol der Vollendung. Sein Kostüm, seine modischen, genialen Fähigkeiten, seine Wir-

kungen sind uns peinlich aufbewahrt. So trug er im Jahre 1830 „einen kastanienfarbenen Gehrock mit einem Velourkragen, dunkelbraun getönt; eine Kaschmirweste mit Palmenmuster, aus einem Schal, der hundert Guineen gekostet hat, verfertigt; Pantalons: nuance soucée, sehr spitze Schuhe. Über alledem sah man das malitiöse Gesicht mit der aufgestülpten Nase, den lebendigen Augen, umrahmt von einer überwältigenden Halsbinde, den Locken einer Perücke, den breiten Rändern eines Hutes. Er trug wenig oder gar keinen Schmuck; ein einfacher Ring, eine Goldkette mit zwei Schließen auf der Weste, das war alles, und in der Hand hatte er einen Schirm oder Stock mit Elfenbeinknopf, der das Haupt Georgs IV. darstellte." Brummel war insofern ein Vorbild echtester Eleganz, als er im Grunde mit recht prunklosem Material arbeitete. Die Wahl der Farben, die Komposition der Stoffe, das Wie des Tragens waren ihm wichtiger noch als Stoffe und Farben selbst. Er hatte keinen anderen Beruf, als den, ein Dandy zu sein, keinen anderen Ehrgeiz, als den, der herrschende, tonangebende, von seinesgleichen, die ihn doch nie erreichen würden, vielbewunderte, vielbeneidete Dandy seiner Zeit zu sein. Er brachte ein Zusammenspiel der Wirkungen, im Studium schwerer Wochen ergrübelt. Er trug „Inspirationen", zum Kunstwerk umgeschweißtes Material. Und jede Pose, mit der er sich in seinen bestaunten Kleidern bewegte, war vorberechnet, war studiert. Er gewährte nicht bloß den Anblick eines Elegants, er hatte auch des Dandys bewußtes, gewolltes geistiges Gehaben. Er schulte sich, um geistreich zu sein, er schulte seine Liebenswürdigkeit, seine Heiterkeit, seine Trauer; und in der mühevollsten Kunst ward er schließlich Meister, die Stimmungen von Wetter und Zeit, von den Menschen und sich selbst, von Umgebung und Toilette in eine graziöse, tadellose, selbstverständliche Einheit zu bringen. Ein künstlerischer Ehrgeiz haftete diesem Dandytum an: es war mit George Brummel zum Selbstzweck erhoben, wie nie zuvor, wie nie nachher. Auch über Whistler oder Oskar Wildes Rivalitätsgelüste hätte der Eleganteste aller Elegants sorglos lächeln dürfen. Sie waren beide zu starke geistige Poten-



Der Flieger Jeannin
Gemälde von Ernst Linnenkamp

zen: der Selbstzweck, das egoistische Ideal der Sache, die bei Brummel keine anderen Götter duldete, litt bei Wilde, wie Whistler durch jenen heißeren Teil der Liebe litt, der sich von den Westen und Schlipsen, von der Orchidee im Knopfloch doch wieder den Bildern, der Literatur hinwandte... Vielleicht erinnerte der junge, lebenslustige Prinz von Wales, der zu aller Zeit eine Loge auf den Renntribünen von Paris oder Nizza dem Hofzeremoniell Old-Englands vorzog, durch die unumschränkte Macht des Kreierens, die ihm die Dandies seiner Tage zugestanden, ein wenig an den unsterblichen George Brummel. Man weiß heute, wie eifersüchtig Viktoria von England auf ihr Regieren war und wie sie den längst Mann gewordenen Thronerben mit peinvoller Ängstlichkeit von allen Geschäften, selbst vom Wissen gleichgültiger Staatsdinge ausschloß. Eduard empfand, bevor er der VII. hieß, notgedrungen Zerstreuungsbedürfnis und studierte wenigstens die Kunst aus, der erste Gentleman des von der Mutter regierten Reiches zu sein. Er durfte nichts weiter sein, als ein vornehmer Privatmann, wie die Lords und Herzöge auch, die seine Freunde waren, und ihnen allen zeigte er, wie solch königlich geborener Privatmann seine Muße verkürze, wie sein Gehaben sein müßte, wie er sich zu beschäftigen, wie er sich zu tragen hätte. Es war kein Wunder schließlich, daß er die Bügelfalte erfand, daß er Hutformen bauen ließ und eines Tages gar eine „Mode" kreierte, nach der der unterste Westenknopf — gewiß war's beim Kreator aus Zerstreutheit, aus Bequemlichkeit oder Laune einmal geschehen — am feinsten offen gelassen bliebe ... Es war eine Machtfülle, deren sich in der Tat nur Brummel vor ihm zu erfreuen hatte. Eduards VII. Staatsgeschäfte, die Politik seines Reiches ließen dann später zu derlei Einfällen nur mehr wenig Zeit. Bis zuletzt aber hatte er's gern, wie ja natürlich, daß nur gutangezogene, körperlich gepflegte Menschen um ihn waren. Aber man kann nur ein Dandy oder ein König sein. Selbst die betonte Daseinsmischung der Whistler oder Wilde hätte dem vom Gottesgnadentum Erhöhten eine leise, heimliche Komik verschafft.

Das Modezeitalter des Prinzen von Wales war fast

schon das unsere: das Zeitalter der Maschine, des Rhythmus, der Bewegung. Und die völlige Umwertung der Welt, in der die hergebrachten Begriffe von Raum und Zeit so ganz andere, neue Ausblicke eröffneten, hat auch die Forderungen der Mode, das Wesen des Elegants von Grund aus geändert. Nicht mehr die Farbe wird das Entscheidende, nicht mehr Farbenübergänge, gut abgestimmt, und Farbenkontraste, geschickt gegeneinander ausgespielt, sollen jetzt blenden: Die Bewegung allein, die Anpassungsfähigkeit an die Bewegung, der unterstützte Reiz des Rhythmus triumphiert. Das Herrenhabit wird Uniform: Frack, Gehrock, Sacco, — allerlei Zwischenstufen noch. Aber kein Schneider zerbricht sich mehr über die Farbe den Kopf: ein Frack ist schwarz, ein Smoking ist schwarz, ein Gehrock ist schwarz. Vielleicht, daß noch der Gehrock die matten, abgetönten, unauffälligen englischen Farben gestattet, die jedem Straßenanzug vorgeschrieben sind und in denen man — zwischen tausend Gleichgekleideten — verschwindet... Aber die Linie, das Fließen, der Schnitt ist das sorgenvolle und wichtigste Schneiderkapitel unserer Zeit. Die Linie leiht weniger Möglichkeiten her, als je eine Moden-Epoche, und nur in Kleinigkeiten der Verarbeitung, in der breiteren Anlage oder in schlankem Zusammenfassen, im Vertuschen oder Unterstreichen einer Kontur vermag sie zu beweisen, daß auch sie sich modisch ändert. Niemals diktiert heute England Farben: England diktiert den Schnitt. Alle Elegants der europäischen Gesellschaft fast sind uniformierte Engländer, uniformierte Amerikaner, die für nachmittags zur Besuchsstunde den rundgeschweiften Cutaway, für abends zum Diner den leichten Smoking wählen, — den übrigens mißverstandenen Smoking, der nur ein englisches Hauskleid darstellt. Sie kleiden sich englisch, da sie im Alltag ihren Geschäften nacheilen: praktisch in den Farben, unantastbar gegen Straßenstaub, widerstandsfähig gegen jederlei Strapaze, nur im Schnitt voll distinguierter Harmonie, nur im Rhythmus tadellos und schwungvoll.

Aber das Spiel der Farben, auf das sie trotz Linie und Rhythmus, trotz temperamentvoller Betonung der linienhaften Grazie nicht verzichten kann, blieb doch wenig-

stens der Dame des jüngsten Jahrhunderts gewahrt. Allerlei wird — in der Farbe, wie in der Bewegung — die Note der Eleganz, ihre Nuance an der modernen, mondainen Dame mitbestimmen helfen: Rasse, Temperament, persönliche Neigung, Erziehung ... Gegen die Zurückhaltung der Engländerin, der deutschen Dame, die sich, wenigstens bis vor kurzem, nur in gedämpften, fast monoton einfachen Silhouetten auf der Straße zeigte, steht schrill und ungewohnt, mit einem leisen Beigeschmack von Abenteuerlichkeit die exzentrische Art der Russin, der Polin, der jeder Überschwang in heimatlicher Tradition gestattet, als elegant und schick gestattet ist, wenn dieser Überschwang kostbar ist ... Und man weiß, wie verschiedenerlei die gleichen Parfüms, die hier unfein, dort als auserwählt gelten, wie der gleiche kecke Sitz, den das Temperament der Pariserin zur Charme voll entzückender Leichtigkeit macht, die Engländerin eleganter Gesellschaft unmöglich werden ließe. Ein Merkmal der Eleganz ist freilich auch an der modernen Gesellschaftsdame deutlicher als alles andere erkenntlich: die Lust an der Bewegung. Sie ist das eigentlich Lockende im Ballsaal, beim Tennis, das Locken auf der Promenade, im Aneinander-Vorbeihuschen im Gewühl der Straße, im Seebad, — überall. Kontur, Spiel der Glieder, Spiel der Muskeln, Kontur der ganzen Erscheinung ... Alle Maler haben ihr in unseren Tagen nachgehangen: von Lenbach bis zum Viveurtum des galanten Herrn von Reznicek, von László, der mit den rassigen Aristokratinnen Ungarns begann, bis zur kräftigen, breiteren Eleganz Ernst Heilemanns, der sich unter den Damen Berlin-W.s umsieht, wenn er von der Zeichnung märkischen Adels rastet. Sicherlich hat der Sport in jeglicher Abart die Eleganz, die ganze Haltung und alle Allüren unserer Zeit, soweit sie „mondain", beeinflußt. Er bildete ein neues Ideal: die Lust befreiter Körperlichkeit in amerikanisierend beweglicher Manier ...

Vor allem indes mag's doch im Wichtigsten eine Frage der Rasse sein: vielleicht sogar bleiben ... Zwischen Amerikanern, Engländern, Deutschen wird eine gewisse Einheit zustande kommen können, auch wenn klein Züge für sich bestehen, engere Sondermerkmale, die den Deutschen am Eng-

länder, den Engländer unter Umständen am Amerikaner befremden. Auch dann wird die Geschmackseinheit germanischer Rassen — „die Rasse der Blonden" nennt sie Johannes V. Jensen, der dänische Weltwanderer und große Romancier — heimlich nachzuweisen sein, wenn die deutsche Dame und der elegante Deutsche endlich die schwere Kunst völliger Selbständigkeit gelernt haben werden, auch in modischen Dingen. Ihr Wesen muß der ganzen romanischer, muß der französischen Art trotz aller historischer Nachahmungsversuche und mißglückter Befreiungsgelüste fremd bleiben, da auch die romanisch-französische Vorstellung von Eleganz aus durchaus anders geartetem Temperament hervorgeholt wurde. Man kann's als Zufall nehmen oder wiederum auch als Symptom, daß gerade die Schauspieler und Schauspielerinnen zu Paris über die Begriffe von Eleganz gebieten. Daß die Georges Grand, Lambert Fils, Le Bargy und die Réjane, Jeanne Granier, die Bartet, die Delza, die Cécile Sorel die tonangebenden, unerreichten Vorbilder sind, deren Gesten und Raffinement der Kleidung heute mit heißem Bemühen die Herzöge und Herzoginnen des Faubourg St. Germain studieren ... Sie stiegen vielfach aus des Volkes unterster Schicht empor. Alphonsine Plessis kam aus der Normandie als Tochter einer Stallmagd, Liane de Pougy kam aus dem Dorf: rasch genug dann wurden sie, gleich zahllosen berühmt gewordenen Kolleginnen, die Interpretinnen elegantester Daseinsformen. Sie brachten die Fähigkeit zur Eleganz von unten schon als eine Art Nationalgut, Nationalerbteil aller mit auf die Bühne und gaben sie von dieser aus, verfeinert, veredelt noch um ein paar Grade, der ganzen eleganten Welt wieder zurück: ein selbstverständliches, lachendes Spiel von Temperament und Persönlichkeit, das irgendwie in jedem dort unten in der Volkstiefe schlummerte und zur Entfaltung kaum geweckt, nur angeregt werden muß. „Sie ist im nationalen Temperament begründet," plaudert einmal ein deutscher Schriftsteller von dieser französischen Eleganz, „das lebhaft, heiter, witzig ist, sich mit Geschmeidigkeit, sozusagen äußerlich, gibt und deshalb nach Ungezwungenheit und einer gewissen Familiarität verlangt ... Ein unnach-

ahmliches Gemisch von Galanterie und Ernst, brillanter Tollheit und korrekter Strenge, kaustischem Witz und maßvoller Harmonie, eine scheinbar übersprudelnde Vertraulichkeit, die dennoch niemals zu weit geht, eine Finesse, die einen leisen Stich ins Zynische und Indiskrete hätte, falls sie nicht durch gelegentliche Naivität, eine scharmante Anmut und die vollendetste Höflichkeit gemildert wäre." All das freilich läßt sich nicht gut erlernen und nur ungewiß kopieren ... All das müßte in der besten Kopie noch schwerfällig und erzwungen wirken. All das stellt das Vermächtnis und Ergebnis besonderer nationaler, besonderer Rassenkultur dar. Und auch der deutsche Elegant wird just darum dann erst wirklich Schule machen, wenn sein besonderes Ideal von Eleganz sich eines Tages aus eigenen Kulturvergangenheiten, eigenem Rassewesen und eigenen modernen Kulturbedürfnissen doch noch mutvoll kristallisieren sollte.

Wie nie zuvor

Von Börries, Frhr. v. Münchhausen

Wie wunderlich das ist, daß jeden Mai,
Wenn nach dem warmen langen Regentage
Du durch die tropfend nasse Schneise gehst,
Die Birken duften so wie nie zuvor!

Und daß die Amsel, so wie nie zuvor,
Auf dürrem Ast der großen grauen Buche
Ihr gurgelnd-weiches Lied ins Abendrot
Vom Rand der Schonung singt, — wie nie zuvor.

Wie nie zuvor, — und doch steht neben dir
Die Sehnsucht wie ein wimperdunkles Mädchen
Und zeigt mit blassem Finger in ein fernes
Verlornes Land hinüber, da die Amseln

So süß gesungen durch den Birkenduft,
O, süß und selig, — so wie nie nachher!

Das Monokel

Von

Th. Endemann

Nun bist du tot — und ließest mir als Erbe
Nichts als die törichte Monokelscherbe,
Das Sinnbild sonderbarer Eitelkeit. —
Und doch, — sie mahnt mich an die schöne Zeit,
Als du noch trugst als junger Leutenant,
Vom Scheitel bis zur Sohle elegant,
Des Königs Rock, den mit dem schwarzen Kragen,
Stolz, wie ihn kaum ein andrer je getragen.
Tüchtig im Dienst, brillant als Kavalier,
In jeder Weise deines Standes Zier
Und fürs Karrieremachen auserlesen,
Wär' der verfluchte Mammon nicht gewesen!
Es war nicht deine Schuld. — Als euer Gut
Zum Teufel ging, es brach dir nicht den Mut,
Und über Menschenkraft hast du gerungen
Und die Misere heldenhaft bezwungen. —
Ich sah in jenen dunkelschweren Tagen
Zum erstenmal dich diese Scherbe tragen
Wie eine Maske, daß kein Mensch erschaute,
Was hinter der gefurchten Stirne braute,
Und durch das Einglas haben uns betrogen
Die Falten, die dir das Gesicht verzogen.
Dann ging's bergan. — Schon strahlten aus der Ferne
Erlösend dir die Häuptlingsdoppelsterne;
Dein Mut ward neu belebt, dein Auge heller,
Und schöner Frauen Herzen schlugen schneller,
Wenn sie beim Flirt dein kluges Plaudern bannte
Und faszinierend dein Monokel brannte.
Und dann: — ich seh' dich noch im Sattel sitzen,
Voran der Batterie! Des Degens Blitzen,

Des Helmes Gleißen, der Kartusche Schimmern
Und — unterm Helmrand dieser Scherbe Flimmern.
So stahl dein Bild, umstrahlt von blankem Erz,
Sich in des schönsten, besten Mädchens Herz. —
Noch eine kurze, kurze Wartezeit,
Und alles war für euer Glück bereit,
Da — packte dich des Schicksals dunkle Faust
Erbarmungslos und jäh, daß es mir graust,
Wenn jene Stunde aus dem Abgrund steigt
Und mir dein blutbeflecktes Bildnis zeigt:
Ein Wintermorgen, trüb und bang verhängt
Und ringsumher von Nebeln eingeengt;
Zerflossner Schnee, von dem sich Brodem hebt
Und durchs Geäst der Linde triefend schwebt,
Die aus dem Dunst hervortritt, grau und fahl,
Als deines Glückes schattenhaftes Mal.
Da lagst du ausgestreckt, schon bleich und kalt,
Die Stirn verzogen und die Faust geballt,
Und war die Lippe blutig auch und stumm,
Sie fragte noch ein trotziges —: Warum? —
Wir andern aber standen ringsumher,
Das Hirn betäubt, der Herzschlag matt und schwer:
Der beste Reiter! — Unerklärlich fast!
Zerschellt der Schädel an dem niedern Ast,
An dem noch schwer ein blut'ger Tropfen säumt!
Hatt' er zu tief von seinem Glück geträumt?
Zu tief geträumt — zu tief — daß es ihn traf
Und aus dem Traum nun wurde — tiefer Schlaf?
Und bebend ging durch unsern Kreis ein Fragen:
„Herr Gott im Himmel, wie wird *sie* es tragen?"
Dein Einglas lag da, halb vom Schnee verdeckt,
Ein Sprung darin —; ich hab' es eingesteckt.
Nun bist du tot — und ließest mir als Erbe
Nichts als die törichte, zersprung'ne Scherbe.

Vorstadtabend

Einmal noch aus hohen Essen
Zieht der Rauch in langen Schleiern,
Müh und Tagwerk sind vergessen,
Die Maschinen stehn und feiern.

Unten grauen Volks Gewimmel,
Oben rußverfärbte Dächer,
Aber westwärts unterm Himmel
Breiten sich der Felder Flächen.

Grün aus junger Saat gewoben,
Ohne Fehl von Rand zu Rande,
Wie vom Webstuhl erst gehoben
Liegt ihr Teppich auf dem Lande.

Schlug tagüber enger Gassen
Dumpfer Atem in mein Zimmer,
Füllt es nun des abendblassen
Firmamentes reiner Schimmer.

Mengt sich, allem Dunst zum Hohne,
Wachsend mit den Schattenriesen,
Mit dem letzten Klang der Frone
Schön und stark der Duft der Wiesen.

Lüning



Tragikomödie des Lebens

Von Eva Gräfin Baudissin

„Da ist noch ein Brief, wohl eine verspätete Kondolenz," sagte Elisabeth Lauberg und betrachtete ein großes, von breitem, schwarzem Rand eingefaßtes Kuvert. „Die Handschrift kenne ich übrigens nicht — merkwürdig lange, dünne Buchstaben, dabei Arkadenduktus und Formenniveau: vielleicht Numero drei, nein doch wohl vier!"

Sie hatte im Laufe des Winters einen graphologischen Kursus besucht, und seither war es ihr ziemlich gleichgültig, was die Leute schrieben, nur das Wie interessierte sie. Sie studierte noch eine Weile an den Auf- und Abstrichen, der Stellung der Zeilen zueinander und der Interpunktion herum, bis endlich die Mutter sagte: „Nun mach' ihn nur auf und lies ihn, Kind. Und nachher sag' mir, von wem er ist und was drin steht. Das heißt," sie seufzte ein bißchen, „ich weiß ja schon ungefähr! Es ist gut gemeint von den Menschen — aber Trost?! Wer kann Trost geben? Die Lücke bleibt ewig, und der Verlust ist unersetzlich."

Die Mutter fuhr sich über die Augen und merkte nicht, daß auch sie schon, wie der Absender des Briefes wahrscheinlich, in Alltagstiraden verfallen war. Aber das Ärgste, das Leidenschaftlichste und Verzweiflungsvollste ihres Schmerzes war nun überwunden; und sie trug ihren Kummer schon fast wie eine liebe Gewohnheit, die man jeden Morgen begrüßt: ‚Da bist du ja — du wirst mich auch heute begleiten,' und die man doch vor dem Einschlafen mit dem Gefühl der Erleichterung entläßt, daß man wirklich allein bleiben und der heißersehnten Ruhe pflegen wird.

Augenblicklich war der Schmerz gegenwärtig wie ein drittes Wesen im Zimmer. Er zwang Frau Lauberg, lange zum Platz hinüberzuschauen, den an der gegenüberliegenden Tischseite so viele Jahre ihr Gatte einge-

nommen hatte. Sie versuchte, sich seine Gestalt vorzustellen, seine klugen, guten, leuchtenden Augen, und sie senkte den Blick, um das Spiel seiner festen, schöngeformten Hände auf dem Tischtuch mit Löffel und Serviette zu verfolgen. Wie genau sie sich der kleinen Angewohnheiten entsann, wie sie sein Lachen hörte, den Rauch der Morgenzigarre förmlich einatmete — unwillkürlich machte sie mit der Hand die gewohnte, den Dampf zerteilende Bewegung — und dann dachte sie, daß alles Torheit sei, was die Menschen vom Überwinden und Heilen durch die Zeit sagten. Man war zusammen jung und glücklich gewesen und hatte sich nebeneinander in das Altwerden gefügt; sie war sicher, seine Abwesenheit auch unbewußt in jedem Moment zu empfinden und von ständigen Kälteschauern durchschüttelt zu werden, wie jemand, der plötzlich ohne Krücken allein gehen soll und dem die Nähe des andern zugleich körperliche Wärme gespendet hat.

„Soll ich dir noch einmal Tee einschenken?" fragte Elisabeth. Aber sie sah nicht von dem Brief auf.

„Danke, mein Kind," sagte Frau Lauberg. „Bemüh' dich nicht, ich warte noch ein bißchen."

Als die Tochter aber gar nicht fertig wurde, griff sie selbst nach der Kanne. Man mußte eben weiterleben — wer und was sie dazu zwang, das hätte sie allerdings nicht angeben können, denn Elisabeth hätte sich mit den hübschen Zinsen schon allein durchs Dasein helfen können. Die banalen Ansprüche des Organismus aber konnte man befriedigen, ohne sich deshalb in seiner Würde als Tieftrauernde das geringste zu vergeben.

So versunken war sie in diese Betrachtungen, daß sie nicht bemerkte, wie Elisabeths Blick sie heimlich streifte, musterte, und ihr Ausdruck bald erstaunt, bald bestürzt, dann wieder gerührt wurde und die Hände ein paarmal bebten, als wolle sie die Bogen mit den dünnen, langen Buchstaben hinlegen. Aber ein Unbezwingliches, aus Neugier und tiefstem Interesse gepaart, hielt sie davon zurück. Ihre Stirn war rot, als sie nach dem Kuvert griff und den Brief zurückschob: wie sollte sie je vor der Mutter verantworten, daß sie das alles gelesen habe? — „Nun?" fragte Frau Lauberg.

Elisabeth schwieg. Dann stand sie auf. Ihre Hände lagen fest auf dem Brief, als wollte sie ihn schützen. Frau Lauberg suchte im Korb nach einem Schlüssel; endlich wollte sie doch die gestern geputzten silbernen Kandelaber, die zu Häupten des Toten mit vielen schweren Wachskerzen gebrannt hatten, wegschließen.

„Ich will dir nur gleich sagen," begann Elisabeth, und ihre Wangen glühten, „daß der Brief durchaus nicht für mich bestimmt war —"

„Nein, er war ja an mich adressiert, sagtest du, aber —"

Die Tochter, erregt von dem Gelesenen und noch mehr davon, daß sich hier, in diesen friedlichen vier Wänden, sozusagen vor ihren Augen und doch von ihr ungeahnt, eine Art Tragödie abgespielt hatte, warf den Bann, der seit einer halben Stunde auf ihr lag, mit einer gewaltigen Anstrengung zur Seite und stieß heftig hervor: „Dieser Brief ist von einer Frau — die meinen Vater geliebt hat!"

Frau Lauberg ließ den Schlüssel zurückfallen und sagte: „So! Von Anna Rietgert! Ich hätte es mir denken können."

Mutter und Tochter sahen sich an, mit den Augen zweier Frauen, zwischen denen der Vorhang reißt. Nichts mehr von Überlegenheit und Unantastbarkeit auf der einen, nichts mehr von kindlicher Unterwürfigkeit auf der anderen Seite. Ein zweites Leben, von dem die Tochter nicht geahnt hatte, daß es je dagewesen, verdrängte plötzlich die Vergangenheit mit ihren fast noch greifbaren Tatsachen. Mein Gott, so hatte es also bei ihnen ausgesehen und darin bestand das Glück dieser Ehe, daß diese Frau schreiben durfte: „Wir haben uns geliebt, wie Menschen nur einmal lieben können ..."

„Du wußtest das alles," fragte sie ächzend, „du ließest es geschehen —? Daß sie sich liebten und daß sie sich trennten? Ach," sie wandte der Mutter ihr von Qualen entstelltes Antlitz zu, „und du warst unglücklich?"

„Ja," gestand die Ältere sanft.

„Ach, und diese hier," Elisabeths Hand strich über den Brief, „sie muß Unmenschliches gelitten haben! Als sie die Nachricht von Vaters Tod empfing, hat sie ihren Jammer

nicht verbergen können; und ihr armer Mann, der seit Jahren gelähmt ist, hat ihr nur sanft die Hände gestreichelt. Nun bittet sie, sie fleht dich an um eine kleine Erinnerung, eine Sache, die ihm nahe war, die Vater berührt hat in seinen letzten Stunden — und sie möchte noch einmal, einmal sein Zimmer betreten —"

„Noch einmal," wiederholte Frau Lauberg langsam. „Ich soll auch nach dem Tode noch mit ihr teilen, sie trotzt auf die innere Zusammengehörigkeit —"

„Nein," rief Elisabeth, verzweifelt über die Konflikte, in die sie sich plötzlich gestellt sah, „von Trotz spricht aus diesen Zeilen nichts — nur Demut klingt aus ihnen und die Bitte um deine Verzeihung! Wenn du dich entschließen könntest, Mutter — ich flehe dich an, es wäre auch für dich eine Erlösung —"

„Ich brauche keine," sagte die Mutter mit harter Stimme. „Ich habe ihn und mich erlöst durch meine nie wankende Liebe. Aber ihr — ihr verzeihe ich niemals."

Ihre Augen irrten durch das Zimmer. Sein Frieden war gestört; nichts schien es ihr im Augenblick als nur der Spiegel, der einst die Schatten der schweren Szenen, in denen sie um Leben und Tod gerungen, zurückgeworfen hatte.

‚Hier stand ich — und dort er — und da hinten kniete sie,' dachte sie. Aber ihre Lippen blieben stumm.

Elisabeth stand am Tisch. Über ihre hageren Wangen, die schon den Reiz der Jugend verloren hatten, rannen die Tränen; sie ließ sie achtlos auf den Brief tropfen. So vieles hatte die alte Frau da drüben vor ihr voraus; alles was das Leben dem Menschen bieten kann, war ihr geworden: Liebe, Glück, Freude an einem Kinde — und Kampf um die Seele eines anderen. Ja, das mußte das Beste, das Höchste sein: der Kampf um jemandes Seele.

Ihre Mutter hatte gesiegt. Wie einst Sarah. Hagar hatte in die Wüste wandern müssen. Der Überschwenglichkeit des alternden Mädchens erschien es in diesem Augenblick, als sei die Verstoßene die Glücklichere von den beiden, denn was blieb der Zurückbleibenden? Das Bewußtsein, ihr Recht durchgesetzt zu haben. Wahrlich, ein trauriger Trost!

„Du kannst an den Schreibtisch deines Vaters gehen und aussuchen, was dir gut dünkt," sagte Frau Lauberg ruhig. „Wenn sie sich an einen Gegenstand klammert, so mag sie ihn haben, die Arme! Daran erkenne ich noch einmal ihr Wesen, Elisabeth: Was könnte mir ein totes Ding geben oder sagen?! Er wohnt in meinem Herzen, er ist mir allgegenwärtig — ich brauche kein äußeres Merkmal, um an ihn erinnert zu werden."

Sie nahm den Schlüsselkorb und ging hinaus. Es war besser so. Die alten Leiden waren abgetan. Wenn jene nicht zur Ruhe gekommen war — bedauerlich für sie! Und abermals ein Beweis ihrer Schwäche und der Kleinheit ihrer Leidenschaft. Der Große, Starke, Edle beherrscht sich; siegt. Überwindet. Er und sie, sie hatten überwunden. Konnten sie dafür, daß ihre Leidensgenossin im Staube liegengeblieben war?

Wie schön waren nicht die folgenden Jahre gewesen, die nach dem Sturm. Verklärt von ihrer großen, wiedergewonnenen Harmonie, rein und frei. Nein, sie ließ sich die Erinnerung daran nicht trüben, noch sich im geringsten in der Gewißheit erschüttern, daß sie sich so geliebt hatten, wie Menschen sich nur einmal lieben können und nur im Leben lieben — — — Mit Anstrengung dachte sie den Satz zu Ende: Diese Anna Rietgert, diese blonde, kleine Offiziersfrau, die nur ein wenig Klavierspielen, nur ein wenig liebenswürdig plaudern konnte — das alles in homöopathischen Dosen, so wie sie selbst eigentlich nur „halb" gewesen war, hatte es sich herausgenommen zu behaupten, daß auch ihre und Heinrichs Liebe von derselben unvergänglichen Art gewesen sei!

Frau Lauberg lächelte mitleidig, trotzdem doch nach ihrer Ansicht ein gut Teil Unverfrorenheit, um nicht zu sagen: Schamlosigkeit dazu gehörte, der rechtmäßigen Gattin des Verstorbenen gegenüber überhaupt von dieser Neigung zu sprechen. Damals freilich — ganz flüchtig tauchten ihre Erinnerungen in jene Zeit zurück — damals war es zu offenen Aussprachen zwischen ihnen gekommen; und sie, in ihrer Seelengröße, hatte dem Mann die Wahl freigestellt. Innerlich war sie davon überzeugt gewesen,

wie seine Wahl ausfallen würde. Die Konkurrenz einer Anna Rietgert brauchte sie wahrlich nicht zu fürchten!

Sie schloß die silbernen Armleuchter ein. Die Erinnerung an den Toten und ihr Besitzrecht an ihn und die Gewißheit seiner Liebe konnten ihr nichts und niemand rauben. Und wenn die Vergangenheit an die Tür klopfte, so reichte man ihr das Almosen, um das sie bat. Man wurde gewiß nicht ärmer dadurch!

Elisabeth räumte den Frühstückstisch ab, spülte die Tassen, gab Anordnungen in der Küche und legte die reine Wäsche in den Schrank; aber alles flüchtig und gleichgültig, wie gehetzt von dem Gedanken, daß es unwürdig sei, sich nach einem solchen Brief, der sie wie ein Blitzstrahl getroffen hatte, den höchst trivialen Anforderungen des täglichen Lebens hinzugeben. Als Menschen, von menschlicher Leidenschaft durchrüttelt, hatte sie die Eltern nie betrachtet. Für sie waren sie von jeher alt gewesen und wenn auch nicht gerade abgeklärt — dazu war der Vater zu heftig, die Mutter zu leicht empfindlich —, so schienen sie ihr doch Wesen zu sein, die eigentlich zusammenhanglos im Raume des Weltalls standen und sich mit ihrer Ehe, ihrer Stellung und ihrem zunehmenden Alter jedes weiteren Rechtes auf Erleben und neue Gefühle begeben hatten. Der Vater aber war seiner Frau, wenn auch gewiß nur in Gedanken und vorübergehend, untreu gewesen, die Mutter hatte darum gewußt — arme Mutter! — und sich noch einmal den erobern müssen, der ihr vor Gott und Menschen schon gehörte.

Aber die andere — was war mit der geschehen? Hatte sie sich so weit gedemütigt, um ihn zu bitten — oder war sie still in ihr Schicksal ergeben gewesen? Wer hatte ihr geholfen, das Leben weiter zu tragen, und wer die Wunden ihrer zerschlagenen Seele geheilt?

Der eigne Mann wahrscheinlich; ein armer Krüppel. Der um das Unglück seiner Frau wußte und ihre Hände streichelte — —

Sie schlich in ihres Vaters Zimmer, sie sollte ja etwas aussuchen. Die Mutter durfte nie erfahren, was, noch wann sie jener schreiben würde. War sie nicht gekränkt

genug — die Erinnerung daran, daß jemals eine andere sich zwischen sie gedrängt hatte, mußte ihr unerträglich sein. Und doch — und doch — sie rang die Hände und ließ dabei die Blicke zwecklos über das Schreibzeug, die Bilderrahmen und die belanglosen, aber pietätvollst behandelten Nippes auf dem Schreibtisch gleiten: war nicht das erst Leben, wo es Leid und Kampf gab? Und erst dann noch eine Liebe zu erproben! Wie unsäglich arm war ihr eigenes Dasein, ausgeschlossen wie jene von allem Glück kam sie sich vor. Wieder stieg heißes, überquellendes Mitleid in ihrer alten Mädchenseele empor, und sie fühlte: nichts von all diesem hier könnte jene befriedigen. — Sie stürzte davon in ihr bescheidenes Reich und nahm aus ihrem Schrank ein gläsernes, von blauen Bändern zusammengehaltenes Kästchen. In dem durchsichtigen Sarg lag eine verwelkte Rose auf einem seidenen Tuch und ein Zettelchen dabei, auf dem Elisabeth mit bester Schönschrift, aber leider mit Formenniveau Nr. 1 geschrieben hatte: „Rose aus meines geliebten Vaters Totenhänden; Tuch, das über sein Antlitz gebreitet war."

Sie wollte ein Opfer bringen. Das Höchste war dazu recht. Und jene würde begreifen, daß sie, die Tochter, ihre Liebe zum Vater verstände — und verziehe.

„Die Pfannkuchen sind dir gut geraten," sagte die Mutter des Mittags anerkennend.

Elisabeth senkte den Kopf. Sie hätte weinen und schreien mögen. Zum erstenmal hatte ihr Leben eine dramatische Steigerung empfangen, und die es am tiefsten hätte mit ihr empfinden müssen, die Mutter, sie ging absichtlich zur Tagesordnung über.

⌘ ⌘ ⌘

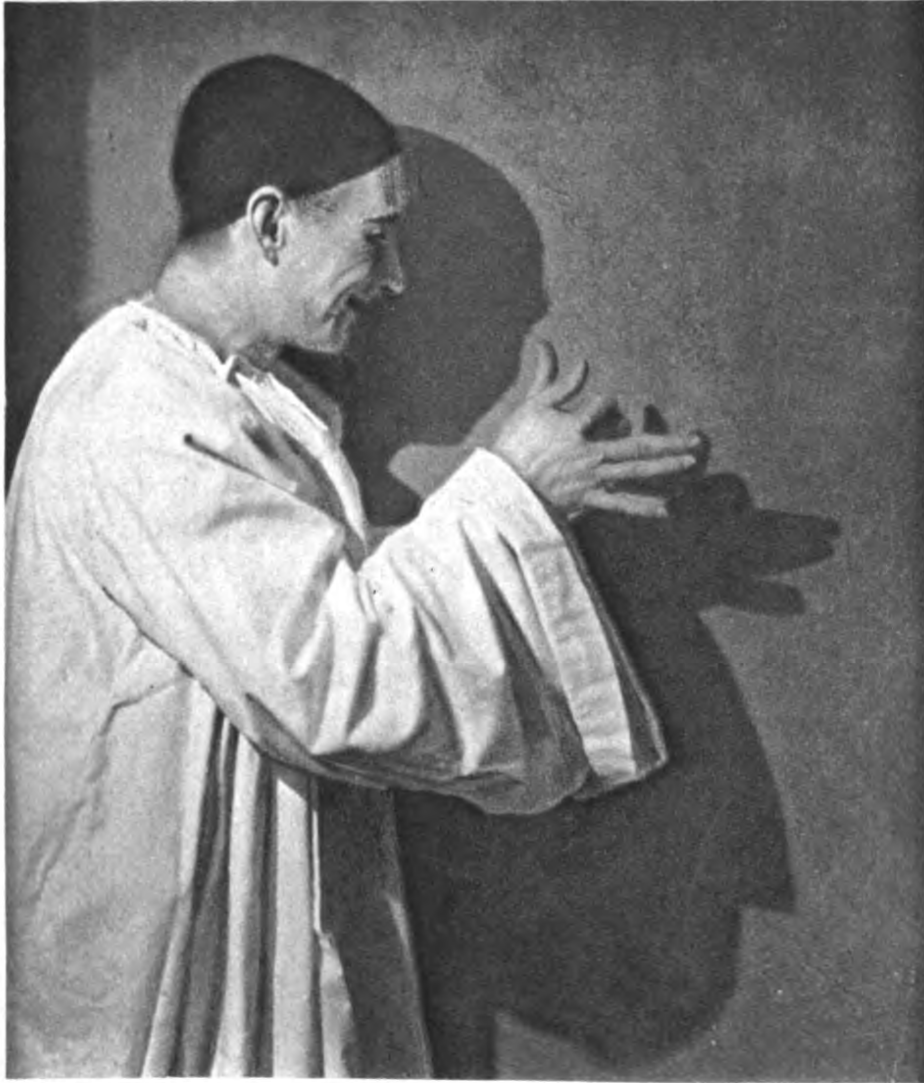
Ein paar Monate waren vergangen. Frau Lauberg hatte zum erstenmal seit vielen Jahren, denn sonst fand sie jede Erholung für sich überflüssig, einige Zeit in einem Badeort zugebracht. Eigentlich mehr aus Anstandsgefühl der Welt gegenüber als aus wirklichem Bedürfnis. Aber alle ihre Bekannten meinten, Frau Laubergs Nerven seien herunter oder vielmehr müßten herunter sein, und nichts sei in solchem Falle wohltuender, als Luft- und Platz-

wechsel. Wenn das also zur Trauer gehörte, daß man der Erholung bedurfte: gut! Ohne Murren unterwarf sich die Witwe auch dieser Sitte, und Elisabeth und sie suchten einen stillen Platz auf, an dem sich viel ähnliche Leidtragende zusammenfanden, mit denen man gemütlich den schweren Lauf der Schicksale austauschen konnte. In all diesen Geständnissen lag etwas ungeheuer Beruhigendes: alle hatten dasselbe Los zu tragen, eine gewaltige Schar von Witwen und Waisen blieb zurück, und diese erheiterten sich den stagnierenden Frieden ihres Daseins mit materiellen, nicht zu kostspieligen Freuden.

Frau Lauberg gedieh ersichtlich in der Waldluft und der geistig nicht aufregenden Atmosphäre. Elisabeth aber wurde immer unruhiger und klagte über schlaflose Nächte. Ihre Mutter konnte dies einfach nicht begreifen: die Speisen waren bei höchst annehmbaren Preisen schmackhaft und gehaltvoll, so daß man trotz des Aufwandes, den man sich mit dieser Reise erlaubte, doch nicht von Übervorteilung reden konnte, was natürlich aufregend gewirkt haben würde. Und wenn sie sich erholte und ihre Abspannung allmählicher Elastizität wich, wie kam dann die Tochter dazu, den Vorteil des Aufenthaltes nicht in doppelter Stärke zu fühlen?

Elisabeth schwieg zu diesen Vorwürfen. Gerade die Mutter durfte ja nicht ahnen, noch daran gemahnt werden — —

Bereits in den allerersten Tagen nach ihrer Ankunft war der Name Anna Rietgerts gefallen. Eine Dame, die mit ihr dieselbe Stadt bewohnte, hatte von ihr erzählt als von einer noch immer sehr schönen und eleganten Frau, die viel auf gute Toilette gäbe und fast als Schwester ihrer großen Töchter gelten könne. — Frau Lauberg hatte sich das schwarze Wolltuch, man saß am Kaffeetisch im Freien, über der Brust zusammengezogen und so obenhin gemeint, diese Anna Rietgert wäre von jeher eine eitle Puppe gewesen und dazu oberflächlich und — nun ja, ziemlich kokett. — Das letztere Wort griffen die Damen sofort auf, und es entspann sich eine Debatte darüber, ob und bis zu welchem Grade eine Frau Koketterie entfalten dürfe, ja, ob es nicht geradezu ihre Pflicht sei, sie diskret anzu-



Schattenspiel
Photographische Aufnahme aus dem Atelier d'Ora in Wien

wenden. Frau Lauberg wollte den Kampf mit einem: „Eine edle Frau verachtet alle Hilfsmittel,“ entscheiden. Aber sie wurde überstimmt.

Elisabeth nahm an dem Wortgefecht nicht teil: sie begann, sich ein Bild von Anna Rietgert zu machen. Auch sie hatte gelitten — jedes Wort ihres Briefes stand in Elisabeths Herzen fest — und sie war noch immer schön und elegant. Auf diese beiden Eigenschaften hatte ihre Mutter wohl nie Anspruch erhoben. Lange schon kleidete sie sich mit der unpersönlichen Würde alter Damen, denen die Hinzufügung eines hellen Einsatzes in die Taille oder eines Spitzenjabots bei Gelegenheit ein festliches Gepräge verleihen soll. Ihre Gestalt war stark in die Breite gegangen, sie trug bequeme, aber formlose Schuhe und verachtete es, ihrer Frisur durch irgendeine Anleihe einen modernen Zug zu geben. Gewiß war dies das Richtige, das Vernünftige, das intelligente Menschen gutheißen. Aber „noch immer schön zu sein und elegant“ und neben den eigenen Töchtern bestehen zu können — konnte das Sünde sein, war das Sünde? — ‚Ich möchte sie sehen,‘ dachte Elisabeth inbrünstig. Und der Wunsch verdichtete sich zu der Forderung: ‚Ich muß — muß sie sehen.‘ Dann wollte sie vergleichen und versuchen, gerecht zu urteilen; auch verstehen lernen, wie es möglich sein konnte, daß der Vater neben der klugen, vornehm gesinnten Mutter noch einer anderen Frau seine Neigung zu schenken vermochte.

Das quälte sie nun Tag und Nacht. Schließlich meinte sie, die andere müsse fühlen, wie ihre Gedanken sich um sie drehten und ihre Sehnsucht zu ihr wandere. Hatte sie nicht auch geschrieben, sie bäte, noch ein einziges Mal sein Zimmer betreten zu können —? Wenn sie nun in ihrer Abwesenheit käme und fände das Haus verschlossen —? Elisabeths Angst wuchs. Es schien ihr zur Gewißheit zu werden, daß sie Anna Rietgert verfehlen würde.

Nach der abgelaufenen Zeit reisten Mutter und Tochter in die Heimat zurück. Welkende Sträuße und Schokoladepäckchen begleiteten sie. „Aber es ist doch nirgends so schön wie zu Hause,“ meinte die Mutter zufrieden.

Elisabeth durchsuchte alles. Aber es fand sich keine

Karte im Briefkasten noch sonst ein Zeichen, daß die Ersehnte inzwischen dagewesen sei. Auch des Vaters Grab sah vernachlässigt aus, keine Blume von fremder Hand war niedergelegt worden, und Elisabeth pflegte und ordnete es mit seltsamer Hast.

Aber nichts geschah; niemand kam. Vielleicht war es nur ein Wunsch, dem die Erfüllung aussichtslos schien; vielleicht hatte auch sie nun schon vergessen, so wie die Mutter zu vergessen begann. Aber wenn es einen Rapport zwischen Menschenseelen gab, so mußte jene das Zwingende, Fordernde — Flehende fühlen, das täglich von Elisabeths Wesen ausging, um sie zu suchen; es mußte sie beunruhigen, sie zum Nachdenken bringen und schließlich ihre Schritte hierher lenken — —

Wenn Elisabeth soweit mit ihren Vorstellungen gekommen war, seufzte sie wie erleichtert auf: hatten sie sich einmal Aug' in Aug' gegenübergestanden, wußte sie, wen ihr Vater geliebt hatte, so war sie sicher, ihre Ruhe zurückzugewinnen. Wie ein Kreis würden sich ihre Ideen schließen, innerhalb dessen sie zur Abklärung, zum Erkennen und Verzeihen alles Geschehenen kommen konnte.

⌘ ⌘ ⌘

Und eines Tages beschloß Frau Lauberg, ihr Haus den Freunden wieder zu öffnen. Es kam ihr vor, als erwarte man, daß sie den ersten Schritt in die Welt zurück allein täte. Gewöhnlich nahm man ja an, daß Witwen auf größere Geselligkeit verzichteten und sich auf Tee- und Kartenkränzchen beschränkten. Aber Frau Lauberg wußte wieder, daß es sich durchaus mit den Wünschen des Verstorbenen deckte, wenn sie sich nicht an das untere Tischende, wo man die nicht mehr repräsentationsfähigen einzelnen Frauen zu placieren pflegte, schieben ließe. Im Sinne ihres guten Mannes schrieb sie deshalb einer langen Reihe Nächst- und Nahestehender, forderte für die Absagenden sofort in zweiter Linie Kommende auf und durfte endlich einen größeren Freundeskreis „ohne alle Umstände" bei sich erwarten.

Schon am frühen Morgen des zum Souper bestimmten Tages wurde Elisabeth mit einer langen Liste nötiger Einkäufe in die Stadt gesandt. Frau Laubergs Dienstmädchen

folgte ihr in räumlichem und zeitlichem Abstand, um die Pakete einzusammeln und heimzutragen.

Man kochte selbst; darein hatte Frau Lauberg stets ihre Ehre gesetzt. Sie stand in der Küche, mit emporgestreiften Ärmeln, und zerlegte einen Riesenhecht in kunstgerechte, schräggeschnittene Stücke.

Unten ging die Haustür. Frau Lauberg kümmerte sich nicht darum. Die Lieferanten kannten die Hausweise, Bettler mochten warten.

Erklang es da nicht auf dem Korridor wie leises Seufzen, wie Kleiderrauschen, wie ein ganz bescheidenes Hüsteln, um sich bemerkbar zu machen —?

Frau Lauberg klinkte mit dem Ellbogen die Tür auf, denn ihre Hände waren voll Schuppen und Fischblut. Ein breiter Strom von Licht erhellte den halbdunklen Gang mit der Wucht eines Scheinwerfers — und in diesem Lichtkegel stand Anna Rietgert! Auf den ersten Blick sah Frau Lauberg, daß sie für eine ältere Frau eine lächerlich dünne Taille hatte und daß ihre Trauerkleidung, auch der Schnebbenhut mit der feinen weißen Umrandung, geradezu kokett wirkte. Eine hübsche Zusammenstellung!

„Mama Lauberg," sagte die Fremde leise. Fast unmerklich schritt sie einen Schritt vorwärts.

Frau Lauberg legte die Hände auf den Rücken, zugleich wurde sie sich bewußt, daß man ihre von der Arbeit beschmutzte Schürze nun genau betrachten könne. Aber sollte sie sich etwa ihrer häuslichen Beschäftigung schämen?

„Mama Lauberg," wurde da sanft und bittend wiederholt.

„Ja, damit hat es angefangen," sagte Frau Lauberg und erschrak selbst über die Rauheit ihrer Stimme. Das kam davon, daß sie beim Fischschuppen heiß geworden war. Sie räusperte sich und begann von neuem: „Damit haben Sie mich damals zur alten Frau machen wollen, Anna Rietgert! Mit Ihrem: Mama Lauberg! War ich denn soviel älter als Sie? Vielleicht zehn oder zwölf Jahre! Berechtigte Sie das, mich beiseite zu schieben, mich als abgetan zu behandeln? Dies mütterliche Verhältnis mußte als Vorwand dienen, hier ungeniert ein- und ausgehen zu können —"

„Es war nicht so, im Anfang," unterbrach Anna Rietgert sie. „Ich hatte Sie sehr lieb — und Sie waren gütig —"

Sie brach ab und sah zu Boden. Im Schweigen ihrer Zuhörerin lag es deutlich: ‚Und wie haben Sie mir gedankt?'

Eine kurze Stille war zwischen den beiden Frauen. Dann hob Anna Rietgert den Kopf. „Ich habe von uns dreien am meisten gelitten, Mama Lauberg," sagte sie. „Nie habe ich ihn vergessen können; und ich weiß, daß er sich getröstet hat."

‚Mein Schmerz hat sie nicht beunruhigt,' dachte die Frau des Hauses ungeduldig. Aber es war unmöglich, auf ihr eigenes Leid anzuspielen und dabei äußerlich nicht in Bewegung zu geraten. Auf keinen Fall sollte diese Anna Rietgert ahnen, daß sie des Abends Gäste erwarte und einer so banalen Vorbereitung dazu nachginge.

„Ich danke auch herzlichst, herzlichst, Mama Lauberg, daß Sie mir die Rose und das Tuch sandten.

Wie — eine Rose? Ein Tuch? Hatte sie nicht an einen Briefbeschwerer oder auch an ein Papiermesser vom Schreibtisch gedacht? „Ich weiß nichts davon. Ich habe es meiner Tochter überlassen, etwas für Sie auszusuchen," antwortete sie unwirsch.

Seine Tochter! Ob sie ihm ähnlich geworden war, vielleicht seine Augen hatte? Einen Moment wurde es Anna Rietgert schwindlig: sie tauchte in das Glück und Weh jener Zeit zurück, als sie den Traum jener liebenden Frauen geträumt hatte, ein Kind von dem Mann, der ihr Herz und ihre Sinne erfüllt, zu empfangen und zur Welt zu bringen.

Frau Lauberg wurde ihre Stellung nach und nach unbequem. Anna Rietgert fühlte daß ihr Gehen erwünscht sei. Sie nahm sich zusammen und sagte leise: „So danke ich seiner Tochter, Mama Lauberg. Sie ist es auch wohl, die sein Grab so schön pflegt —" Frau Lauberg sah erstaunt auf — „ja ich war zuerst draußen — bei ihm. Und darf ich nun noch einmal — noch ein einziges Mal sein Zimmer betreten? Es ist ein Abschied auf ewig."

„Der Schlüssel hängt unten am Türrahmen," erwiderte die Gebetene. „Wollen Sie es sich, bitte, selbst aufschließen — ?"

Diese unhöfliche Form war gewiß nicht würdig. Aber was sollte sie tun? Unmöglich, wenn jemand einen Abschied auf ewig nehmen will, kann man sagen: ‚Ich muß mir erst die Hände waschen.'

Anna Rietgert wartete einen Augenblick, ob sich ihr nicht eine Hand entgegenstrecken würde: mein Gott, hatte denn sie nicht gesühnt durch ein langes, bitteres Leben — Da wandte sie sich leise und stieg die Treppe hinunter.

Kaum war sie fort, so eilte Frau Lauberg in die Küche, warf die Schürze ab und säuberte sich die Hände mit Bimssteinseife und einem Stückchen Zitrone unter dem Wasserhahn. Nachdem sie dann die Ärmel niedergestreift und zugeknöpft hatte, trat sie rasch in das nahe Zimmer des Dienstmädchens und blickte in den Spiegel: nein, es war noch immer unmöglich! Kein Mensch konnte verlangen, daß sie sich in diesem Aufzug und womöglich im hellen Licht der Rivalin zeigte. Und zu allem übrigen kam der Fischgeruch, der sie sicher noch wie eine Wolke umschwebte —

Da hörte sie auch schon unten die Tür öffnen und schließen. Sie lauschte. Unten aber wartete still und bebend Anna Rietgert; man wies sie noch einmal aus diesem Hause, man fand keinen Gruß, keinen Handschlag für sie!

Langsam trat Anna Rietgert über die Hausschwelle. Hinter ihr bimmelte lange und kläglich die Glocke. Sie war fort. Frau Lauberg atmete tief auf; und nun endlich konnte sie sich über Stirn und Augen streichen: o, diese Komplikationen des Lebens! Sie setzte sich in der Küche auf einen Stuhl, sie mußte mit sich selbst ins Reine kommen.

Nein, sie hatte nicht groß gehandelt; auch nicht barmherzig. Sie wußte, alles wäre anders gewesen, wenn Anna Rietgert zu einer Zeit, wo sie gut angekleidet zu sein pflegte, erschienen sein würde. Wenn man anständig frisiert und sich seiner äußeren Würde bewußt ist, kann man verzeihen und großmütig sein. Und dann — ja, dann wäre auch der Verstorbene mit ihr zufrieden gewesen. Tat, dachte — lebte sie nicht nur in seinem Namen? Für ihn sah sie am Abend Gäste bei sich, für ihn hatte sie sich erniedrigt, den Fisch zu zerlegen. Genau so, wie er es gern hatte. Weshalb mußte dies nun heute zusammentreffen? Worin lag

da die göttliche Fügung — was war der Zweck dieser ungeschickten Begegnung? —

Sie saß immer noch da, als Elisabeth zurückkam.

„O Mutter," sagte sie mit einem forschenden Blick auf den Fisch, „weiter bist du noch nicht?"

„Nein. Und ich muß dich bitten, daß du das Zerlegen übernimmst." Sofort zog Elisabeth gehorsam die Handschuhe ab und knöpfte sich das Jackett auf. — „Nämlich ich habe einen Besuch gehabt. Von dieser Anna Rietgert —" Elisabeth ließ die Knöpfe los und stützte sich auf den Tisch. „Sie war unten in Vaters Zimmer, es sollte ein Abschied für immer sein." Sie schwieg einen Moment, dann sagte sie ehrlich: „Ich war nicht gut zu ihr, Elisabeth. Nicht so, wie ich es zu anderen Zeiten gewesen wäre. Der Fisch war daran schuld — und ich fühlte mich innerlich gedemütigt und war deshalb äußerlich hart. Sie dagegen war sanft wie immer — und schön. Sehr schön. Obgleich ich die Art, wie sie ihre Trauer zur Schau trägt, nicht billigen kann. Aber nun werden wir uns nicht wieder begegnen — es ist zu spät zum Bereuen." — Sie träumte vor sich hin, bis ein Ton sie aufschreckte. Elisabeth saß am Tisch und hatte das Gesicht in den Armen verborgen. Sie weinte.

‚Ein merkwürdiges Kind,' dachte die Mutter. Denn wem galten nun diese Tränen? — Daß sie selbst nicht bis ins Tiefste von dieser Begegnung ergriffen war, mußte die Tochter doch merken. Sie sah schweigend auf die Schluchzende. Dann ging sie hinaus. Es gibt Dinge, die man zwischen sich ruhen lassen muß.

Elisabeth weinte stärker, als sie allein war. Ihre Mutter verließ sie und ahnte nicht, was in ihr vorging: daß sie einmal, ein einziges Mal im Leben teil an einem Drama hatte haben wollen; und daß das Schicksal auch jetzt nicht ihrer bedurfte, sondern den Faden durchschnitt, der sie mit der kleinen Tragödie verbunden hatte. Einmal war sie einem lebenswerten Ereignis nahe gewesen — nun war es versunken, und in der Luft zitterten noch schwach die Kreise seiner Erscheinung.

‚Ein Abschied für immer!' hatte die Mutter gesagt. Für immer! Es war vorbei.

Auszug aus dem Inhalt der bisherigen Jahrgänge von Velhagen & Klasings Almanach:

IV. Jahrgang

(Preis 4 M., in der Luxusausgabe 8 M.)

Erzählendes und Dichtungen: R. Auernheimer: Die Schule des Snobs; C. Busse: Das Mündel; M. E. delle Grazie: Ad duos amantes; E. Hoechstetter: Die Damen von Irmelsleben; H. v. Kahlenberg: Idyll; B. v. Kohlenegg: Die drei Gaben des eisgrauen Männleins; B. Frh. v. Münchhausen: Die Uhren des Albertus Magnus; St. Zweig: Der verwandelte Komödiant.

Aufsätze: G. Biermann: Der Künstler und sein Modell; C. Brachvogel: La grande maîtresse; A. v. Gleichen-Rußwurm: Die Tasse Tee; E. Heilborn: Das Bild der Geliebten in der deutschen Lyrik; W. Kleefeld: Von Laute und Gitarre.

V. Jahrgang

(Preis 4 M., in der Luxusausgabe 8 M.)

Erzählendes und Dichtungen: C. Bulcke: Hirschbrüllen im Harz; M. E. delle Grazie: Die blonde Frau Fina; H. Hart: Der Urenkel; H. Hesse: Auf einer Reise nach Asien; P. O. Höcker: Klo; R. Voß: Kentaurenliebe.

Aufsätze: C. Brachvogel: Der Prinz mit der Laterne; W. Fred: Die Frisur der Dame; E. Heilborn: Teestunden im alten Berlin; W. Hoof: August der Starke; E. Lewald: Der Backfisch; F. v. Ostini: Frauenschönheit in der modernen Malerei.

Jeder Band ist mit zahlreichen farbigen Kunstblättern, Intagliodrucken und auch Illustrationen zu einzelnen Aufsätzen geschmückt.



